

**D. Justus
Ludwig Jacobi
und die
Vermittlung...
seiner Zeit**

Justus Jacobi



5
10

D. Justus Ludwig Jacobi

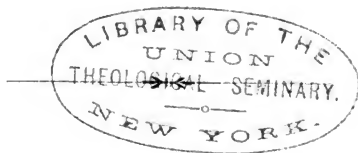
und die

Vermittlungstheologie seiner Zeit

von

J. Jacobi,

Pastor zu St. Stephani in Bremen.



Gotha.

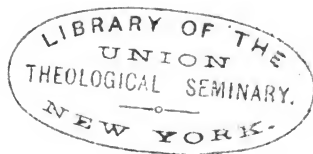
Verlag von Gustav Schloßmann.

1889.

H
J16
J1

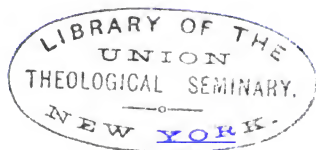
112168

Meiner Mutter.



Inhalt.

	Seite
<u>I. Kindheit und Schulzeit</u>	<u>1</u>
<u>II. Studienjahre</u>	<u>7</u>
<u>III. Vom Lizentiaten bis zum Königsberger Ordinarius 1842—51</u>	<u>34</u>
<u>IV. Königsberg 1851—55</u>	<u>63</u>
<u>V. Halle 1855—88</u>	<u>86</u>
<u>VI. Der Professor</u>	<u>102</u>
<u>VII. Kämpfe</u>	<u>124</u>
<u>VIII. Die Vermittlungstheologie</u>	<u>140</u>
<u>IX. Der Polemiker wider Rom</u>	<u>158</u>
<u>X. Friede nach dem Streit</u>	<u>173</u>



Vorwort.

Dem Andenten eines heimgegangenen Vaters sind diese Blätter gewidmet, welcher sein Heiligstes und Bestes den Herzen der Seinen eingepflanzt hat, und eben darum muß das Tiefste ruhen bleiben im verschwiegenen Grund nie endender Dankbarkeit. Dennoch wird auch die Entwicklung und das Wirken dieses evangelischen Lehrers dem nachfolgenden Geschlecht Interesse bieten und manchem seiner Schüler willkommen sein. — Wenn sich das stille Gelehrtenleben uns zum zeitgeschichtlichen Bild erweiterte und zum Vergleich mit den wissenschaftlichen und kirchlichen Fragen der Gegenwart aufforderte, so war die Absicht, die Vermittlungstheologie in einem ihrer letzten Vertreter psychologisch und historisch zu würdigen, das Verschwindende und das Bleibende dieser die Mitte unseres Jahrhunderts beherrschenden theologischen Richtung zur Darstellung zu bringen. Wir sind uns bewußt, daß der geringe Versuch eines im praktischen Beruf der Kirche Stehenden, und obenein unter der Abfassung dieser Schrift aus einem Pfarramt in das andere Berufenen auf mancherlei Widerspruch und Berichtigung stoßen wird. Möge der sachliche Widerspruch nur Anregung bringen, wie die Prüfung des Erbes der Väter uns selbst zur Klärung über das der Kirche und Theologie Notwendige verholfen hat! Die Parteien, ihre Namen und ihre Ziele, wechseln. Obwohl wir uns hüten mußten, durch Persönliches aus dem Nachlaß des Vaters den Reiz der Darstellung zu erhöhen und dadurch in die Zeitkrankheit der Indiskretion zu verfallen,

gehört doch vieles von dem Erzählten bereits der rasch schreitenden Geschichte an. Das Mitgeteilte soll keineswegs die Schärfe der Parteigegegensätze vermehren, eher die zahlreich vorhandenen Punkte der Verständigung aufdecken. Denn der heimgegangene Lehrer war selbst kein Parteimann. Nur einen unzerbrechlichen Fels erblicken wir in dem rastlos flutenden Strom christlicher Lebensentwicklung, der ist: Der objektive, der geschichtliche Heilsbesitz in dem menschgewordenen Versöhner; während die Gefahr der Zeit uns Auflösung der Glaubenssubstanz in fromme Subjektivität zu sein scheint. Heiligung, Vollkommenheitslehre gilt alles, und leise und unmerklich werden die dogmatischen Stützen als überflüssig hinweggezogen. Aber der Bau zerfällt und das hohle Nichts des Rationalismus starrt uns entgegen, ohne den festen Grund: Heilsgewißheit! Und weil wir darauf einen Mann, einen Gelehrten von umfassender Kenntnis der Geschichte der christlichen Kirche leben und sterben sahen und segnend seine Hand auf unserm Haupt fühlten, als der Sohn Rechtfertigung aus dem Glauben als unveräußerliches Gut der Erfahrung erkannt und bekannt hatte, — darum scheuen wir uns nicht, dies Geheimnis eines vollendeten Lebens kund zu thun als das Beharrende in aller Bewegung der Zeit, als das Eine, was not thut in Ewigkeit.

Der Verfasser.

I.

Kindheit und Schulzeit.

Justus Ludwig Jacobi wurde am 12. August 1815 zu Burg in der Provinz Sachsen geboren. Sein Vater, einer Kaufmannsfamilie entstammend, hatte Friederike Dorothee Neumann, des Zolleinnehmers in Haidebeck Tochter, heimgeführt. Der Vater des alten, würdigen Einnehmers, dessen Zollhaus die Fluten der Elbe hinweggespült haben, hatte einst in der „langen Garde“ Friedrich Wilhelms I. gebient, ein begünstigter Liebling des Soldatenkönigs; von diesem Vorfahren pflegte man in der Familie die stattlichen Gestalten herzuleiten, welche die Mutter Friederike und unter mehreren ihrer Kinder auch ihren Sohn Justus auszeichneten. Allein mehr als die äußere Ähnlichkeit knüpfte den Sohn ein Band innerer Seelengemeinschaft an die Mutter, eine Frau von schlichter Frömmigkeit, hellem Auge und starkem Geist, welche durch die schweren Wechselfälle des Geschicks die Ihrigen mutig und glaubensvoll hindurchzusteuern wußte. Denn nachdem ihr Gatte seinen kaufmännischen Betrieb mit der Bewirtschaftung des Gutes Güter bei Burg vertauscht hatte, verschlechterte sich ihre materielle Lage allmählich. Die Kraft des rechtschaffenen Mannes war der Ungunst der damaligen ländlichen Verhältnisse nicht gewachsen. Öfter pflegte der Sohn, welcher sich von dieser frühen Jugendzeit her ein Interesse für Hof und Acker bewahrt hatte, bei der Wahrnehmung landwirtschaftlicher Meliorationen auszurufen: „Ja, wenn mein Vater das bereits gekannt hätte; wenn er z. B. die Brache des vierten Theils

der Ländereien umgangen hätte, — was damals für irrationell betrachtet wurde!“ Unter diesem Druck der schlechten Zeiten, der auf dem elterlichen Hause lag, waren natürlich die Verhältnisse nicht nur die denkbar einfachsten, sondern auch der jugendlichen Freuden gar wenige. Neun Kinder waren inzwischen geboren, sechs Mädchen, drei Knaben. Justus war der fünfte in dieser Reihe. Seinen Taufnamen soll er der Vorliebe einer im Hause weilenden und helfenden Schwester der Mutter, der Tante Sophie, für irgend einen Romanhelden aus der damaligen belletristischen Litteratur verdanken; er hat ihm auf tiefere Weise Ehre gemacht. Ein Gerechter durch den Glauben zu sein, war die Summa seines Lebens. — Die Mädchen und Knaben wanderten des Morgens über Feld gen Burg in die dortige Bürgerschule. Für den kindlich-frommen Sinn des Hauses spricht es, daß als einer der Knaben unterwegs einst von den andern auf eine unterlassene Schularbeit aufmerksam gemacht wurde, er auf freiem Felde niederkniete und Gott brünstig um Beistand bat. Später richteten die Eltern, welche trotz beschränkter Mittel kein Opfer für die Erziehung ihrer Söhne scheuten, mit andern Burgenser Familien eine Schola Collecta ein, die unter dem Rektor Crusius zu einer gewissen Blüte gelangte. Noch lange bewahrte der nachmalige Professor in seiner Bibliothek eine Prämie: „Moritz Götterlehre, verliehen dem Schüler der fünften Klasse, Justus Jacobi, Burgensis.“ Verriet sich bei dem Knaben frühe schon eine gelehrte Begabung, verbunden mit einem vortrefflichen Gedächtnis, so öffnete sich nicht weniger das Auge für die ländliche Natur der Heimat, für die grünen Flächen jener Elbniederungen; und gelegentliche Besuche der Familie in dem befreundeten Pfarrhaus von Jerichow, dem lieblichen Städtlein an der Elbe, gegenüber dem zinnengekrönten Tangermünde, mit der alten Klosterkirche aus Backsteinen und dem alten Burgberg, welcher der Frau Pfarrerin Herzberg gehörte und auf welchem die jungen Burgenser mit den Pfarrers-Töchtern und Söhnen sich fröhlich tummelten, — solche Sichten verklärten die ernste Jugend und leuchteten in der treuen Erinnerung des Mannes

fort. Unauslöschlichen Eindruck aber rief der erste Anblick der Thürme von Magdeburg hervor, wohin der Vater einst auf ländlichem Leiterwagen den Knaben mitnahm. Als man dann auf dem altertümlichen, schattigen Fürstenwall wandelnd, den breiten, von Schiffen belebten Strom unter dem mächtigen Joch seiner Brücke bewundernd, an der Wasserkuranstalt vorüber kam, welche schon damals die goldene Inschrift: „*Ἰσχυρὸν μὲν ὕδωρ*“ zierte, übersezte der Knabe zwar sink zur Genugthuung des Vaters das Wort des alten Griechen Pindar: „Das Beste zwar ist das Wasser;“ zerbrach sich aber lange den Kopf, was doch das „zwar“ bedeuten sollte.

Die Unzulänglichkeit der kleinen Lateinschule in Burg veranlaßte den Vater, den inzwischen Dreizehnjährigen auf dem Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin anzumelden, nachdem bereits der älteste Sohn Julius in eine Handlung ebendasselbst eingetreten war. Die karglichen Verhältnisse heischten, daß das Anerbieten einer bekannten Familie, den Knaben aufzunehmen, dankbar ergriffen wurde. Dieselbe hatte aber eine Gastwirtschaft inne; und davon abgesehen, daß man sich wenig um ihn bekümmern konnte, traten durch den Verkehr mit der Bedienung im Haus mancherlei Versuchungen dem Heranwachsenden nahe, unter welchen Gottes Hand sichtbar über ihm war und der sittliche Charakter des Jünglings sich stählte. Doch empfand er es selbst als eine Befreiung, da nach dem Tode des Vaters die Mutter mit den Schwestern nach Berlin übersiedelte und der Schoß des Familienlebens sich dem Sohne wiederum erschloß.

Das berühmte Joachimsthalsche Gymnasium war die Pflanzstätte seiner gründlichen philologischen Vorbildung. Noch heut nimmt dasselbe den Ruhm in Anspruch, diese klassische Grundlage vor anderen höheren Schulen zu gewähren. Mit seinen alten, erinnerungsvollen Klassen- und Alumnatsräumen an der Burgstraße blühte es damals unter Meinecke, dem feingebildeten Schulmann, dem Schwiegervater der Philologen Forkel und Bergk, gegen welche Jacobi die Pietät, welche er für seinen Direktor empfand, weiter pflegte. Derselbe

verstand es, nebst den andern vortrefflichen Lehrkräften am Gymnasium, in den Geist der Alten die Schüler einzuführen. Ohne Zweifel fußte die Gesamtbildung mehr auf dem Boden der antiken, als der modernen deutschen Klassiker. Daher theilte eine gewisse ruhige Bewegung des Stils und selbst der Weltanschauung, mehr als glänzende Pointen, blühende Ausdrucksweise, von jenen Vorbildern her dem verständnisvollen Jünger sich mit. Hier legte er den Grund nicht sowohl für die leichte Bewältigung philologischer Schwierigkeiten, welche das quellenmäßige Studium der Kirchenväter später ihm bot, sondern auch zu jener gedrungenen, ebenmäßig fließenden Darstellung im Vortrag wie in Schriften, die dann, vom Gegenstand getragen, zu warmer Begeisterung sich erhob; jedoch die Rebeblüte verschmähte und die Phrase floh. An den Alten, gestand er oft, habe er sich gebildet! Und wenn die tiefwurzelnde Neigung für ihre unvergängliche Schönheit etwa nur noch im Unterricht oder in der Wiedergabe des Homer an seine Kinder hervorbrach, so pflegte er wohl zu äußern: „Ja, so herrlich schreiben die Kirchenväter nicht; aber der Inhalt ist größer als alle Dichtung der Griechen.“

Die humanistische Bildung, welche doch nicht nur dem Geist, sondern auch dem Charakter des Mannes bis hinein in seine sittlichen, religiösen, politischen Anschauungen ein durch nichts zu ersetzendes Gepräge verleiht, ward in dem Abiturientenzeugnis*) voll anerkannt: „Er entwickelte einen erfreulichen Grad eines zur Selbständigkeit gereiften Urteils“, heißt es von seinen „Anlagen und Fleiß“. Unter der Rubrik des Lateinischen und Griechischen wurden seine gründlichen Kenntnisse in beiden Sprachen, seine Sicherheit und Gewandtheit im Übersetzen hervorgehoben. „Sein lateinischer Stil empfiehlt sich durch Klarheit und Angemessenheit.“ Ähnliches Lob wird seiner Durchbildung im Deutschen! Selbst schwierige Aufgaben weiß er mit Geist und Gründlichkeit zu behandeln. Dagegen bekannte er selber von der „nur befriedigend“ be-

*) Das Zeugnis ist dem Zögling des Gymnasii im Alter von 19½ Jahren nach sechsjährigem Besuch Michaelis 1834 ausgestellt.

urteilten Mathematik, daß ihm diese Wissenschaft stets verschlossen gewesen sei. Das Gesamturteil bezeugt gewiß mit Recht, daß er ein durchaus geordnetes Betragen mit einem nicht gewöhnlichen Grad sittlicher Selbständigkeit und gereifter Gesinnung verbunden habe.

So ging er aus den Hallen der bis ins Alter geliebten Bildungsstätte hervor. Wenn es in der „Religion“ im Abgangszeugnis nur lautete: „Er folgte dem Unterricht mit Teilnahme,“ so enthält der kurze Ausdruck wohl keinen Tadel, fällt vielleicht auch auf den Unterricht zurück. Nur soviel scheint hervorzugehen, daß eine tiefere religiöse Erkenntnis, wie sie damals bereits durch erweckte Prediger hätte entzündet werden können, erst in einer späteren Epoche ihm aufging. Das Konfirmationszeugnis findet sich aus dem Jahre 1832, also aus seinem siebenzehnten Lebensjahre, bescheinigt von dem Pfarrer an der evangelischen Parochialkirche Jablonski. Die Jugend, zumal die sich selbst überlassene, lief damals ohne parochiale Schranke und oft ohne innere Gründe nach eigener Wahl zu diesem und jenem Geistlichen. Er selber beklagte später, ohne auf seinen Konfirmandenunterricht zu zielen, den geringen Wert, der auf diese wichtige Phase im jugendlichen Leben gelegt ward.

Vielleicht, daß irgend ein Freund ihn nach sich zog. Denn innige und mit Jünglingsfeuer in der Tiefe genährte Freundschaften knüpften sich bereits auf der Schule und festigten sich durch das Leben für das Leben und bewahrten Treue bis in den Tod. Es ist die Zeit der Jünglingsfreundschaften! Nicht der sentimental, nicht der ästhetischen, sondern der aus dem Jungbrunnen der Volkserneuerung geborenen starken, urkräftigen, auf strenger Wahrhaftigkeit gegeneinander beruhenden Freundschaften. Diese Jünglinge sind unerbittliche Richter über ihre eigenen Gefühle und unter einander! Darin verwandt mit der pietistischen Bewegung, durch welche die tiefer Angelegten auch hindurchgehen. Karl Heinz, zuletzt Gesandtschaftsprediger in Rom, der Geliebte der Jugend, glücklichen Verhältnissen entsprossen, auch für die schönen

Künste begabt, treibt die Kritik zuweilen bis zur Schroffheit. Während der Schulkamerad eine instinktive Abneigung gegen alle leiblichen, die Sinne verletzenden Schäden und Gebrechen hat, muß er absichtlich Schilderungen davon anhören oder plötzlich einen tierischen Kadaver ansehen, um sein Gefühl dagegen abzustumpfen. In späterer Periode sind es die seelischen Zustände, welche die Genossen mit derselben rückhaltlosen Offenheit, nicht selten sich selbst peinigend, aufdecken. Im Mannesalter verklärt sich dann die Kraft der Jugendfreundschaft zu einer wunderbaren Zartheit, hier und da übergossen von der lindenden Trauer um entschwendene Zeit, reißt zu selbstloser Förderung mit Rat und That in ungeschminkter Aufrichtigkeit und bringt als christliche Bruderliebe Früchte für die Ewigkeit. Es wird uns vergönnt sein, aus Briefen davon noch Proben zu geben. Unter den einander nahestehenden Koätanen des Gymnasiums sei nur noch Th. Schumann, ein talentvoller, namentlich um seine mathematische Gabe von dem Freund beneideter Jüngling, erwähnt, der einzige, der unter schweren Führungen seines Gottes die Gefährten überlebt hat.

Im Hintergrund jedoch all dieses Freundschaftslebens stand immer, umworben von der kindlichen Liebe, der stille Witwenstuh der Mutter. Als der treue Vater, durch Sorgen früh gebrochen, die Augen schloß, am 5. Januar 1831, durfte er insofern beruhigt über das Los der Seinen heimgehen, als eine mit großen Opfern erkaufte und behauptete Rente der Gattin ein spärliches Auskommen sicherte. Sie zog mit den Töchtern nach Berlin, wo dieselben durch ihrer Hände Arbeit für sich und die jüngeren Brüder noch hinzuverdienten, indes der ältere, Julius, von seinem Prinzipal hochgehalten, und später ganz mit dem Geschäft betraut, auch an seinem Teil die Mutter und die Geschwister kräftig unterstützte. Eine seltene Einmütigkeit umschlang die Familie und hob sie durch tüchtige Arbeit aller Glieder aus dem Dunkel einer kärglichen Existenz zu angesehener und gesicherter Stellung empor. Aber der Wettstreit der Liebe um die sanfte Mutter dauerte fort. Als der

Hallenfer Professor sich ein eigenes Heim gegründet und endlich die Mutter bewogen hatte, mit den Töchtern zu ihm zu ziehen, da meinte er dennoch nimmer genug die Sohnespflicht erfüllt zu haben.

II.

Studienjahre.

Vom mütterlichen Segen geleitet, zog der junge Studiosus an der Seite seines Freundes Heinz im Herbst 1834 in Halle ein, um unter dem Rektorat Eiselens und dem Dekanat Wegscheiders in die Zahl der Theologiebesessenen aufgenommen zu werden. Berichte aus damaliger Zeit schildern ihn als einen hochaufgeschossenen Jüngling, zu dürftig genährt, nach dem Urtheil der Aushebungskommission, um in den Reihen der Armee erspriessliche Dienste zu leisten. Aber aus den braunen Augen in dem leicht zur Seite geneigten Haupt strahlte ein edles Feuer und über der bedeutend geformten Stirn schattete volles, dunkles Haar.

Das Halle von damals mit seinen unebnen, von einer leichten bräunlichen Schicht überzogenen Gassen und seinem intensiven Dorfgeruch ist kaum noch als Kern der jetzigen modernen, villengeschmückten Stadt, des weitgedehnten industriellen Knotenpunkts, wieder zu erkennen. Allein die Saale bespült wie damals ihre lieblichen Ufer mit ihren Felsen und Burgen, und die wechselnden Geschlechter der studierenden Jugend verleihen der ehrwürdigen Alma Mater Halle-Wittenberg ewige Jugend. Der bescheidne Jünger der Wissenschaft, welcher dort am „Carcerplan“ eine billige Stube bezog, ahnte nicht, daß ihm hier ein Herd und eine Wirksamkeit über ein Menschenalter hinaus beschert sein sollte. Aber mit seinen kühnsten Träumen und Hoffnungen späterer Zeiten verflocht sich die Sehnsucht nach einem Amt innerhalb der dortigen Fakultät. Freilich, so wie der theologische Lehrkörper damals zusammen-

gesetzt war, konnte er das Verlangen des jungen Studenten unmöglich befriedigen. Noch hatten die Häupter der rationalistischen Richtung die unbestrittne Führung, und Tholuck's providentielle Mission seit 1826 bezw. seit 1830*) begann erst sensfornartig sich zu entfalten. Vorlesungen hat Jacobi bei ihm nicht gehört, in den engeren Kreis seiner Hausfreunde ist er nicht getreten, ob er auch sicherlich dem gewaltigen Prediger im akademischen Gottesdienst gelauscht hat. Die näheren Beziehungen gestalteten sich erst von Berlin aus, wenn Tholuck in den Cottwitz-Neanderschen Kreisen einkehrte. — Eregetische Collegia N. u. N. Testaments finden wir bei Wegscheider und Gesenius belegt und „ausgezeichnet fleißig“ besucht. Der inniggläubige, zartbesaitete Ullmann wurde von der Kirchengeschichte her dem Studierenden bekannt und blieb ihm zeitlebens verbunden. Die Studien dieser zwei ersten Semester aber erhielten, wie es recht ist, eine breitere Basis. Sie erstreckten sich auf „Geschichte des Deutschen Reiches und Volkes“ bei Leo; auf philologische Encyclopädie bei Bernhardt; sogar auf Sanskrit, neben dem Theokrit, bei Pott. Das Ungenügen in der eigenen Wissenschaft, das nur von ferne Stillung ahnte, mochte in die Peripherie treiben. Jedenfalls war die von der Schule her fortgesetzte Beschäftigung mit den Alten dem zukünftigen Historiker nicht nachtheilig. Damals war es, wo Bernhardt ihn über dem eifrigen Studium des Tacitus fand und zu ihm meinte: „Der Tacitus ist wohl Ihre Bibel?“

Neben der emsigen Arbeit herrschte harmlose Fröhlichkeit im dortigen Freundeskreis, der sich von der burschenschaftlichen Bewegung ferngehalten zu haben scheint. Wenigstens bezeugt nachher die Berliner Examatrikel, daß er „einer Teilnahme an verbotener Verbindung unter Studierenden bisher nicht beschuldigt worden sei.“ Dagegen erzählte er wohl manchen studentischen Spaß; wie Heinz einst einen mit Wasser gefüllten Handschuh an die Decke über seiner Lagerstatt aufgehängt habe, dessen Inhalt auf des Schläfers Antlitz tropfte; und wie

*) L. Witte, Das Leben D. F. A. G. Tholuck's, Viesefeld u. Leipzig 1884 f.

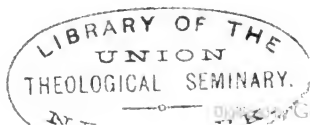
derselbe Schalk mit einem Andern den nichts ahnenden Spaziergänger am hellen Mittag unter den Arm gefaßt, unter dem Vorgeben, er wandle nicht mehr ganz richtig auf seinen Füßen, und wie sie bei seinem Sträuben ihre Sorge nur noch vermehrt hätten zur Ergözung der Vorübergehenden. Mit seinem spätern Schwager Karl Brandt, dem tüchtigen Orientalisten und dereinstigen Missionar, wurde Thüringen durchstreift. Es erregte die Verwunderung der Bergnügungsreisenden, als der letztere an irgend einem idyllischen Rastort eine neuentdeckte phönizische Inschrift hervorholte, deren Entzifferung sein Interesse erregte. Stark waren die Freunde, wie das damalige Geschlecht überhaupt, in Fußwanderungen, bei äußerst geringen Ansprüchen an Kost und Quartier, nur häufig im Kampf mit Zollwächtern und Paßvisitatoren.

Jedoch das erste Studienjahr in Halle ging schnell herum. Eigener wissenschaftlicher Instinkt und Freundesrat trieb ihn nach Berlin. In einer von Heing verfaßten scherzhaften Abschiedsode äußert der Scheidende selbst:

„Wenn es nur Bernhardt wollte,
Blieb ich an der Saale Strand.“

So zieht er fort zu weiterer, innerer und äußerer Entwicklung und die Klage des vereinsamten Freundes schallt ihm nach. —

Das Berlin Friedrich Wilhelms III., um die Mitte der dreißiger Jahre noch nicht 300,000 Einwohner zählend, bot dem Besucher den Eindruck vornehmer Ruhe. Das Militär einerseits und die geistigen Potenzen andererseits, geschart um die Universität, behaupteten ein entschiedenes Übergewicht. Schinkel hatte die Hauptstadt des wiedergeborenen Preußens mit herrlichen Gebäuden bereichert im Geist hellenischer Kunst, und die Bevölkerung folgte dem Meister mit lebhaftem Anteil. Es war Jacobis erwachende Freude an der Kunst, als ihm die Schönheit des Schauspielhauses und der Bauakademie, die architektonische Gesetzmäßigkeit ihrer Linien einst Nachts bei scharfem Mondlicht aufging. Rauchs Künstlerhand schuf die



unvergleichlichen Denkmäler der nationalen Größe. Das häusliche und gesellige Leben zierte, wie in den guten Zeiten Athens, hohe Einfachheit bei einem gewissen Hang zur Entfaltung blendenden Geistes und Witzes. Dabei fehlte es nicht an großen Häusern, welche an sogenannten offenen Abenden Sammelplätze der Geister darboten. Die Schöpfung aus der Zeit der tiefsten, vaterländischen Erniedrigung, die Universität, feierte im ersten Vierteljahrhundert ihres Bestehens den Triumph glänzendster Erhebung. War einst in dem Feuer ihres Idealismus das Siegfriedsschwert der Befreiung gegläht worden, noch brannte auf ihrem Herd die edle Flamme der verjüngten Wissenschaft, freien, hohen Lerntriebs, ob zwar die erste Generation der Lehrer soeben abgetreten war. Denn, von andern zu geschweigen, der Mann war nicht mehr, welcher den religiösen und philosophischen Ertrag früherer Jahrhunderte in sich vereinigend, ihm eine neue, Neues anbahnende Gestalt und Inhalt verliehen hatte: Schleiermacher war am 12. Februar 1834 geschieden! Die theologische, ja die gebildete Welt Deutschlands und halb Europas trauerte um ihn. „Es war eine Anerkennung des Geistes, wie sie selten gesehen wird.“ *) Hier ist der Ort nicht, die grundlegende Bedeutung dieses religiösen Genius in seiner Entwicklung darzuthun; nur seine Ausstrahlungen auf die Nachwelt anzudeuten liegt auf der Linie unserer Schrift. Schleiermacher gehört auch zu denen, welche mehr gelesen und gekannt, als von ferne bewundert und kritisiert sein wollen. Teilt er doch mit andern schöpferischen Geistern — wir erinnern nur an Herder — das Los, daß die Zeit nach ihnen der Schultern vergift, auf denen sie steht. Vieles in litterarischer oder christlicher Weltanschauung mag von dem späteren Geschlecht anders gewandt und ausgebaut sein, die fundamentalen Anregungen entstammen jenen Genien. Wenn heut der Unterschied zwischen persönlichem Glauben und Dogma, Religion und Theologie, Kirche und theologischer

*) Trendelenburg, in einem von Jacobi edierten Brief: Schleiermachers Briefe an die Grafen zu Dohna, herausgeg. v. demj. Halle 1887 b. Strien.

Schule jedem halbwegs gebildeten Laien klar zu machen ist, so verdanken wir das dem selber tief und innig religiösen Mann. Wenn auch der streng konfessionell gesinnte und geschulte evangelische Christ nicht in Abrede stellen wird, daß die Idee der Kirche sei der Zusammenschluß des religiösen und ethischen Faktors im Christentum, des Person- mit dem Gattungsbegriff, der Gegenwart mit der Geschichte und Tradition; ja wenn dieser organische Begriff der Kirche anstatt eines nur juridischen, sich immer mehr Bahn bricht, — der bestgehaßte Mann von ehemals hat ihn aus seiner Begeisterung für die evangelische Kirche geboren, und der verfeinerte Katholizismus eines Möhler hat denselben auf sich wirken lassen! Die Selbstbeglaubigung der christlichen Wahrheit durch das fortgehende Zeugnis des heiligen Geistes am inwendigen Menschen — das Schriftprinzip der Reformation; und nun vor allem die centrale Stellung der Person und nicht der Lehre Christi, — das reformatorische Materialprinzip, — beides hat der Bekämpfer des Rationalismus und Supranaturalismus zuerst wieder ins Licht gestellt. Aber eben an diesen Centralpunkten mußte und konnte die verneuerte Theologie fortarbeiten, ohne jenes Ringers gegen die Wogen seiner rationalistischen Zeit zu vergeffen. Wohl war seitdem das Recht einer objektiven und vorurteilsfreien Kritik der Urkunden unseres Heils freiert und kein Theolog, welcher der Wahrheit die Ehre giebt, kann an den kritischen Fragen vorüberschleichen. Die Extreme nach Rechts und Links tragen die Stempel der Unwahrscheinlichkeit, der Konsequenzmacherei in sich. Aber der unbefangene historische Wahrheitsinn, wie er auf dem Gebiet der Profangeschichte immer mehr durchdringt, so eilt er auch zu den biblischen Quellen hin und erblickt nach Abzug der kritischen Untersuchungen eine solche Klarheit und durch keine Kunst ersindbare Einfachheit der heiligen Geschichte, eine solche Tiefe des Reichthums beides, der Weisheit und Erkenntnis Gottes, daß er auf den Wunderbergen Gottes sein Heil stabilirt, und keine Macht der Welt kann es ihm entreißen! Man wende nicht ein, dieser Wahrheitsinn sei nur ein subjektiver Faktor.

Er ist es so wenig wie bei dem Profanhistoriker, welcher durch ihn die Zustimmung aller gerecht denkenden Beurteiler erhält. Die biblische Wahrheit ist nur eine, und „ihr müßten alle frommen Herzen zufallen“. Aber man nähert sich ihr in konzentrischen Kreisen in Gemäßheit der tieferen oder flacheren Erkenntnis von Sünde und Gnade. Und hier ist der springende Punkt, der vom formalen zum Materialprinzip des christlichen Glaubens hinüberleitet. Je ernster die Erfahrung es mit der Sünde nimmt, um so höher steigt ihr die Gnade im Wert. Weiß sich der sündige Mensch unter jener Trennung von Gott, die nur durch das versöhnende Leiden des Mittlers Jesus Christus als des Sohnes Gottes aufgehoben wird, so befindet er sich unleugbar im Heiligtum der biblischen Wahrheit, wobei es weniger bedeutsam ist, ob das Verdienst Christi mehr unter dem Gesichtspunkt der Sühne oder dem der stellvertretenden Genugthuung erfaßt wird; beide Gedankenreihen enthält die Schrift. Alle, die durch Lebensführungen, Erziehung, wissenschaftliche Gottes- und Weltanschauung nicht zu diesem rein erfaßten Materialprinzip des Glaubens stehen, bewegen sich auf Stufen dahin: Je flacher die Auffassung der Schuld, um so leichter wiegt die Bedeutung der Person Christi. Es ist kein menschliches Recht vorhanden, mit dem Irrtum auch die Irrenden zu verurteilen. Sind sie aufrichtig, so wird Gott sie weiter führen; sind sie voreingenommen, durch allerlei Philosophie, so wird Er sie nachsichtig beurteilen; handeln sie wider bessere Erkenntnis, so ist sein das Gericht. Die Frage ist eine religiös-ethische. Diese betonen die Moral über dem religiösen Moment; bei jenen dependiert die Ethik von dem rechtfertigenden Glauben. Auch die weit rechtsstehenden, sogenannten bibelgläubigen Theologen, ein Stier und ein Beck, sofern sie das Materialprinzip verschieben, die Rechtfertigung durch Christi Verdienst statt in das neue persönliche Verhältnis zu Gott, in eine sittliche Umwandlung setzen, weichen sie von jener tiefsten Erfassung der menschlichen Schuld ab. Und die methodistischen Richtungen unserer Tage verfallen in denselben Fehler einer Bevorzugung der Heiligung vor der

Rechtfertigung, wobei sich dann nicht selten gerade moralische Defekte ergeben.

Indem Schleiermacher zu den beiden Polen des Christentums eine limitierte Stellung nahm, — seine Erfassung von der Sünde vielleicht im letzten Grunde bestimmt durch eine deterministische Welt- und Gottes-Anschauung; seine Erfassung von der Person Christi dahin bestimmt, daß in der historischen Person des Herrn das Urbild der gottwohlgefälligen Menschheit in die Erscheinung trete, daß ein Anstoß zu gottseligem Leben den in ihn eingehenden Gläubigen durch Jesum geworden sei, also in beiden Beziehungen rationalistische Nachwirkungen; — gingen die von ihm angeregten theologischen Lehrer über ihn hinaus. Auf biblischen Pfaden, der Kritik ihr Recht einräumend, gelangten die Ritsch, Tholuck, Neander, Müller, Dorner zu jener tieferen Erkenntnis menschlicher Schuld, aus welcher dann die Anbetung der *una salus hominum* am Kreuz sich von selbst ergab. Die Beobachtung des eigenen Herzens, die Erfahrung des Friedens in Christo nach heißen inneren Kämpfen stimmte ihrer religiösen Erkenntnis zu, und das Selbsterlebte und das durch die Schrift Bestätigte kristallisierte sich in herrlichen Persönlichkeiten, von denen Ströme des Lebens ausgingen.

Nie wieder vielleicht seit Luther hat die Rechtfertigung aus dem Glauben eine so bestimmende Bedeutung gehabt, wie in der erwachten Blütezeit der Theologie. Sie war das *ὄδος πρὸς τὸν σταθμὸν* dieser Männer, der einzig feste Punkt im Weltenall. Sie fernte dieselben gleich weit von pietistischer Einengung wie von konfessioneller Hervorkehrung des Kirchenbegriffs. Sie ließ manche Dogmen der Kirche minderwertig erscheinen, und, obwohl die Mehrzahl der Lehrer zu den trinitarischen und christologischen Dogmen korrekt stand, konnten sie dennoch nachsichtig sein, wenn jemand zwar in diesen und jenen *locis* abwich, dagegen die Gnade von Christo allein erhoffte. Es war ohne Zweifel ein subjektivistisches Moment in der kirchlichen Haltung dieser akademischen Führer, ein christlicher Idealismus, welcher gleichgültiger gegen die Gemeinschaft der

Kirche, nur die Persönlichkeit an dem einen, allerdings höchsten, evangelischen Maßstab maß.

Das Haupt ihrer Schule, Schleiermacher, war kein Luther. Die volkstümliche Begabung des Gottesmannes ging dem Gelehrten ab, welcher die Bildungselemente unsrer klassischen Blüteperiode und der Romantik in sich aufgesogen hatte. Auch sein großartiger, — thätiger und leidenschaftlicher — Anteil an der Erhebung Preußens aus der Schmach verrät doch nicht den Volksredner. Er wirkte mehr durch die Gebildeten auf das Volk. Er blieb der geistige Aristokrat, der Dialektiker, welcher, wie wir Bernharby einmal sagen hörten, gleich der Spinne von einem Punkt aus die mannigfachsten, interessanten Fäden schloß und den Hörer im Gewebe unentrinnbar einschloß, wobei sich dieser zuweilen erst nachher besann, daß er eben dialektisch gefangen worden sei. Aber von der Reformation Luthers her, wohl mehr als von seinem eignen Revolutionszeitalter, hatte er den starken Begriff der Persönlichkeit. Man kann sagen, Schleiermacher erst hat mit der Entdeckung des 16. Jahrhunderts, mit der Wertung des „Ich,“ Ernst gemacht. Die Summa der Vorzeit aus Orthodorie, Pietismus und Rationalismus ging durch das Medium seines Geistes, gewann dort spekulativen Gehalt und architektonische Gestalt. Unwillkürlich stellte er sich damit kritisch zu dem historisch gegebenen Bekenntnis wie zu jener Frömmigkeit, die im überlieferten kirchlichen Gewande ging. Eine gewisse Kluft bildete sich zwischen dem wissenschaftlich behandelten Glauben und der schlichten biblischen Erkenntnis; zwischen spekulativem Fortschritt und kirchlichem Konservatismus. Die akademische Höhe des Professors erschien gesondert von der Einfalt des Katechismusglaubens. Bereits in seinen letzten Lebensjahren mußte er erfahren, daß der geliebte Schüler und Freund Alexander Dohna den Bedenken gegen seine Theologie Raum gab, und er rühmt die Selbstverleugnung, womit der Graf trotz der sich fernenden Richtung die Liebe ihm bewahrt habe.*) Der

*) Briefe an d. Grafen Alex. zu Dohna, herausg. v. Jacobi p. 92.

kleine Zug ist symptomatisch sowohl für Schleiermacher als für das zukünftige Auftauchen der wissenschaftlichen und praktischen Gegensätze. Er verrät ja nur den Fortbestand jenes Zwiespalts, der einst den jungen Schleiermacher von der herrnhutischen Wiege seines Glaubens schied; — desselben Zwiespalts, in welchem er sich Henriette v. Willich gegenüber sah, da sie nach dem Tode des Gemahls in Aussprüchen der Schrift kindlich Trost suchte und er, der Veräter und zweite Bräutigam, das Bildwerk in den biblischen Ausdrücken nicht zu übersehen vermochte.

War hier ein esoterischer und exoterischer Standpunkt, der jede Verständigung ausschloß? An sich nicht, wenn man, wie jener gräfliche Freund, die Achtung für die Persönlichkeit sich erhielt; wenn man nicht wiederum in den alten Fehler der Verwechslung von Glaube und Dogma verfiel, und auf dem Gebiet des Glaubenslebens einer ethischen Schätzung für die verschiedenartigen Bedürfnisse des christlichen Gemüts hüben und drüben sich nicht verschloß. Denn auch diese hohe theologische Wissenschaft mußte doch anerkennen, daß sie bei ihrem subjektivistischen Fluge den realen Lebensmächten der Kirche nicht immer gerecht wurde. Sie durfte in ihrer Polemik gegen die Sehnsucht vieler nach festeren kirchlichen Normen und Formen nicht alsobald Romanismus wittern. Ihre vornehme Kühle übersah zuweilen, daß die erbaulichen Bedürfnisse von Pastoren und Gemeinden sich das Verhältnis zwischen Gott und Mensch lebensmäßiger, realistischer vorstellen müssen, und indem die Wissenschaft sich dagegen ablehnend verhielt, entstand unter ihren Augen ein linker Flügel, welcher die kritischen Konsequenzen ziehend und nur zu oft eifernd gegen Alles, was nach Orthodoxye und Pietismus schmeckte, das Kind mit dem Bade ausschüttete. Kein Wunder, daß die Reaktion heraufbeschworen wurde! Allein auch sie besetzte leider ein tiefgewurzelttes Mißtrauen gegen jede freiere Regung; innerhalb der Kirche. Während sie in den Schacht der heiligen Schrift sich versenkte und Schätze heraufförderte, welche die tiefer angelegten Gemüther unter den christlichen Laien allein befriedigten,

bemächtigte sich ihrer eine Verachtung gegen die wissenschaftliche Forschung, die zur Vergrößerung der Kluft zwischen Theologie und Praxis wesentlich beitrug und in unsern Tagen beiden Theilen verhängnisvoll zu werden droht. Während die kirchlich-lutherische Rechte die Wahrung des Erbes der Väter in Hinsicht auf Liturgie, Lehre und Recht der Kirche sich angelegen sein ließ — erst eine unbefangene Zeit wird es ihr danken! — verquickte sie sich nicht selten mit kirchenpolitischen Tendenzen, welche das Recht ihres guten Gewissens notwendig trüben mußten. Es war kein ganz ungegründeter Vorwurf, wenn die Männer der Union dem konfessionellen Lager vorhielten: „Ihr seid dogmatisch und ergetisch uns nicht so fern; aber ihr hängt ein kirchliches Mäntelein über Euren freieren Stand zu den Symbolen und zum Schriftprinzip.“ Richtiger wird das trennende Moment sich so definieren lassen: Im Lager der Vermittlungstheologie eine subjektivistische Art, begnügt, wenn das Materialprinzip des evangelischen Glaubens sich in den christlichen Persönlichkeiten auswies; bei den Konfessionellen eine größere Wertschätzung der objektiven Kirchengemeinschaft, ein größeres Verständnis für die Menge des Volks, eine größere Wärme. Man sieht, die Gegensätze schließen einander nicht notwendig aus! Vielleicht ist unsre Zeit, die Erbin jener Geisteskämpfe, der Lösung näher, als wir selbst glauben.

In jene von Schleiermachers Genius wissenschaftlich beherrschte Sphäre trat der Student Jacobi ein, während vom Mutterhause her, in welchem er Wohnung nahm, bald Einflüsse praktischer Frömmigkeit, einer religiösen Erweckungsperiode sich auf ihn geltend machten; und die Durchbringung zwischen Wissenschaft und Pietismus in einer lautereren, aber zugleich feurigen Persönlichkeit, die Abklärung derselben zu ruhiger Wissenschaftlichkeit mit einem subjektiv-pietistischen Grundzug der Seele wird das Ergebnis seiner Studienzeit von 1835—1842 sein. Eine Prädisposition seines Geistes sowohl wie die theologische Richtung, welche er in Berlin vorfand, macht ihn zum Vermittlungstheologen. Er ist der Schüler der diese Schule begründenden Männer, bald der

Genoß an ihrer Seite. Er erlebte den Übergang in eine neue Phase. Begleiten wir ihn auf die Alma Mater, deren leuchtendste Bierden er das Glück hat, zu seinen Lehrern zu zählen.

Soeben war Twesten aus Kiel auf den Schleiermacherschen Lehrstuhl übergesiedelt (1835). Lebhaft steht er uns vor Augen, der kleine gebrungene Mann mit dem klaren Auge, wenn er im elterlichen Haus zu Halle früh angebahnte freundschaftliche Beziehungen fortpflegte. Weniger spekulativ als sein Vorgänger, glaubte er die objektive Kirchenlehre mit dem subjektiven christlichen Bewußtsein in seiner Dogmatik ausgleichen zu können, obwol seine „Vorlesungen über die Dogmatik der ev.-luth. Kirche“ auf der Unterlage des De Wette'schen Kompendiums sich erhoben. Aber die persönliche Frömmigkeit auch dieses Mannes wußte sich in der That dem Bekenntnis nicht so fremd, wie scharf ihn auch Hengstenberg von sich wies. Sein Charisma ist die Objektivität des christlichen Gewissens. Das offenbart uns seine Dogmatik, das seine kirchenregimentliche Mitwirkung, worin er „das Jünglein an der Wage“ nach dem Ausspruch eines Kollegen im Oberkirchenrat war. Fast bei jedem Besuch in Berlin finden wir Jacobi in dem geistig angeregten, feinsinnigen Twestenschen Hause, bis ihn die hochgehende politische Erregung der Frau Twesten ein wenig scheucht, welche übrigens am Sarge des reich begabten Sohnes zur schmerz erfüllten Märtyrerin ihrer Überzeugung ward.

Ferner stand Jacobi dem Hegelianer Marheinecke. Von der kühlen, etwas steifleinernen Art des Mannes war er noch bei seiner Meldung zum Lizentiatenexamen unsympathisch berührt, wie er meinte, weil er nur „praktische Theologie“ bei ihm belegt hatte. Einstmals hatte Marheinecke die theol. Fakultät bei dem Minister Altenstein verklagt, sie sei nicht wissenschaftlich genug. Unter das hierauf erfolgende Monitum schrieb Schleiermacher: „Was ist Wissenschaft?“

Neander: „Wenn ich nicht wissenschaftlich genug bin, hätte man mich sollen in Heidelberg lassen.“

Ein Dritter (wir unterdrücken den Namen) schrieb: „Ich werde mich bemühen, den Befehlen Sr. Excellenz nachzukommen.“

Neben dem tüchtigen Venary für das Hebräische fesselten aus der philosophischen Fakultät der feurige Steffens und Trendelenburg den Jünger der Wissenschaft. Während der erstere, obwohl nie ganz das fremdländische, nordische Idiom verleugnend, durch seine poesievolle Auffassung der Naturphilosophie mehr als durch Akribie der Forschung fortrifft, ward ihm in dem Anderen ein Lehrer und freundschaftlicher Führer von seltner Eraktheit der wissenschaftlichen Methode und Lauterkeit des Charakters. Wenn je die philosophische Welt- und Lebensanschauung den Mann gemacht hat, so war es bei Adolf Trendelenburg der Fall. Klar wie sein Denken war auch der Spiegel seiner Seele; übrigens dem Christentum nicht fremd. Und der kraftvolle Mann mit dem ruhigen Adel jeder Bewegung des Geistes wie des Körpers pflegte jungfräulich zu erröten, so oft er Menschen gegenübertrat! Er ist mit seinem Hause lebenslang Jacobi ein warmer Freund gewesen. Die gleiche edle Objektivität verband beide. Als Trendelenburg im Jahre 1858 das Amt des Referenten für die Universitätsangelegenheiten im Kultusministerium angetragen wurde — ein Amt, für welches sein psychologischer und wissenschaftlicher Klarblick ihn vornehmlich befähigte, lehnte er ab mit Bezug auf den von ihm selbst vorgeschlagenen Olshausen und schrieb hierüber an den Hallenser Freund: . . . „Es war mir nicht möglich, mich zwischen Universität und Ministerium zu teilen, worauf es abgesehen war. Ich wäre in zwei Haltheiten zerfallen. Es war mir nicht möglich, den eignen wissenschaftlichen Gedanken so zu entsagen, wie es nötig gewesen. Mein Entschluß war erleichtert, weil ich Olsh. nach seinem Lebensgang, nach seinem alle vier Fakultäten umfassenden Blick, nach seiner billigen, kritischen Art und vor allem nach seinem bewährten Charakter für die Stelle wie prädestiniert erachtete. Ohne ihn hätte sich schwerlich der rechte Mann im preussischen Lande gefunden.“ — Trendelenburg ist es wert, genauer nach seiner zuverlässigen Gelehrsamkeit gekannt zu

werden und wir freuen uns einer neuen Publikation seiner religionsphilos. Grundanschauungen von Dr. D. Veef (Gotha bei Behrend 1888).

Es sind endlich die beiden großen Väter der Geschichtswissenschaft, zu deren Füßen Jacobi zu sitzen vergönnt war: Ranke und Neander. Beide verbindet ein Band: Die Ideen in der geschichtlichen Darstellung sich auswirken zu lassen, während in der realistisch-kritischen Detailforschung der Gegenwart kaum noch von solchen die Rede ist. Beide wissen, daß keine menschliche Thätigkeit von wahrhaft geistiger Bedeutung ohne Stellungnahme zu Gott ist und daß daher das irdische Leben in den zwei großen Grundformen der Gemeinschaft, in Staat und Kirche verläuft. Während nun der Staat zu nationalisieren sucht, hat die Kirche einen Zug über die volkstümlichen Schranken hinweg ins allgemeine. Der Profanhistoriker also wird die Kirche als Moment in der staatlichen Entwicklung betrachten, der Kirchenhistoriker wird ihrem Kurvengang durch die Zeiten und Staaten zuschauen. In ihren Wegen werden sich die politische und die kirchliche Betrachtungsweise vielfach begegnen, die Ziele sind verschiedene. Ranke las im Sommersemester 1837 Neuere und im Winter 1839/40 Neueste Geschichte. Bereits damals nahmen Männer aus allen Ständen, besonders Offiziere, neben den Studierenden auf den Bänken des Auditoriums Platz. Jedoch war der Vortrag kein leichter, den genußsuchenden Hörer fesselnder. Wie die tieferen Strömungen im rasch dahineilenden Fluß rauschten die Ideen unter der Oberfläche genauer Geschichtsdarstellung einher und fanden in kurzen, pointierten Sätzen Ausdruck. Jacobi gehörte zu den ausdauernden Schülern, wie die sorgfältig geschriebenen und bewahrten Kollegienhefte mehr als die Zensuren der Exmatrikel: „mit rühmlichem, mit vorzüglichem Fleiß“ ausweisen. Den Werken des großen Gelehrten widmete er allezeit die lebendigste Aufmerksamkeit; auf manchem Krankenlager mußten die Seinen ihm aus Ranke vorlesen. Wenn geklagt wurde, daß des Königl. Janssen tendenziöse Entstellungen protestantischerseits nicht genügend

ausführlich beantwortet würden und darum auf evangelische Leser nicht ohne Eindruck blieben, pflegte er zu sagen: „Sie haben Rankes Reformationsgeschichte. Es ist ihre Schuld, wenn sie sich bethören lassen.“ Die Anekdoten des Welt abgewandten in seinem Geist nur mit Königen und Kaisern wandelnden, und doch in die vaterländischen Geschichte eingreifenden Forschers und Ratgebers seiner Könige tauschte er gerne mit Freund Herbst aus. So, wenn Ranke, im Winter 1870/71 auf archivalischen Studienreisen zu Wien dem die Höfe im Interesse seines Vaterlandes bereisenden Thiers begegnet, und auf die Frage des Franzosen: „Mit wem führt Ihr denn eigentlich Krieg?“ die schlagende Antwort erteilt: „Avec Louis XIV!“ Oder wenn in den Zeiten innerdeutscher Spannung und Verkennung derselbe Gelehrte als Gast an einem süddeutschen Hof angerebet wird: „Ihr Preußen seid ja ganz gemüthliche Leute, wenn Ihr Euch nur nicht so verhaßt machen wolltet;“ so wird die Herausforderung mit dem lakonischen Stolz erwidert: „hm, macht Euch doch einmal verhaßt!“

Das Verhältnis des Jüngers aber zum Meister bildete sich nach oft gepriesener göttlicher Fügung zwischen Jacobi und August Neander. Er hat um den Abend des eignen Lebens dem väterlichen Freund ein Denkmal der Pietät gesetzt,*) welches uns der skizzenhaften Nachzeichnung überhebt. Seine Einweisung in den besondern Beruf sowie in das Amt des akademischen Lehrers verdankt er diesem Stern an der Berliner Universität, der ihm zum Leitstern gegeben ward. Seit 1813, von Schleiermacher aus Heidelberg berufen, wirkte er Tausenden zum Segen. Bahnbrechend, den nur menschlichen Pragmatismus eines Mosheim umgestaltend fügte er zu dem Zusammenschauen der historischen Erscheinungen das teleologische Moment. Wie kann der arme Mensch etwas schaffen? Er ist nur Werkzeug in der Hand eines von Ewigkeit her leitenden Rathschlusses! Und diese göttliche Leitung hat in der Zeit Leben, Kraft, nicht Lehre, in die Welt hinein gegeben, um ein Gott

*) Erinnerungen an D. August Neander, Halle 1882, bei E. Strien.

gemäßes Leben zu erzeugen. Es ist das vielangewandte Gleichnis vom Sauerteig, welcher allmählich die Welt durchbringt. Die Macht des jungen Evangeliums schuf in seiner apostolischen Urperiode leuchtende, christliche Persönlichkeiten, eine Gemeinschaft der durch das Bundesblut des Mittleren Gerechtfertigten; bis in einer zweiten Periode eine Priesterschaft aufkam, die rückbiegend zum alttestamentlichen Levitentum, in ihrer sichtbaren Repräsentanz, der Kirche, und in der Hingabe des christlichen Volks daran die alleinige Vermittelung des Heils erblickte. Alle sich regenden Reaktionen des christlichen Gewissens werden nach G. Arnolds Vorgang mit besonderer Liebe verfolgt. Endlich folgt eine dritte Periode; die Reformation erneuert wieder die ursprüngliche Kraft des reinen Evangeliums: Verjüngt strahlt es in den aus Gnaden Gerechten, und alle Erscheinungen bis auf die Gegenwart sind an diesem Materialprinzip der Reformation zu messen. Es erhellt aus dem dreiteiligen Schema, welches die reichlichste Quellenerschließung ausfüllt, daß das kirchenhistorische Interesse sich vornehmlich auf die christlichen Individuen, auf die Auswirkung des rechtfertigenden Glaubens in ihnen, konzentrieren wird. Daß die Kirche, daß die Entwicklung des Reiches Gottes auch Selbstzweck ist, tritt zurück. Der Katholizismus der zweiten Periode ist als Depravation, als mißlungener Versuch echter Kirchenbildung dargestellt. Nur historisch wird dem damaligen Bedürfnis der Christen nach festeren Formen zwischen gnostischen Judaismen und Ethnizismen Rechnung getragen. Man gelangt freilich auch nur historisch weiter, wenn man mit Harnack sagt: Die Masse der alten Christen war der alttestamentlichen, gesetzlichen Auffassung der Religion zugänglicher, sie verstand Paulus nicht. Das beschließt eben auch eine Dekadence, vorausgesetzt, daß man den paulinischen Universalismus als das Christentum *κατ' ἐξοχήν*, als die Lehre des Herrn selbst betrachtet und nicht als eine Richtung neben anderen. Diese letztere ursprünglich Baur'sche *petitio principii* beherrscht jedoch die Darstellung des neuesten Dogmenhistorikers und hier wird und muß sich die Beurteilung von ihm scheiden,

welche dem paulinischen Lehrtropus als den rein christlichen nicht aufzugeben vermag. Aber eine andere Betrachtung wird der Wahrheit und dem Irrtum in der Kirchenbildung gerechter werden, diejenige, welche von dem Prinzip ausgeht, daß das göttliche Leben sich zuerst in einzelnen Persönlichkeiten auswirkt, dann zur Gemeinschaftsbildung, zum Reiche Gottes als seinem Ziel weiter schreitet. Nun mag Menschliches und Falsches sich an die zeitliche Erscheinung der Kirche geheftet haben. Aber unentwegt durch Mittelalter und Neuzeit bewegt sich ihre Ausgestaltung fort. Noch liegen ihre Formen zum Teil in der Zukunft, sind also die resultierenden Kombinationen aus der bisherigen Geschichtsforschung; aber — die Gegenwart verrät wieder stärker den sozialen Zug, — der Blick richtet sich statt auf die Persönlichkeiten, auf die Gesamtheit, auf die Kirche!

Die Zeichnung dieses Fortschritts vermissen wir in der Neander'schen Kirchenhistorie. Sie giebt die wertvollsten Bausteine in der Beschreibung des christlichen Lebens unter Leitung des heiligen Geistes. Sie führt in der Dogmengeschichte die Lehrbegriffe zurück auf die religiöse Entwicklung des Menschen. Das erhebt sie weit über Mosheim und die Centurien. Das göttliche teleologische Leitmotiv in diesen Biographien wird nicht ersetzt durch alle noch so detaillierte Einzelforschung, wenn sie nur Sektion des Kadavers ist, auch nicht durch alle Hereinziehung politischer, finanzieller Faktoren, durch welche die Geschichtsschreibung der jüngsten Zeit sich unzweifelhaft auszeichnet. Neander war davon erfüllt, daß die Kirchengeschichte zur Erbauung der Gemeinde dienen müsse und Erbauung (im buchstäblichen Sinn des *οἰκοδομεῖν*) ist den neuen Darstellungen fremder geworden. Sie nehmen, wie in der Kunst, die Wahrheit des Realismus für sich in Anspruch. Aber ist jener Idealismus unter göttlichem Gesichtswinkel minder wahr?

Einen Mangel in methodischer Beziehung weist bei Neander und seinen Schülern die Teilung in Geschichte, Lehre, Leben, Verfassung der einzelnen Perioden, in der Dogmengeschichte

die Zweiteilung in die mehr biographische Skizzierung und die Lehrbegriffe auf. Eine gewisse Unübersichtlichkeit und Wiederholungen sind die unvermeidliche Folge. Der Fehler hängt mit der objektivierenden, individualisierenden, analysierenden Behandlung zusammen. Vielleicht gelingt es der Zukunft, synthetisch, von großen Grundbegriffen aus das flüssige Metall mehr in einen Guß zu bringen, wie hierzu bedeutsame Ansätze bereits gemacht sind. Der historische Blick leitete Neander auch bei seinen exegetischen Arbeiten. Die Geschichte der Pflanzung und Leitung der christlichen Kirche durch die Apostel wird, die erwähnten formalen Mängel abgerechnet, ein klassisches Werk bleiben. Seine Erklärungen der Briefe, zumal der katholischen und pastoralen, traf mitunter der Vorwurf, daß sie zu praktisch, erbaulich gehalten wären. Jacobi pflegte dies der Forderung neuerer Generationen gegenüber nach größerer praktischer Nutzbarkeit der Exegese hervorzuheben.

Hinter den Zeugnissen aber stand der Zeuge! In keiner anderen Fakultät ist die Persönlichkeit des Lehrers so sehr das Lehrende als wie in der theologischen. Das macht, weil doch der Kern der Wissenschaft Leben für das Leben ist. *Pectus est, quod facit theologum.* Diesem seinem Wahlspruch getreu zog Neander die studierende Jugend in seine Häuslichkeit, die der jungfräuliche Jünger seines Herrn an der Seite der praktischer gerichteten, Geist und Wiß begabten Schwester eröffnete. Wenn er so vor den Studenten trat, mit jener Unbeholfenheit, welche angeborene Kurzsichtigkeit und ein Leben unter den Büchern leicht erzeugen, aber unter den stark buschigen Brauen und den halb gesenkten Lidern hervor traf ein Strahl des schönen Auges den Jüngling, und der Mund redete warme Worte des Herzens, — das war ein Eindruck, den der Besucher nicht vergaß. Mit dem Apostel Johannes ist der große Lehrer oft in Wort und Lieb*) verglichen worden, — aber mit jenem richtig gezeichneten Jünger der Liebe, in welchem ein verhaltenes Feuer unter der demütigen Hingabe

*) Vgl. den schönen Gesang Kossels, mitgeteilt von Jacobi am Schluß seiner Erinnerungen an Neander.

an den göttlichen Meister lobert. Auch in Neander war neben der Sanftmut und Tauben-Einsicht des geläuterten Christen Kraft und hohe Begeisterung für den Sieg der von ihm verfolgten evangelischen Wahrheit. Er war bei aller Welt-Abgezogenheit ein Charakter im Strom der Zeit. Jacobi konnte unwillig werden, wenn aus lauter Anekdoten gelehrter Zerstretheit ein schiefes Bild des Mannes zusammengesetzt wurde. Viele der Geschichten, die über ihn umlaufen, hielt er aus genauer Kenntnis für geradezu erfunden und entstellt. Der religiöse Charakter, der Unzähligen ein Lehrer zur Gerechtigkeit geworden ist, forderte nie und nimmer ein mitleidiges Lächeln heraus!

Und ein Mittelpunkt verehrender Liebe ist er seinen Schülern, wie wenige gewesen. Ihn selber verband, vielleicht ein Erbteil der Romantik, schwärmerische Freundschaft mit Chamisso. Und die gleiche Zuneigung ward ihm von seinen jungen Freunden zu teil. Die Hingebung an Neander war etwas Heiliges in diesem Kreis, das die Jünglingsherzen höher schlagen ließ. Sie war das Band, das Erkennungszeichen, welches den Schülerbund über Deutschland und bis nach Amerika hin verkettete. Sie war ein bildendes Moment für die Persönlichkeiten seiner Nachfolger selber. Und sie konnte ein so lauterer, ungeschminktes Pietätsgefühl über das Grab hinaus sein, weil sie keinem Parteihaupt galt. Verehren können ist der Menschheit, besonders der Jugend, bestes Teil! Wenn es heut im Schwinden begriffen ist, so liegt das daran, daß die Lehrer auf Schulen und Universitäten häufig zu sehr Dozenten, zu wenig Zeugen mit dem vollen Einsatz ihres Selbst sind. Die Originalität leuchtet mit gedämpftem, keinem unmittelbarem Licht. Und sie findet keinen Widerschein in der frühreifen, zu früh auf Politik, Praxis und Broterwerb ausgehenden Jugend. Keine Frage, daß die Ideale mehr auf unsern hohen Schulen gepflegt werden müssen, sonst werden diese humanen Anstalten wider Willen aus innerm Zwang und eigener Schuld in Stätten der Realbildung sich wandeln.

Der Kreis, welcher A. Neander umgab, der Freundeskreis

Jacobis, war durchweht von idealem Geist. Da stand an der Spitze und zugleich nach seiner theologischen Richtung auf dem äußersten Flügel Hermann Kossel, der Sohn eines rheinischen Gymnasialdirektors, dessen Witwe mit dem Sohn und den Töchtern nach Berlin gezogen war, und über den Kampf mit den Kleinigkeiten des Lebens durch den Geistesreichtum ihres Hauses immer wieder elastisch und frei sich erhob. Hermann, die Zierde der akademischen Jugend, war von jener verklärten Schönheit des Antlitzes und des Geistes, welche früh vollendeten Lieblingen Gottes aufgeprägt zu sein pflegt. Die Züge des edlen, an Schiller und Novalis erinnernden Hauptes hat sein Freund, der Bildhauer Hagen aufbewahrt. Er selbst war Theolog, Dichter und Bildhauer zugleich. Das beste Relief von Neander stammt von seiner Hand, ein Geschenk an Jacobi vom Jahre 1842. Seine Gedichte sind es wert, für einen größeren Kreis neu herausgegeben zu werden. Sie haben ihren Einfluß auf jugendliche Gemüter nie verfehlt. Es herrscht in ihnen eine verhaltene Glut, „ein tiefes Schweigen“, wie er selbst in der „Zueignung“ bekennt, — einem Sonett, von welchem Geibel geäußert hat, er wünschte wohl, es verfaßt zu haben. Mit dem Liede „Dem Geliebtesten der Lehrer“ trat er Neander zuerst näher. Er hatte es anonym zu dessen Geburtstag eingesandt. Neander, sonst wenig empfänglich zumal für Gelegenheitspoesie, fand doch Gefallen daran und ahnte den Dichter. Er lud ihn zu einem seiner „Studentenabende“, setzte ihn an seiner Seite und legte das Gedicht zwischen sich und Kossel. Indem er äußerte, hier sei ein sinnig Lieb, das solle einmal vorgelesen werden, ließ er mit einer Bewegung des Armes das Blatt hinunter fallen und beobachtete Kossels Züge, ob er erröten würde. Der Verfasser war ver-raten. — Seitdem entspann sich ein inniges Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler. Der Feuergeist des letzteren empfing Nahrung und Dämpfung zugleich von der geläuterten Flamme des väterlichen Freundes. Dieser richtete sein Augenmerk auf die Gnostiker und er, selbst ein Gnostiker, in seinem inneren Gährungsprozeß, schrieb geistvolle Fragmente darüber.

Früh zur Lizentiaten-Würde gelangt, sprach er in den Jahren revolutionärer Umtriebe vor 1848 hinreißende Worte der Vaterlandsliebe zu der laufenden, ihm folgenden Studentenschaft. Unter den Harmonien von Musik und Poesie hatte er das Herz der geistesverwandten Braut gefunden. So, noch aufstrebend und dennoch in Theologie, öffentlichem und privatem Leben bereits die Reife des Sommers vorweg nehmend, auch darin Novalis ähnlich, erlag der Sechszwanzigjährige der Schwindsucht.

Ihm geistesverwandt nach der dichterischen Konzeption wie nach dem unruhig gärenden Temperament war Sigismund Rauch, welcher später im Potsdamer Pfarramt den rechten Ausgleich zwischen seinem übersprudelnden, wissenschaftlich bedeutendem Geist und der praktischen Liebe zum Herrn fand, und jetzt in der Stille die Verheißung erfährt: „Um den Abend wird es Licht sein“.

Ganz anderer Art war der Westfale Constantin Schlottmann, der aus Minden, wo er am 7. März 1819 geboren war, nach Berlin übersiedelte. Den ernsten, ruhig-gleichmäßigen Charakter seiner Heimat verleugnete er niemals. Mit dieser häuslichen Mitgift bemächtigte er sich der Reiche der Wissenschaft und ward ein Herrscher in denselben, — ein Polyhistor, wie wenige noch in unsrer Zeit. Es war ein stolzes, aber berechtigtes Wort, welches er einmal an Jacobis Geburtstag aussprach: „Wir hätten auch auf anderen Gebieten etwas leisten können, allein die Theologie hatte es uns angethan“. Denn nicht allein in ihren verschiedenen Disziplinen war er so sehr zu Hause, daß er darüber Kollegien lesen konnte, sondern auch in der Philosophie und vor allem in den philologischen Sprachwissenschaften leistete er Erstaunliches. Von den orientalischen Sprachen bis zum Sanskrit reichte seine Kenntniss. Während er als Student in Berlin mit polnischen Rabbinern hebräisch sprach, auf der evang. Alliance das Türkische dolmetschte, dichtete er in Bonn ein Lied nach Art der Vedea und überreichte es dem großen Sanskritaner Bopp als einen neu entdeckten indischen Fund. Derselbe setzte keinen Zweifel in die Echtheit. Bei

dieser ausgebreiteten Gelehrsamkeit wohnt seinen litterarischen Produkten eine Tiefe und eine Herbeiziehung verwandter Gegenstände inne, die ihnen zuweilen den Stempel der Hypertrophie aufdrückt. Alle aber durchweht ein frommer, sittlicher Geist, der Ausfluß eines selten lauterer Charakters. Unverrückt gläubiger Optimismus war diesem Kinde Gottes eigen. Damit ergänzte er den zu trüber Anschauung geneigten Charakter des Freundes. Wahrhaftig, zuweilen bis zum Starrsinn, hastete er an seinen, einmal gewonnenen Grundsätzen. Mit eisernem Fleiß leuchtete er der Studentenschaft voran, behauptete wohl im Scherz, er habe nie Zeit gehabt zum Heiraten; die Wissenschaft sei seine Braut. Und war doch der treueste, aufmerksamste Bruder der ihn durch das Leben begleitenden Schwester; der zarteste Freund seiner Freunde! Fröhlich, mit offener Hand, habend, als hätte er nicht, gab er zu allen wohlthätigen Zwecken — wahrlich, er wäre vor anderen geeignet gewesen, ein Führer und geistiger Vater der studierenden Jugend zu werden, wenn nicht eine gewisse Schwere der Äußerung, vielleicht das Erbteil seines Volksstamms, ihn gehindert hätte. So haben ihn nicht viele erkannt. Jacobi aber war froh, diesen Genossen des wissenschaftlichen Strebens und des Lebens zu haben. Stand Heinz dem Herzen nahe, so Schlottmann dem Geist; und im Gedächtnis der Freunde und Schüler wird neben dem ernststen Geschichtsforscher das Bild des „echten Israeliters ohne Falsch“, wie die Grabrede ihn gezeichnet, stehen, ein seltenes Doppelbild der Freundschaft bis in den Tod. *)

Zu diesem engeren Kreis gesellten sich Neanders langjähriger Famulus D. Schneider, noch jetzt im Schulamt thätig, und der von dem Lehrer nicht minder hochgeschätzte D. Erdmann, Jacobis Nachfolger in der Königsberger Professur, gegenwärtig der gesegnete Oberhirt der Provinz Schlesien. Es kamen die Brüder Willibald und Franz Beyschlag, der letztere mit Kossels Familie und mit seinem

*) Eine biographische Skizze, klar und interessant, hat in den „Evang. Blättern“ von 1889 und in Separatabdruck Div.-Pfarret Dr. Brandt von dem teuren Lehrer entworfen.

Geschick verwandt. Den Frühvollendeten hat der Bruder ein köstliches Denkmal gesetzt, welches zugleich mit idealer Frische die ganze Zeit und ihre Gestalten vor Augen führt, wert noch heut die Herzen unserer Jugend zu den Vätern zu lenken.

Diese alle sammelten sich mit der Sehnsucht nach Wahrheit um den einen Mann. Sie alle drang die tiefempfundene Pietät, nach seinem Heimgang mit viel Mühe und wenig Dank seine Werke herauszugeben. Allein ihr Lohn ist nicht bei Menschen.

„Ich bekenne“, schreibt Jacobi in den Erinnerungen an Neander, „daß mir zuweilen der Wunsch aufstieg, er hätte unter denen, welche sich um ihn drängten, die minder zart organisierten Gemüther mit kräftigeren Schlägen des Gesetzes erschüttern mögen, um sie zur Selbsterkenntnis und Befehrung zu bringen. Es ist in der pietistischen und methodistischen Pädagogik zur Wiebergeburt der richtige Gesichtspunkt, daß die Sünde als wahrhaftig sündig empfunden werden muß, und er hat um so größere Bedeutung, je mehr die Zustände der Kirche verweltlicht sind. Für manche Theologen sind diese Erfahrungen ein weiterer Schritt gewesen, zu welchem sie Neander wohl vorbereitete, jedoch nicht unmittelbar hinführte, so daß sie später glaubten, seinen Standpunkt durch ein tieferes und lebendigeres Christenthum zu übertreffen.“ — Der Schreiber dieses Bekenntnisses verhüllt darunter vielleicht eine Phase eigener, innerer Entwicklung. Wie er mit dem geliebten Lehrer bekannt geworden ist, seit er im Herbst 1835 die Universität Halle mit Berlin vertauschte, hat er nicht ausgesprochen. Unmählicher, als mit Koffel, aber um so fester scheint sich das Band geschlossen zu haben. Allein die angezogenen Zeilen verraten, daß der Jüngling damals noch andere stärker rauschende Quellen zur Befriedigung seines religiösen Bedürfnisses gesucht habe und ein von ihm selbst in den letzten Monden vor seinem Heimgang verfaßtes Fragment in der Familienbibel giebt die Bestätigung. Es kam nämlich aus dem Lande der Erweckungen, Westfalen, wo Volkering bereits predigte, ein Student, welcher eine nicht gewöhnliche Gabe anfassender Beredsamkeit besaß.

Manches Ungefunde mischte sich in seine Art und seine Wege haben sich nachmals in Dunkel verloren. Jedoch zu jener Zeit war diese pietistische Bußpredigt und diese herrnhutisch-innige Jesusliebe dem Hause der Mutter Jacobi, worin der Westfale Eingang fand, wie eine neue, erglühend begrüßte Offenbarung und dankbar haben die Schwestern und der Bruder Julius auch dies Werkzeug Gottes zur Belebung ihres Glaubens allzeit anerkannt. Karl Brandt, später mit ihnen verschwägert, Heinz, Schlottmann, der vielleicht durch den Landsmann eingeführt wurde, und Jacobi standen Jahrelang unter dem Bann dieser Persönlichkeit. Versammlungen wurden gehalten, in denen die Wogen der Erregung hoch gingen. Man klagte und beichtete sich gegenseitig die Sünden: Der Niederschlag davon ist in Heinz'schen Briefen zu finden. Wieder und wieder wurde der Gang des Lebens, der Irrgang der Sünde durchwandert: Das Resultat ist oft eine tiefe Niedergeschlagenheit. Des Freundes bemächtigte sich ein heißer Bekehrungseifer. Es entsprach dem Ernst, ja der Strenge, die seinem Wesen eignete, daß er jetzt mit dem Feuer der ersten Liebe jeden, der seinem Herzen nahe stand, in ihre Kreise ziehen wollte. Noch immer wurden die Jugendbeziehungen zu dem Pfarrhaus von Jerichow weiter gepflegt. Ferienreisen und häufige Briefe knüpften das Band. Die jüngste Tochter nahm wohl auch einen zeitweiligen Aufenthalt in der befreundeten Familie zu Berlin. Allein der gegenwärtig daselbst herrschende Geist führte nicht selten Reibungen herbei. Es war Gefahr, daß die beiden im innersten Grund sich verstehenden Herzen durch die Schärfe der Anschauungen getrennt, durch die Spannung zwischen ihren Häusern auch äußerlich von einander gerissen wurden. In der Achtung vor der lautern Persönlichkeit Jacobis lag dennoch die Bürgschaft des Bestandes. Allmählich legte sich die einseitig pietistische Bewegung. Das religiöse Bedürfnis der Schwestern fand Befriedigung in Gofners Gemeinde. Zwei wurden Diakonissen. Die Familie lenkte in die kirchlichen Kreise Berlins ein und verblieb daselbst. Auf Jacobi aber und seine Genossen übte der Geist Rottwils und Neanders sänftigenden,

abklärenden Einfluß. Das Denkmal der Pietät,*) welches er dem gottseligen Baron in späten Lebensjahren aus jugendfrischer Erinnerung errichtet hat, bezeugt, daß die Strahlen eines, in welchem „Christus Gestalt gewonnen hatte“, auch ihn mit so vielen der Zeit getroffen haben. Wenn er aus dem Munde des Barons vernahm, wie dieser selbst in dem Augenblick Frieden gefunden habe, als er von Sündenscham überwältigt im Kirchlein der Brübergemeinde das Wort des Predigers hörte: „Es sei schon viel Gnade von Gott, daß man sich selbst ertragen könne“, — so mag diese Erfahrung auch des Jünglings stürmisches Herz gestillt haben. Wenn Kottwitz nach einem etwas erregten Abendgespräch über de Wette, des andern Morgens ein sich anklagendes, sein Urtheil begrenzendes Brieflein dem jungen Freunde schrieb, so hat der fortgehende Kampf dieser geläuterten Natur mit den kleinen Sünden gewiß das rechte Ideal der Heiligung in Jacobi entflammt. Aber auch die Subjektivität des gereinigten Pietismus, die Durchdringung der einzelnen Persönlichkeit mit dem Gehalt des Evangeliums, nahm er von seinem Vorbild hinweg. — Die Erweiterung seiner Anschauungen, den tieferen Blick in die Erscheinungen des Lebens verlieh ihm sodann an der Hand des Lehrers das Studium der Kirchengeschichte. Hieraus erwuchs ihm nunmehr die Weite und Weithergigkeit des theologischen Standpunkts, die an dem Gegner auch bei stark abweichender Meinung immer noch das religiöse und sittliche Moment aufsuchte und die aus diesem Grunde vielleicht eine zu zarte Scheu hatte, festere Normen und Formen des Bekenntnisses bei ihm zu reklamieren. Während er selbst unerschütterlich fest auf dem Boden des rechtfertigenden Glaubens geworden war, hatte jener überquellende Strom des Bekenntniseifers sich in das breitere Bette einfacher Frömmigkeit und sittlich-ruhiger Betrachtungsweise zurückgestaut, und verborgen nur und gleichsam unterirdisch rollten noch die Bogen im lebhaften Kampf mit der auch dem begnadeten Christen immerdar

* Erinnerungen an den Baron Ernst von Kottwitz von D. J. L. Jacobi, Halle, Verlag von G. Strien 1882.

anhangenden Sünde. Das verriet der Ernst in seinem Antlig, das die strenge Wahrhaftigkeit seines Wesens, womit er die Neigung zu Heftigkeit und Zorn bei sich immer wieder dämpfte. Die tiefe Selbsterkenntnis und die Kenntnis des menschlichen Herzens aus dem Bildersaal der Geschichte erzeugte ein psychologisch treffendes Urtheil über Menschen und Verhältnisse, worin er sich, ausgerüstet mit einer gewissen Vorsicht und Zurückhaltung, selten täuschte. Hierin berührte er sich später oftmals mit Tholuck, welchem diese Gabe der Menschenkenntnis ebenfalls eignete, und mehr als bekannt ist und bekannt werden kann, ist sein Rat und seine Hand im Schoß der theologischen Fakultäten, bei Besetzung der Lehrstühle thätig gewesen.

In der auf die Zeit seiner religiösen Erweckung folgenden Phase zog er auch das Studium der deutschen Litteratur in den Bereich seiner sich abrundenden Weltanschauung. Der Zauber Goethescher Lyrik und der „Faust“ bannten ihn lange in ihre Kreise. Wie er in sein vortreffliches Gedächtnis die Verse unserer Dichter spielend aufnahm, so trug er sie wunderbar verständnisvoll, ohne Pathos, im vertrauten Kreise vor. Niemals freilich entbehrte der ästhetische Genuß der ethischen Reflexion. — Verschllossen blieb ihm die Musik; während er für die darstellenden Künste Auge und Urtheil bildete. Ein tiefes Naturgefühl zog ihn zu unsern mitteldeutschen Gebirgen, wohl auch einmal bis hinab gen Heidelberg — weitere Ziele mußte die Sehnsucht sich damals versagen. Voll Entzücken hing der Blick an den geschwungenen Linien der Berge. Aber auch der schlichteren Schönheit des Jerichower Burggartens wußte er seine Reize zu entlocken. Im dichten Wipfel der alten, mächtigen Stämme sich wiegend, ein Buch in der Hand, genoß er mit vollen Jügen das Idyll der einfachen Landschaft, indes unter dem Schatten der Bäume Lenz und Liebe ihm aufgingen. Immer wieder zog es ihn zu dem kleinen Paradies seiner Jünglingsjahre, und mit jener Schwermut, die später in seine Naturbetrachtung sich mischte, pflegte er gern eine Lieblingsstrophe aus Eichendorff zu citieren:

„Schweigt der Menschen laute Lust:
Rauscht die Erde wie in Träumen
Wunderbar mit allen Bäumen,
Was dem Herzen kaum bewußt,
Alte Zeiten, linde Trauer,
Und es schweifen leise Schauer
Wetterleuchtend durch die Brust.“

Neben dieser gemütvollen Einfuhr in die Hallen der Natur, die dem ernstern Manne so wohl anstand, wandte er den vaterländischen Interessen seine volle Aufmerksamkeit zu. Der Grundzug seiner politischen Gesinnung war unentwegt ein konservativer, wie es wohl bei dem nicht anders sein kann, der unter dem Gesichtspunkt göttlicher Leitung die Geschichte seines Volkes und der Völker studiert! Er war niemals von denen, welche meinen, für einen freien Mann gezieme sich die Opposition gegen die Regierung. Eine tiefe Verehrung für das Herrscherhaus der Hohenzollern war ihm eigen. Begeistert begrüßte er des Königs Friedrich Wilhelm IV. Proklamationen, „des ersten Redners seiner Zeit,“ und mischte sich unter die Menge, welche bei der Hulldigung im Lustgarten ihm zujauchzte. Als dann das Jahr der Revolution kam, trat er, bereits akademischer Lehrer geworden, mannhaft und königstreu für den geliebten Herrn ein. Kein Geringerer als Trendelenburg hat ihm das Zeugnis der Besonnenheit und des unerschrockenen Mutes in jenen Tagen der Kopflosigkeit ausgestellt. Die Schmach von Olmütz erfüllte sein Herz wie das aller nationalgesinnten Männer mit tiefer Trauer. Von daher schrieb sich ein gewisser Kleinglaube und Zweifel in die Maßnahmen der Regierung, welcher selbst die Geburtswehen der großen Zeit — die Politik König Wilhelms während der Konfliktperiode — nicht voll zu würdigen verstand, und welcher erst durch die glorreichen Erfolge jener mühsamen Vorarbeit vollständig besiegt und ausgetrieben, einer jugendfrischen Begeisterung für Preußens Siege wich.

* * *

Welches menschliche Auge vermag in die Tiefen der Entwicklung eines Geistes vollständig zu schauen! Nur der Durch-

schnitt einer Lebensperiode läßt sich nach den vorhandenen Faktoren jederzeit annähernd bestimmen. Auch das liebende Auge des Sohnes ist von der Scheu gehalten, den werdenden Charakter des Vaters zur Darstellung zu bringen. Dürfen wir Rückschlüsse aus der eigenen Erinnerung machen und das Zeugnis derer, die ihn kannten, zur Bestätigung herbeiholen, so ist dieser Charakter früh geschlossen gewesen und stellt sich so dar, wie die Mannesjahre ihn erkennen lassen. Begreiflich, daß er an der Schwelle des Berufs sich innerlich und äußerlich noch von dem Leiten des geliebten Lehrers abhängig machte: Neander war es, welcher den Schüler immer eindringlicher auf die gelehrte Laufbahn hinwies, um so mehr als eine gewisse Zaghaftigkeit des Naturells diesen wieder und wieder zu dem Ergebnis seiner Selbstprüfungen führte: Ich taue nicht zum akademischen Lehrer! So legten Ratschläge von jener pietistischen Seite und — praktische Erwägungen den Gedanken des geistlichen Amtes nahe! *) Der Versuch einer Predigt wurde von der merkwürdigen Kanzel der alten Klosterkirche zu Jerichow unternommen. Er soll etwas doktrinär, wie die meisten Studentenpredigten, ausgefallen sein. Hierdurch entmutigt und durch den Preis der Schleiermacherstiftung wiederum ermutigt, kehrte er zu den Kirchenvätern zurück. Im Jahre 1840, nach fünfjährigem Studium, ließ er sich exmatrikulieren, und ohne die Staffel der *Benia concionandi* zu übersteigen, ging es stracks auf die *Licentia docendi* los. Der Wettbewerb zahlreicher und tüchtig aufstrebender junger Kräfte erschwerte in jener Zeit der wissenschaftlichen Blüte das *Rigorosum*, durch welches der ehrwürdige *ordo theologorum* den Eintritt in seine Reihen gestattet. Mit Jacobi zugleich habilitierten sich Ph. Schaaff, welcher später deutsche Theologie nach Amerika verpflanzt hat, und Heine, der Bruder des langjährigen hallenser Mathematikers, welcher, nach interessanten Forschungsreisen in Spanien, durch einen Schuß am 18. März 1848,

*) Aus dem Jahre 1839 finden wir eine zweite Immatrikel. Diese war also vermutlich erworben, weil er nach vorübergehender Neigung für das praktische Amt, jetzt zur akad. Karriere zurückkehrte.

als er sich ahnungslos zum Fenster seiner Wohnung hinauslehnte, ein jähes und frühes Ende fand. — Das Lizentiaten-Diplom ist unter Twestens Dekanat vom Jahre 1842 ausgestellt. Worüber die Habilitationschrift gehandelt hat, entzieht sich unserer Kenntnis. Doch läßt eine Abhandlung über Pelagius aus demselben Jahre vermuten, daß auch der Lizentiatenarbeit der britische Mönch zum Gegenstand gedient habe.

So war die Thüre zur akademischen Arena aufgethan. Allein es folgte noch ein Lustrum ernster, entsagungsvoller Arbeit, bis die Würde eines Professor extraordinarius ihn krönte, und ein Jahrzehnt verging, bis er den ordentlichen Lehrstuhl innerhalb seiner Fakultät besteigen durfte. Denn langsam reifen die Früchte dem Geschichtsforscher, zumal in jener Zeit neu angebahnter Quellenforschung, und unter dem bei der vorgelegten Behörde wie bei der akademischen Welt maßgebenden Gesichtspunkt, daß nur das Ausgezeichnetste bei ausgezeichneten Mitbewerbern den Kranz verdient.

III.

Vom Lizentiaten bis zum Königsberger Ordinarius. 1842—1851.

Die erste litterarische Schrift, welche selbständig vorliegt, behandelt die Lehre des Pelagius.*) Sogleich bei der Bestimmung der Aufgabe wird gegenüber den früheren Bearbeitern „die genetische Ableitung aus dem eigentümlichen Charakter und den Verhältnissen des Urhebers“ als Ziel hervorgehoben und es wird unternommen, zu zeigen, wie die Kirche die Lehre des Mönchs verwarf, und doch seine Prinzipien von Sünde und Gnade unter dem Deckmantel der Rechtgläubigkeit beibehielt. Es ist erklärlich, daß den, welcher selbst von einem starken Sündenbewußtsein beherrscht wurde, das Gegenbild in

*) Die Lehre des Pelagius. Ein Beitrag zur Dogmengeschichte von J. P. Jacobi, Lic. theol., Leipzig. Fr. Fleischer 1842. 8°. 103 S.

Pelagius anzog, und während er selber sich auf Augustinus' Standpunkt stellte, welcher von Paulus bis auf Luther die Sünde am tiefsten erfaßt habe, wendete er sich gegen den wohlverwandten Rationalismus Semlers und Roms. Fein wird das Eintreten des Briten aus seinem einfachen Norden in den an Bildung, Genüssen und Lastern reichen Süden Europas als kulturhistorisches Moment beleuchtet. Seine wohlwollende, der Tiefe entbehrende Askese und Tugendhaftigkeit erhellt aus seinem Verhalten. Übrigens wird schon hier der Nachweis geführt, daß das Morgenland, unter dessen theologischen Einflüssen der Mönch stand, in der That flacher in den soteriologischen Dogmen sowie in der Bestimmung der Willensfreiheit gewesen sei, — was für die neuesten dogmengeschichtlichen Untersuchungen einen Stützpunkt abgibt. Lichtvoll ist die Charakterisierung des liberum arbitrium, unter Anlehnung an Augustinus. J. Müllers 1839 erschienene Lehre von der Sünde, obwohl sie nicht citirt wird, mochte wohl die Frage in neuen Fluß gebracht haben. Indem Pelagius' ganzes System aus den vorhandenen Fragmenten und aus den Schriften seines großen Gegners eingehend gewürdigt wird, muß es zuletzt als dem Kerne nach unchristlich, aber mit der Decke der kirchlichen Dogmatik überkleidet, abgelehnt werden. Kein tiefer, schöpferischer Geist, der eine Fülle origineller Gedanken zu weiterer Entwicklung überließ, ist er dennoch der Vertreter moralisch religiöser Ansichten geworden, welche ein natürlicher und gewöhnlicher Ausdruck des vom Christentum nicht belebten Geistes sind. „Pelagius hatte eine Waffe in die Hand genommen, deren zerstörende Gewalt er nicht ahnte; wir haben es gesehen, wie sie am Umsturz alles Positiven im Christentum ihre Macht erprobte, und wer möchte behaupten, daß bereits alle Wirkungen derselben erschöpft seien?“

Mit dieser Frage schließt das Buch. Wie sein Verfasser im historischen Spiegelbild jede Gemeinschaft mit dem noch zeitgenössischen Rationalismus abwies, so bekannte er sich voll und ganz zu dem positiven Christentum auf dem biblischen Grunde von Sünde und Gnade. Die ausgreifende Herbeiziehung der

einschlägigen Zeitgeschichte, die klare, ruhige Abwägung der dogmatischen Momente verrät eine seltene Reife des Sieben- und zwanzigjährigen. Raum ist ein Unterschied in der Darstellung gegen später wahrnehmbar. Vielleicht ist in der „Kirchengeschichte“ der gleiche Stoff noch plastischer und mehr nach der religionsphilosophischen Seite behandelt. Die Auffassung der großen Gegensätze: Pelagius und Augustinus! ist uns in Fleisch und Blut übergegangen. Allein man darf nicht vergessen, daß sie aus der Werkstatt der Neander'schen Schule stammt.

Vier Jahre fleißigen Studiums und entjagungsvollen Dozierens vergingen dem Lizentiaten seit dem Erscheinen der kleinen Monographie. Zwar fehlte es nicht ganz an ermunternden Erfolgen. Schüler, welche zu Freunden wurden, sammelten sich in den Vorlesungen und Repetitorien um den jungen Dozenten.*) Manchem ging er persönlich liebevoll nach. Der Freundeskreis bot reiche Entschädigung. Die Achtung der Lehrer ward dem jüngern Kollegen zu teil. Am Herzen des Baron Rottwitz fand das Herz Nahrung und Stille. Die ganze geistige Luft Berlins unter dem Romantiker auf dem Thron übte ihre Anziehungskraft: Noch in Königsberg ergreift ihn Sehnsucht nach dieser Atmosphäre seiner aufstrebenden Jahre. Dennoch bleiben die Wege eines Lizentiaten dornenreich und voller Selbstverleugnung, zu geschweigen von der äußersten pekuniären Einschränkung. Aber im Kampf mit des Lebens Mißgunst reißt der Mann!

Freund Heinz, welcher ihm von Halle nachgezogen, dann als Kandidat längere Zeit Hauslehrer bei dem Grafen Schwerin in Wolfshagen gewesen war, befand sich auf einer Studienreise in England. Interessante Reisebriefe unterrichteten den Freund über die große Bewegung in der englischen Kirche, welche ursprünglich nicht ohne tiefe Religiosität von Dr-

*) Zu diesen gehörte der dichterisch begabte Vossard, welcher später Koffels Braut heimführte. Seine nur im Msript. bewahrten, geheimnisvoll und schwermütig brütenden Dichtungen pflegte J. den Studenten gerne vorzulesen.

forder Theologen ausging und unter dem Namen des Traktarianismus oder Puseyismus bekannt ist. Charakteristisch für die Sophistik dieser Partei ist ein Gespräch mit einem angesehenen hochkirchlichen Geistlichen, welches Heinz über Tisch hatte. Er wies ihn darauf hin, wie doch so viele Anglikaner im Vergleich mit Lutheranern und Calvinisten zu Rom übergangen, und wie dies gerade durch Betonen des eigentümlich Kirchlichen zu geschehen pflege, während in Deutschland teils „sozinianisch“ *) aufgewachsene Laien, teils solche, die besondere Schrullen haben, überhaupt aber wenige Geistliche überträten; ob nicht diese Thatsache beweise, daß einerseits ihre Partei auf einer dem Recht des Evangeliums zu nahe tretenden Fährte gehe, andererseits die für sie, gegen die low churchmen sprechenden Züge ihre Kirche eben Züge ihrer Krankheit seien und weiterer reformatorischer Durchdringung bedürften? „Als er mir,“ fährt Heinz fort, „nun das allerdings mir unbekanntes Faktum behauptete, die meisten der übergetretenen Puseyiten seien ursprünglich low church gewesen, und als ich darauf erwiderte, nun ja, eben weil sie zur high church abfielen, kamen sie mehr in Schuß, als manche, die halb indifferent, halb indolent an Eurem Abhänge kleben; — sagte er lächelnd: Bei uns pflegt man sich dies Verhältnis so zu erklären, hier nahm er drei Brotkrümchen vom Tisch und legte sie in gleiche Linie, wie ich für sie Buchstaben gebrauche, nämlich a) low church, b) high church, c) römisch: a haben eine natürliche Neigung zu Rom, welche Neigung uns high church in b fehlt. Wir sehen daher, daß viele von a nach c kommen; freilich müssen sie durch b hindurch, denn das Richtige liegt oft zwischen den Extremen.“

Bald sollte Jacobi auf deutschem Boden in den Kampf gegen diese wirren Träumereien treten, welche der starre Blick auf das Phantom der Kirchlichkeit erzeugte, und welche zum Glück bei uns doch nur vereinzelt sich zeigten.

Dr. G. A. Daniel in Halle hatte theologische Kontro-

*) Er meint damit wohl rationalistisch erzogene Laien, wie z. B. den Grafen Friedrich Stolberg.

versen herausgegeben, in welchen der Tradition ein ungemessenes Recht zugeschrieben, die Brücken nach Rom hinüber ziemlich unverhohlen geschlagen, und das Formalprinzip der reformatorischen Kirche — jene *solida declaratio* der Konfordinformel, *sacras literas solas unicam et certissimam regulam esse*, — auf das schärfste angetastet wurde. Kurz gesagt, es war der puseyitische Standpunkt ins Deutsche übertragen, und es gebrach ihm nicht an jener Sophistik und an jenem hoch und hohl tönenden erbaulichen Schwall, welcher sich im Deutschen noch übler ausnimmt. Wer den sel. Daniel aus späterer Zeit kannte, den geistreichen, mit Pikanterien gefüllten Lehrer, den bewanderten Hymnologen und Geographen, und wer einen Einblick in ein zerrissenes, mit sich im Kampf liegendes Gemüt von ferne gewann, der kann verstehen, wie er nach der Obmacht Roms als seinem Halt ausirrte, in den liturgischen Formen dieser Kirche sich gefiel und mehr geistreich als streng wahrhaftig mit dem verbotenen Feuer spielte. Denn eigentlich plant er und diejenigen, welche hinter ihm standen, ein hochkonservatives, hochromantisches Häuflein Leoscher Observanz, keinen Übertritt zur katholischen Kirche, sondern eine noch zweifelhaftere Zwitterbildung, trotz aller gotischen Aufsätze und Türmchen, eine romanisierende Hochkirche, im besten Fall eine Union mit Rom. Der, welcher uns Primanern zu lehren pflegte, daß der lutherische kleine Katechismus, der Heidelberger und der römische von allen Konfessionen gleich hoch geachtet würden, der erkor sich sicherlich den Kanon des Lerinensers: *quod semper, quod ubique, quod ab omnibus creditum est*, zum Prinzip seiner Katholizität, zum Kriterium der wahren Kirche. Bei allen diesen Verirrungen ein vielgeliebter Lehrer, welcher wohl geistiges und geistliches Leben, aber keine konvertitischen Neigungen in der Brust der Jünglinge aus den höhern Ständen weckte, welche auf dem Pädagogium seiner Pflege anvertraut waren; dessen einsamer, betrauerter Tod die Folge eines kranken Leibes und wohl auch — einer kranken Seele war; ein Christ, welcher den Sohn des Mannes, der mit ihm hart zusammengekommen und ihn um einen Wunsch

seines Lebens — die Berufung an die Greifswalder Universität — durch die Schneidigkeit seiner Waffen gebracht hatte, nicht nur gerecht behandelte, sondern auch seines vertrauteren Umgangs würdigte.

Das Buch Daniels aus dem Anfang der vierziger Jahre verhält sich freilich zu dem späteren Jugenderzieher wie der gärende Most zu dem abgeklärten Wein: er hat seine Ansichten nicht geändert — vielleicht nur die Theologie gegen meisterhafte Natur- und geographische Betrachtungen vertauscht — aber so trübe, so mit fremden Stoffen versetzt, wie in den „Kontroversen“, waren des Mannes Anschauungen nicht mehr. Delbrücks „Sendschreiben“ mit seiner die Autorität der Schrift herabsetzenden Lessingschen Repristinatio steht im Hintergrund der Danielschen Sätze, andererseits der ehrenwertere Thiersch mit seinen Ausöhnungsversuchen zwischen Katholizismus und Protestantismus. Und noch weiter im Halbdunkel zurück winkt Möhler, welcher den Geist römischer Dogmatik auf Flaschen gezogen hat. In Anknüpfung an diese Männer bekämpft nun Daniel die normative Bedeutung der h. Schrift durch den Hinweis, auf wie mancherlei Wegen der Glaube ohne sie und außer ihr entstehen könne. Ja die Kirche verdanke ihr ihren Bestand nicht. Der kanonische Charakter der Bibel sei nur durch die übertriebenste altprotestantische Inspirationslehre zustande gekommen. Und — mit einem kühnen Seitensprung — wird behauptet, warum sollte nicht dieselbe göttliche Einwirkung auch auf die mündliche Überlieferung stattgehabt haben? Beweis dafür: eine Fülle apokryphischer Wunder, die den biblischen gleichwertig zu halten sind. — Innerhalb der Schrift erscheinen Gegensätze: Paulus wird von Daniel sehr relativ geschätzt; seine Vorliebe gilt Jacobus. Auch nehme das N. T. keine normative Autorität in Anspruch, denn nur das Alte werde mit einem „*γενναται*“ eingeführt. Kurz, nur unter der Bedingung absoluter perspicuitas der Bibel will Daniel, der sie sonst schätzt und liebt, ihr als oberster Richtschnur vertrauen. — Welch' wunderliche Mischung von Supranaturalismus, Rationalismus, Katholizis-

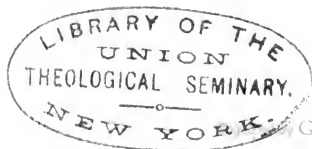
mus! Es ist, als hätte Schleiermacher nicht gelebt und die neuere Entwicklung theologischer Gnosis wäre nicht gewesen. Doch sind solche Folgerungen angesichts einer zersetzenden Kritik für immer von unserer Kirche ausgeschlossen? Eben darum wird an diese „Kontroversen“ und ihre Widerlegung zu erinnern sein. Sie selber verfehlen ihre Bedeutung durch die Fülle banausischer Behauptungen, durch das unwürdige Gewand der Witzeleien und Pikanterien, in welchem sie einherschreiten.

Da erstand ihnen nun an Jacobi ein überlegener Gegner. Im Jahre 1847 ließ er seine „Kirchliche Lehre von der Tradition und heiligen Schrift in ihrer Entwicklung; erste Abteilung mit besonderer Berücksichtigung der theologischen Kontroversen von Dr. Daniel“ ausgehen.*) Zum erstenmal regt sich gegen romantisierende Tendenzen seine Aber treffender polemischer Abwehr. Aber seine Satire hat nichts mit danielischer Geistreichigkeit gemein. Sie erhebt sich an dem Unwillen über die leichtfertige Behandlung des Heiligen und entbehrt nie der Würde. Ihr verborgener Grund ist ein tiefes Wahrheitsgefühl. „Wir meinen“, so äußert er sich selbst im Gegensatz zu Daniel, „daß, wo wirklich Gabe und Beruf dazu vorhanden ist, die witzige Darstellung mit der Sache eins wird, ins Mark derselben einschneidend ihr Wesen offenbart und aus einem Geist kommt, der die Fülle seines inneren Besitzes lebendig bewegt, so daß, wie im Silberblick, das Verwandte im Verschiedenen ausleuchtet. So ist's in dem Manne, welcher die Frage aufwirft: Wo wird der Donner der Rede erzeugt, und sein Gefährte, der einsilbige Witz? — in Hamann. Jetzt aber ist's meist anders bestellt. Der Witz ist nicht Sache des Talentes, sondern der Mode, spielt auf der Oberfläche und hat weder sittliche noch intellektuelle Gewalt.“ Jedoch ist ihm die Waffe der Satire nur eine untergeordnete Handhabe, wie denn die Kritik der „Kontroversen“ sich verbreitert zu einem dogmenhistorischen Abriss der

*) Berlin, bei Lüderig, 1847. 8°. XXVIII u. 185 S. Die Widmung ist an Herrn Dr. Neander, seinen „verehrten und geliebten Lehrer als Zeichen innigster Dankbarkeit“ gerichtet.

Entwicklung der Lehre von der Tradition und h. Schrift bis zu Eyprians und Origenes Zeit (S. 41—185), in seiner Objektivität allerdings die treffendste Widerlegung Daniels.

Bereits die Vorrede verdient Beachtung. Sie eröffnet bei der notwendigen nachfolgenden Einzeluntersuchung den allgemeinen Überblick über den Stand der Frage. Nach einer Charakteristik der frühesten protestantischen Versuche (Chemnitz, Dalläus), das Schriftprinzip gegen die katholische Tradition durchzuführen und einer Würdigung der irenischen Versuche Calixts gegenüber der antikatholischen Tendenz, die Bibel zum Formelbuch zu machen ohne einer neuen Tradition, der Tradition konfessioneller Dogmatik ausweichen zu können, folgt die Darstellung der seit Lessing und Semler am Schriftprinzip geübten Kritik. Der Vergleich der letzteren beiden Männer bildet eine vorzüglich gelungene Episode: „Für Lessing war der kirchliche Inspirationsbegriff in seiner gleichmäßigen Ausbreitung über die ganze Bibel zu verschwenderisch und hatte in seinem Gefolge eine Auslegung, welche seinen Sinn für Wahrheit und Geschichte verletzte, und seiner schneidenden Satire Blößen gab. Seinerseits war er um so karger mit dem Zugeständnis göttlicher Würde, denn er setzte das Ganze der h. Schrift in einen nicht viel höheren Rang als die ältesten Kirchenväter, und suchte, zum Entgelt jener Harmonistik, die Widersprüche der geschichtlichen Angaben aufs höchste zu schärfen, jedoch mit der ausdrücklichen Verwahrung, daß dabei die Wahrheit des historischen Faktums dennoch bestehen könne. Damit fiel von selbst die normale Bedeutung der Schrift, was ihm keine Bedenken machte, weil er nicht nur die Kirche bestehend fand, ehe es eine neutestamentliche Schrift gab, sondern auch erweisen zu können meinte, daß in den ersten vier Jahrhunderten, wenn nicht voll, doch bis zum Nicenischen Konzil die Kirche sich nicht auf die Schrift, sondern auf das neben ihr überlieferte Symbol gegründet habe; eine Behauptung, mit welcher er sich ähnlich, wie Calixt, auf die Grenze der katholischen und protestantischen Kirche zurückzog. . . . Hiergegen wies ihm Walch jun. mit gründlicher Belesenheit den



Gebrauch der Schrift bei den Christen der ersten vier Jahrhunderte nach. . . . Semler trat nun zwar ebenfalls zur Widerlegung des Fragmentisten und Lessings auf, war aber im Grunde, was auch Lessing nicht entging, durch den Gegensatz und das Ziel vielmehr mit ihm verbunden. Beide waren Männer von großer Redlichkeit und Wahrheitsliebe, von einer Selbständigkeit des Urteils und Schärfe der Prüfungsgabe, wie sie nur denen zu teil wird, welchen das Problem beschieden ist, die Resultate einer langen Entwicklungszeit zu sichten und der neuen Epoche Bahn zu brechen. Für Lessing war das Gebiet, auf welchem er sich mit Semler begegnete, nicht das einzige, nicht einmal das hauptsächlichste seiner Thätigkeit. Aber wer möchte, was er selbst nur sein wollte, ihn für einen bloßen Dilettanten der Theologie halten, so eingehend ist seine Behandlung, so sicher sein Griff in das Wesentliche, so gegenwärtig der Überblick. Die Vielseitigkeit der Anlagen und Studien, das Element der Anschauung neben dem kritischen, die Frische und geistvolle Leichtigkeit der Behandlung, die Herrschaft über den massenhaften Stoff, die scharfen Umrisse und die Reinlichkeit der Methode, die Präzision des Ausdrucks, alles was die Festigkeit und den Metallglanz seiner Rede ausmacht, unterscheidet ihn sehr wesentlich von Semler. Dieser hingegen ist ganz Mann von Fach; seine weitstreichigen Kenntnisse bezieht er fast durchaus auf den theologischen Bereich; mühsam, doch unermüdet, schleppt er die Masse seiner altväterischen Gelehrsamkeit vorwärts, deren Gewicht ihm jede Form zerdrückt. Es ist nicht leicht, seinen verworrenen Schritten zu folgen; denn nachdem er die Grenzen der bestehenden Betrachtungsweise umgestoßen, kann er nun selbst sich nicht zurecht finden, und sein aller Intuition entbehrender Geist leidet bereits an dem Atomismus, welchem die gesamte Richtung, deren Vordermann er ist, nicht zu entgehen vermochte. Beide stimmten darin überein, daß sie auf den neuen Standpunkt traten, welchem sich die Intelligenz der Zeit zuneigte, nämlich für die höchste Norm der religiösen Erkenntnis das allgemeine Vernunftmäßige erklärten. Denn obgleich Lessing

im Streit über die Fragmente die Thatfachen des Lebens Christi nicht unmittelbar angriff, so blickt doch die Skepsis nicht undeutlich durch. . . . Er stand der rechten Auffassung des Evangeliums ferner und näher als sein Mitarbeiter. Ferner, weil er die Prinzipien folgerechter durchgeführt und mit dem kirchlichen System entschiedener gebrochen hatte; näher, weil sein tieferer und beweglicherer Geist eine richtigere Einsicht in das Wesen der Religion und des christlichen Glaubens insbesondere gewann. Denn es ist eine Ahnung, welche den bedeutendsten Entdeckungen der neueren Theologie entgegen geht, wenn er den Glauben in eine Beschaffenheit des Gemüths, in ein unmittelbares und selbstgewisses Bewußtsein der Gemeinschaft mit der Erlösung setzt, welches, unabhängig von aller Demonstration, zwar nicht durch jene verfehlte Apologetik erzeugt, aber auch durch die kritische Arbeit der theologischen Wissenschaft nicht geirrt werde. Viel einseitiger und äußerlicher läßt Semler das Wesen der Religion in die Moral, oder, wie er sich banaufischerweise ausdrückt, in die Ausbesserung des Menschen aufgehen.“

Soviel über die beiden gemeinsam untergrabenden Pioniere des 18. Jahrhunderts, deren Geister sich doch wie Feuer zum Wasser verhalten. Die Zeit der folgenden Trockenheit wird nun geschildert: „Der letzte matte Schein des göttlichen Lichts, welcher die Schrift umgab, ging unter; alle ihre Höhen wurden geebnet, ihre Tiefen verschüttet, damit nichts Höheres oder Tieferes wäre, als der gesunde Menschenverstand, der auf dem platten Weg nüchternen Selbstzufriedenheit einherzog.“ Jedoch wird die einseitige Betonung des Menschlichen und die daraus erwachsene Erkenntnisfrucht in ihrer relativen Berechtigung anerkannt, wie sie in Gieslers, Credners, Baumgarten-Crusius' Schriften zutage tritt. — Schleiermacher führt die neue Epoche herauf! Der spröde Gegensatz des Natürlichen und Übernatürlichen löst sich in einen innerlichen und lebendigen Zusammenhang, das organische Zueinander des Göttlichen und Menschlichen erscheint als die neue Offenbarung des Zeitalters, in Analogie des Verhältnisses beider Seiten in der Person des

Erlösers. Freilich, die Eigenart der zwei Momente und ihre Durchdringung ist das Problem einer neuen, dem Christlichen und wissenschaftlichen Bedürfnis genügenden Schrifttheorie! Die Arbeit der Nitsch, Lücke, Saß daran wird gewürdigt. Dorners subjektiviertes Schriftprinzip hinwieder begegnet gegründeten Zweifeln. Der geistverwandte Gelehrte versucht, das allerdings ideale Christliche Bewußtsein und den Schriftinhalt gleichwertig zu setzen, so daß Gefahr scheint, nicht nur eine Koordination, sogar eine Subordination des letzteren unter die subjektive Glaubensgewißheit zu erleben. Die spekulative Christliche Wahrheit in ihrem kühnen Flug an der Hand des heiligen Geistes dadurch frei zu machen, ist das letzte Ziel, welches Dornier vorschwebte. Jacobi fragt mit Recht: „Gilt je der Glaube über die Schriftwahrheit hinaus?“

Endlich skizziert der Verfasser die drei Parteirichtungen, welche durch allerlei fremde Tendenzen von dem königlichen Weg der Wissenschaft abirren: die reaktionäre Erstarrung, in ihrer antikritischen Gewalttätigkeit und deutenden Künstelei; die spiritualistische Verflüchtigung des Schriftprinzips, und die puseyitisch-neukatholische Konnivenz gegen die Tradition, zu Ungunsten der Bibel.

Somit wird im ersten, kürzeren kritischen Teil, das Zwittergeschöpf, das die „Kontroversen“ ans Licht gebracht haben, gebührend beleuchtet. Auf Daniels wiederholte Versicherungen, daß er die Schrift liebe, jedoch mit Einschränkungen sie gelesen und gebraucht wissen wolle, wird geantwortet: „Es kann ja auch, wer mit linkischer Hand die Instrumente der Himmelsbeobachtung zerbricht, dennoch mit Andacht den Himmel betrachten, aber gleichgültig ist es nicht, daß nun für den Blick verloren ist, was man durch die Werkzeuge wahrnehmen konnte — die unergründliche Tiefe organischer Ordnung.“ — Daniels mancherlei Wege, ohne die Schrift zum Glauben zu kommen, müssen sich die Zurückweisung gefallen lassen: Es ist ein Unterschied zwischen Quellen des Glaubens und der Norm christlicher Erkenntnis! Die Gemeinschaft „nie einer

ungetrübten Erkenntnis, eines ungefärbten Lebens gewiß, muß beides stets an der Schrift, als der höheren Offenbarung messen.“ Aber, sagt Daniel, die Gesamtheit hat gleiche, ja höhere Autorität über die einzelnen Glieder, als die Schrift! „Ist es nicht faktisch,“ fragt der Rezensent hingegen, „daß die Erneuerung des schwindenden Lebens in der Kirche stets von Einem oder einer sehr geringen Zahl ausgegangen und im Kampf gegen die Masse behauptet ist? Und die Gesamtheit sollte Norm der Erkenntnis sein?“ — Die Sophistik der Kontroversen sucht zu beweisen, daß die Kirche ohne Bibel entstanden sei, folglich auch ohne dieselbe bestehen könne. Als ob, entgegnet der Verfasser, die apostolische Predigt nicht die Stelle der Bibel vertrat! Sobald diese mündliche Verkündigung verstummte, griff man zur schriftlich fixierten Urkunde, als einzigem Mittel sicherer Erkenntnis. Wenn sein Gegner dann kritische Seifenblasen aufwirft, wie diese: Paulus stand nur in geistiger Gemeinschaft mit dem Herrn, hat auch nicht getauft und bezeugt dadurch seine niedere Stellung; so meint der Spott Jacobi mit Recht: „Wahrscheinlich ist ihm ein Apostel ersten Ranges nachgereist, um seine Wirksamkeit durch Erteilung der Taufe zu vollenden“.

Wir beschließen den ersten Teil mit Anführung jenes Passus, in welchem Jacobi das Bedenkliche in Anerkennung der Kirche als Erkenntnisquelle hervorhebt: „Wie war die Kirche zur Apostelzeit beschaffen?“ Den Aposteln zunächst steht ein Geschlecht, welches an Einfalt des Glaubens, Reinheit der Sitte, Kraft brüderlicher Liebe alle folgenden übertrifft. Dennoch ist es nicht geeignet, die evangelische Überlieferung fortzupflanzen, ohne zugleich Sünde und Irrtum mitzuerzeugen. Schon die ersten Vorgänge in der Gemeinde zeigen Spuren der Lüge und Habsucht. Aus den Briefen des Paulus erfahren wir von der gehässigen Eifersucht zwischen Juden und Heidenchristen in Rom und an anderen Orten, von solchen, die in der Erkenntnis weiter vorgeschritten als in der Liebe, die ängstlichen Gemüter verletzten. Wissensstolz führte eine Anzahl Korinther vom Evangelium ab, andere huldigten

sinnlichen Ausschweifungen. Johannes klagt über halbherziges Christentum. . . . Auch in der Lehre gewahren wir die Einmischung der jüdischen und heidnischen Elemente; u. s. w. Die Einheit der Gemeinden drohte zu zerreißen, — wo sollen wir nun die Wahrheit suchen? In der krankenden Gemeinde oder in den Schriften, die ihr zur Heilung verfaßt wurden? Sollte die Gemeinde damals nicht unbedingt im eigenen Bewußtsein, sondern in der in den Zuschriften ausgesprochenen Lehre die Richtschnur ihres Glaubens finden, wie vielmehr hat die Folgezeit sich daran zu halten, um dem immer weiter um sich greifenden Irrgeiste zu widerstehen! Es ist evident: Entweder ist die Schrift beschaffen, wie Hr. D. sie beschreibt, und dann giebt es überhaupt keine untrügliche Quelle der christlichen Wahrheit mehr, oder sie entspricht unsern Vorstellungen, und dann ist sie, und sie allein, diese Quelle.“

Der zweite, geschichtliche Hauptteil (S. 41 bis S. 185), welcher die Lehre von der Tradition und Schrift bis zur Zeit des Cyprian und Drigenes enthält, verrät das eigentümliche Streben nach Objektivität, gestützt auf gründliches, urkundliches Studium. Der Verfasser läßt die Männer, von denen er redet, selbst zu Worte kommen, und zieht dann mit dem Leser die Konsequenzen: zum ersten Abschnitt, — der Zeit der apostolischen Väter und der Zeit des tatsächlichen Überwucherns der mündlichen Tradition — macht er geltend: 1. Die rein temporäre Bedeutung dieser Bevorzugung, soweit sie stattfand. 2. Wird die Behauptung einer absoluten Ausschließung schriftlicher Citate durch den Nachweis derselben bei Polycarp, Clemens und Barnabasbrf. widerlegt, und aus der Ep. ad Diognet. die hohe Dignität der paulinischen Schriften gefolgert; 3. scheut sich der Verfasser nicht, zu erklären, daß, soweit ein Nutzen auf der Tradition vorwaltet, dasselbe böse Früchte getragen habe: „Gerade in dieser stillen Zeit erwuchs viel Heidnisches und Jüdisches und zeigte sich bald nur allzu üppig in der Kirche.“ Scharfsinnig wird der Autor der ignedianischen Briefe als Hauptzeuge herbeigerufen, welcher in seinem Streben, die Überlieferung hochzustellen, die Gemeinden

zum Gehorsam unter den Bischof bringend ermahnen muß, weil er wohl mit Recht zweifelt, daß sie an sich die Fähigkeit besitzen, die mündliche Quelle rein zu bewahren, in der That ein schlagendes Armutszeugnis für das christliche Gemeindeleben unter der Tradition.

Wir dürfen uns nicht in die treffenden Ausführungen über die zweite, apologetische Periode verlieren, in welcher die normative Autorität des N. T. allmählich, durch Vermittelung der prophetischen Stellen und der ethischen, gleichartigen Anschauungen auf das N. T. übertragen wird (Theophilus v. Antiochia). Die Gnostiker ferner und selbst die *pia fraus* ihrer Tertänderungen werden als Zeugen für den Wert der heiligen Schrift ins Feld geführt. Wie groß muß deren Ansehen bereits gewesen sein, wenn diese Irrlehrer trotz ihrer so weit von ihr abweichenden Denkweise sich auf sie berufen und kein Mittel scheuen, ihre Lehre mit der Bibel in Einklang zu bringen! Im Kampf mit den Häretikern — so bahnt sich der Verfasser den Weg zur Besprechung der Kirchenväter seit Irenäus — schließt sich einerseits innerhalb der Kirche der Kanon fester zusammen, ohne jedoch Unapostolisches (Hermas, Clemens) auszuschließen; andererseits wird die Bedeutung der Tradition, teils an sich, teils als *regula fidei* . . . schärfer hervorgehoben. Von entschiedenstem Einfluß hierauf ist die abschließende Gestalt der äußeren Kirchengemeinschaft. Was das Verhältnis der heiligen Schrift zur Tradition anlangt, so will man im Allgemeinen die Einheit beider Seiten, um eine sichere Grundlage und Norm der Erkenntnis zu gewinnen. Wenn man, durch den Kampf gedrängt, hierhin und dorthin tritt, meint man doch überall auf demselben Grund der christlichen Wahrheit zu stehen und in doppelter Gestaltung den unverehrten Besitz der einigen, apostolischen Lehre zu bewahren.

Bei der Fixierung dieser Betrachtungsweise in den Hauptzeugen Irenäus, Tertullian, Cyprian, Origenes bleibt die erste Abteilung des Werks stehen. Eine zweite, die verheißten war, ist nicht gefolgt. In der Vorrede wird bemerkt, daß eine nicht so ausführliche Erörterung als in der ersten Periode, in

welcher das Fließende der Ansichten vorherrscht, die Zeit unter der allgemein anerkannten Formel über Tradition und heilige Schrift behandeln werde. Sie hätte das Überwuchern der mit päpstlichem Irrtum versetzten Tradition bringen müssen. Sie hätte eine Fülle politischer, kultureller, dogmatischer, ethischer Beziehungen aufgedeckt. Es wäre der Sieg des Schriftprinzips gefeiert worden und die abschließende Betrachtung hätte ausführlicher als in der Einleitung, die historisch-dogmatischen Ergebnisse zusammengefaßt. Dieser krönende Schluß fehlt, und mühsam sucht man, wie wir versucht haben, die praktischen, vortrefflichen Anwendungen unter der geschichtlichen Einzelforschung. Das ist Gabe und Schranke dieser Männer streng historischer Observanz, daß ihre treue Hingabe an die objektive Wahrheit die subjektive Schlußfolgerung auf die Gegenwart ebenso sehr, als ein historisches Schema verjähmt. Der stillschweigende Gegensatz gegen die Hegelsche Schule ist, dünkt uns, auch ein Leitmotiv ihrer Methode gewesen. Muster jedoch werden sie dem Sinn für einfache Wahrheit der Verhältnisse bleiben, wirksame Gegengewichte und Regulatoren einer von gewissen Voraussetzungen an die Geschichte herantretenden Betrachtung. —

Die Jacobische Schrift hatte übrigens ihren unmittelbaren Zweck erreicht, wenn sie bei den Jahrhunderten abbrach, auf welche sich die danielischen Behauptungen vornehmlich stützten. Das dem Schreiber der „Kontroversen“ nachteilige Resultat haben wir bereits erwähnt. Sein Gegner reichte sich mit dieser Arbeit den Schriftstellern der herrschenden theologischen Richtung würdig ein. Die Augen der wissenschaftlichen und kirchlichen Welt fielen auf den jungen Privatdozenten, der die Waffen gründlicher Forschung und der Polemik zugleich zu schwingen verstand.*) Und obgleich er der General-Synode von 1846 nur als beobachtender Zuschauer beiwohnte, so knüpften sich doch mannigfache Fäden mit den hervor-

*) Im Jahre 1846 erteilte er den Grafen Eberhardt Stolberg, Pourtalès und Schleiniß einen kirchengeschichtlichen Kursus und blieb namentlich mit Graf Pourtalès noch lange in Verbindung.

ragenden Persönlichkeiten, sonderlich mit Nitzsch, und befestigten den jüngeren Mann auf der eingeschlagenen kirchlichen Bahn. Er hat später wiederholt bemerkt, daß er bei persönlicher Zustimmung zu dem vorgeschlagenen, kircheneinigenden Nitzsch'schen Symbolum, doch die Augsburgerische Konfession für ausreichend und durch ihre Herkunft für vorzüglicher halte. Der Verlauf hat ihm Recht gegeben. Aus seiner passiven Teilnahme an den Vorgängen auf jener Synode entsprang übrigens seine spätere Stellung in synodalen Verhandlungen gegenüber der konfessionellen Partei. Tief beklagte er die schroffe Zurückweisung der Proponenda eines damals noch absoluten Herrschers und Landesbischofs, welcher der Kirche eine Dotation verleihen konnte und wollte.

Endlich lohnte auch der Staat die selbstverleugnende Dozentenarbeit, charakteristisch für die damalige sparame Pflege der Wissenschaft nur mit einem Patent, noch nicht mit einem Gehalt. Der Minister Eichhorn schrieb ihm unter dem 25. März 1847: „Es gereicht mir in Anerkennung Ihrer bisherigen Leistungen als Lehrer und Schriftsteller auf dem Gebiet der Theologie zur angenehmen Genugthuung, Ew. Wohlgeboren benachrichtigen zu können, daß ich durch besondere Ermächtigung Sr. Majestät des Königs in den Stand gesetzt bin, Sie zum außerordentlichen Professor der Theologie bei hiesiger Universität zu ernennen.“ — Der Nachsatz bedauert, „daß die Fonds der Universität nicht gestatten, mit der Beförderung ein festes Gehalt zu verbinden“. Jedoch wird eine angemessene Entschädigung anderweitig in Aussicht gestellt.

Die empfangene Botschaft fand in dem kleinen Witwensitz an der Elbe, den die Pastorin Herzberg mit ihrer Tochter bezogen hatte, frohen Wiederhall, und als der Minister in der That vierhundert Thaler als Äquivalent der Würde eines Professor extraord. hinzufügte, glaubte lang bewährte bräutliche Treue, das eigene Heim in der Residenz gründen zu können. Am 8. Oktober verband die Freundeshand Karl Heings in der Klosterkirche zu Jerichow die Beiden, welche sich

von Jugend auf, auch unter den inneren Kämpfen und bangen Erwartungen des Brautstandes angehört hatten, um einen von tiefer Harmonie der Seelen verklärten, gottseligen Ehestand durch vier Jahrzehnte zu führen. Dieser Ehe blieb das anfängliche Sich in einander Finden erspart, welches erst mit der Zeit zum Ruhen des Einen im Andern wird. In glücklicher Ergänzung milderte die Frohnatur der jungen Gattin den zu schwerer Auffassung der Dinge geneigten Sinn des Gemahls. Als echte Professorenfrau gestattete sie selbstlos und schaffte sie umfichtig die dem Gelehrten unentbehrliche, unge störte Muße zur wissenschaftlichen Arbeit. Und während sie selbst auf den zweifelhaften Ruhm einer gelehrten, in die Händel der Kirchenpolitik oder der Universität sich mischenden Frau verzichtete, war sie doch die verständnisvolle Teilnehmerin an den Studien ihres Mannes, die freundliche Beraterin manches jungen Studenten, der im Haus aus und einging. Ihrer bis in das Alter jugendfrischen Phantasie war es eigen, daß ihr das Bild des Gatten von den Jahren unverändert vorschwebte: Wie sie ihn in den Zeiten der Mannestraft ihrer Seele eingepägt hatte, so folgte ihm ihr leuchtender Blick, so oft der alternde Lehrer aus dem Haus zum Kolleg enteilte, — ein lebendiges Beispiel der Verheißung: Wenn sie gleich alt werden, werden sie dennoch blühen, fruchtbar und frisch sein.

Noch vor Beginn des Wintersemesters bezog das junge Paar seine bescheidene aber freundliche Wohnung in der Dintensstraße. Mit dem schmalen Einkommen von 400 Thalern, von welchem die regelmäßigen Abzüge zur Universitäts-Witwenkasse schmerzlich genug empfunden wurden, konnte selbst in dem damaligen Berlin nur der genügsame Sinn des Hausherrn, nur die wirkliche Umsicht der Hausfrau mit Ehren bestehen. Doch siehe, das sorgsam geführte Rechnungsbuch stimmte; und sogar die Freunde, die der Professor zuweilen unvermutet von der Universität zu Tische mitbrachte, fanden gastfreie Aufnahme ohne Murren. Hei ßs Briefe erzählen von anregenden Abenden, die er bei den Freunden zugebracht hatte. Der be-

gabte Sigismund Raub, mitunter vom furor poëticus erfaßt, las wohl einmal ein vieltrophiges Gedicht der jungen Frau vor, die über dem Bügeleisen stand. Besuche bei den Kollegen, vor allem bei dem väterlichen Freund und Lehrer wurden gemacht. Fräulein Neander, allzeit zum Scherz geneigt, sprach bei der ersten Vorstellung unverblümt aus, daß sie dem Herrn Professor eine solche Wahl nicht zugetraut habe.

In die Frühlingsmonde der Ehe brachen die Märzstürme des Revolutionsjahres ein. Sie brausten in der That wie ein plötzlicher Orkan über die Häupter der Menschen hin, welche weit weniger, als in unserer politischen Ara, am öffentlichen Leben sich zu beteiligen pflegten. Der erste Eindruck war der eines ungeheuren Schreckens, der sie scheu und stumm in die Häuser trieb. In etlichen Köpfen freilich gährte es bedenklich. Der tolle Wirbel riß auch wohlmeinende christlich gesinnte Männer in die Bürgerwehr, deren schwankende, unregelte Reihen einen mehr lächerlichen als Furcht gebietenden Anblick gewährten. So bei der Musterung, welche der König über sie abzuhalten genötigt war. Daß auch Studenten, verkommene Theologen auf den Barrikaden mit gezücktem Degen die aufrührerischen Massen anfeuerten, erfuhren die Lehrer mit tiefem Schmerz. Dieser Verwirrung der Gemüter gegenüber ermannten sich die einsichtsvollen Dozenten, unter ihnen Jacobi. Im Kolleg wiesen sie ihre Hörer auf den ewigen Grund alles Friedens und die Geduld der Heiligen hin. Ermahnungen zur Besonnenheit und zu weltüberwindendem Mut — Worte wie diejenigen, mit welchen er die Vorrede zu seinem „Lehrbuch der Kirchengeschichte“ schließt: „*ἦρθε ὡς θεοῦ ἀγγελῆς* — seid wachsam wie Streitem Gottes geziemet, auf daß unserem Volke noch bessere Tage beschieden seien“ — mag er damals den Studierenden zugerufen haben. Trendelenburg hat ihm den Mut der Mannestreue gedankt. Im allgemeinen jedoch hielt ein Gefühl der Ohnmacht die Gutgesinnten zu Boden gedrückt. Erst als der Sturm vorübergebraust war, wurden sie mit nicht verlöschender Trauer der nationalen Niederlage sich bewußt. Alles, worauf sie

menschlich, patriotisch ihre Hoffnungen gebaut hatten, gleich einem großen Trümmerfeld. Kopflos, die Gefahr nicht kennend und ihr nicht gewachsen hatten sich die höchsten Beamten gezeigt. Der Minister Eichhorn saß ahnungslos in seinem Arbeitszimmer, als ihm jemand mittheilte, er sei gar nicht mehr Minister. — Wer den verhängnisvollen Zettel mit dem Befehl zum Abzug der Gardes dem kommandierenden General eingehändigte hatte, war und blieb ein schmerzliches Rätsel. Erschütternd jene Scene im Schloßhof, wo bei Besichtigung der auf den Barricaden Gefallenen eine Stimme aus dem Haufen dem Könige zuzurufen wagte: „Rüde ab!“ Und der unglückliche Monarch beugte sich vor der Revolution. Das waren Erlebnisse, welche königstreue Herzen wie eine persönliche Schmach empfanden. Die Niederlage von Olmütz drückte das Siegel darauf. Wohl demüthigten sich die Christen vor dem Arm des Herrn, der auch im Ungewitter war und bekannten ihre Mitschuld. Wohl erkannten sie die Weise des Gottes, der auch aus Bösem Gutes hervorgehen lassen kann, und Männer wie Jacobi und seine Freunde stellten sich in der Folge auf die beschworene Konstitution. Aber ein aus jenen Tagen entsprungenes Mißtrauen gegen die politische Lage des Vaterlandes fernte sie mehr als billig vom öffentlichen Leben und drängte sie in die Beschaulichkeit der Studierstube zurück. Gewiß kann ja auch der ernstgerichtete Christ zu den Fragen der Politik immer nur eine limitierte Stellung einnehmen, konnte mit der danach sich erhebenden Reaktionspartei auch nicht unbedingt sich im Einflang erklären. Nur die eine Hoffnung nahmen die Zeitgenossen als Erfahrungsfrucht der bösen Tage in die Zukunft hinaus: Es werde keinen preussischen König und Heerführer die Liebe zum Volk je wieder schwach und nachgiebig erscheinen lassen in Augenblicken, wo starke Mittel die größte Wohlthat sind.

Übrigens wurde der Professor in die neuen, konstitutionellen Bürgerrechte und -Pflichten dergestalt eingeführt, daß der Schall der Hausglocke im Morgengrauen ihn aus dem Schlaf und an die Hausthüre beschied, wo Heinz ihm den ersten Wahl-

zettel mit einem scherzhaften Gedicht in die Hand drückte und verschwand.

* * *

Es setzt in der That eine tiefe Weltabgezogenheit oder eine nicht gewöhnliche Fähigkeit geistiger Sammlung voraus, wenn unter den hochgehenden Erregungen der Zeit das „Lehrbuch der Kirchengeschichte“ die letzte Reife erhalten konnte.*) Zwar läßt die Bemerkung Neanders, welcher die Patenstelle bei dem Werk des jüngern Freundes übernommen hat, daß „dasselbe schon lange versprochen sei“, eine weiter zurückreichende Arbeit vermuten; allein die Widmung an die Freunde Heinz, Schlottmann und Rauch zeigt das Datum des 10. Oktober 1849.

Ein Kompendium zum Gebrauch der Studierenden nennt sich das Buch. Neanders große und umfassende Forschungen machten wohl eine Übertragung gleichsam ins Praktische notwendig. Und dies Haupt der Schule genoß den Vorzug, daß die Verwertung seiner Anregungen sowohl in der edelsten, populärsten Form geschah, als auch der Selbständigkeit seiner Jünger den freiesten Spielraum gewährte. Wir verstehen den Vorwurf des Virtuositentums nicht, welcher jüngst gegen die letzteren erhoben ist. Er selbst, der Lehrer, zeugt für den Schüler, wenn er ihn als eine eigentümliche Persönlichkeit einführt, welche in den Grundrichtungen und Grundanschauungen ihm verwandt, doch schöpferisch gearbeitet habe, und welche, weit entfernt nur einen Auszug aus den Werken dessen zu geben, der ihm die Fackel der Wissenschaft dargereicht habe, nach dem inneren Beruf in die Höhe geschaut und in die Tiefe gegraben habe.

Worin die Unterscheidung des Jüngeren vom Älteren besteht? Zunächst in einem durchaus unabhängigen Quellenstudium, welches Gewissenhaftigkeit ihm vorschrieb. Sogar in fernerliegende Hülfswissenschaften zur Kirchengeschichte, als indische und babylonische Mythologien vertiefte er sich an

*) Lehrbuch der Kirchengeschichte von J. L. Jacobi, a. o. Professor der Theologie a. d. Universität zu Berlin. Erster Teil. Berlin, Lüderitz. 1850. 8°. 405 und XVI.

der Hand Schlottmanns, offenbar als Vorarbeit zu seinem Werk.*) Sodann schenkte er den äußeren geschichtlichen Umständen eine erhöhte Aufmerksamkeit als Neander, dessen Auge oft zu sehr in den inneren Charakterentwickelungen sich verlor. Wir haben bei der Monographie des Pelagius darauf hingewiesen. Neanders johanneische Natur weilte mit Vorliebe da, wo sanft der Übergang des Menschlichen in das Christliche sich vollzog. Jacobi, kräftiger das Sündenbewußtsein fassend, zeichnete tiefnachfühlend die gebrochenen Herzen von seiner einigen Centrale, der Rechtfertigung durch den Glauben, aus. So schuf er, bei aller Kürze des Handbuchs, Äußeres und Inneres in einander webend, die Resultate gründlichster Forschung prägnant zusammenziehend, plastische Gestalten, deren Eindruck den Leser und den Hörer der Kollegien in das Leben begleitete. Wir erinnern nur an die Charakteristik Tertullians (Lehrb. S. 168): „T. ist ein kühner, rastloser Geist von so großer Frische und Fülle, daß in der langen Reihe seiner Schriften von Anfang bis Ende keine Abnahme der Kraft zu spüren ist. Er besitzt lebhaftes Gefühl, starke und bewegliche Phantasie, eine kräftige auf fernem Realismus beruhende Auffassung des Lebens; er malt mit erschütternder Gewalt des Christen Seligkeit im Himmel und auf Erden, und das Verderben der sündigen Welt; er strömt begeisterte Liebe und leidenschaftlichen Haß aus; aber trotz aller Vorbedingungen eines Dichters und Redners ist er ein Feind der Kunst, und ohne Maß und ohne Form. Die Tiefen der Ahnung, Schärfe des Verstandes, treffende Gewalt des Worts, entlegene Gelehrsamkeit stehen ihm zu Gebote, doch die Ordnung eines Systems kommt so wenig, als die Harmonie seiner Seele klar ans Licht, und von einer Seite zur andern gerissen, läßt er ungeachtet seines angestrebten Ringens häufig doch nur den unbefriedigenden Eindruck der Willkür zurück. Seine Schriften sind fast alle von polemischen Beziehungen durchdrungen, sei es, daß er den Herrn der Welt die Brust entgegenwirft, oder die noch gefährlichere Macht des heidnischen Lebens und Wissens

*) Laut eines Briefes aus Königsberg.

abwehrt, oder daß er seine Dogmen und die finstere Strenge seiner Sittenlehre gegen andere kirchliche Parteien verteidigt. Im Kampf ist es auch, wo die widerstrebenden Kräfte in ihm selbst wach werden. Wenn er den Gegner im Sturm angreift, ihn unerbittlich von einer Konsequenz zur andern drängt, wenn er ihn mit List umgarnet, mit Sophismen blendet, mit herbem Witz überschüttet, überall wirken großartige Kräfte, reine und unreine, durcheinander. Er ist ein Vulkan, der in prächtigem Ausbruch Flammen, köstliches Gestein und Schlacken von sich wirft“.

Das Buch ist reich an solchen Monographieen, und sie erfüllen den Zweck, zur Vorbereitung auf die Vorlesungen und Seminarien den Studierenden zu dienen, zu selbstthätigem Studium und eigentümlicher Forschung sie anzuregen. Wenn nun der eben berührte Vorzug mit der Besonderheit des Meisters und Schülers zusammenhängt, vielfach zu individualisieren und den Blick ins Ganze dem Leser zu erschweren, so ist zu bedenken, daß sie den ungeheuren Stoff erst entfalten, aus den Einzel Forschungen soeben das Gesamtbild entrollen. Wesentlich leichter ist es jezo, den geschichtlichen Bau der Kirche aufzuführen und zusammenschauend die einzelnen Bausteine an ihren Ort zu fügen, für dieselben auch eine neue Beleuchtung zu gewinnen. Dennoch wird, die Mängel jener Methode zugegeben, der Ausgang von gewissen Voraussetzungen und Absichten bei solchem Aufbau der Geschichte fast unvermeidlich sein. Die Vorgänger aber kennzeichnet ein beachtenswertes Streben nach Objektivität. Die voraussetzungslose, immerhin bruchstückartige, Darstellung erweckt den Eindruck unbedingter Zuverlässigkeit. Wozu kommt, daß die Historiker allerdings bestrebt sind, das christliche Leben im Lauf der Jahrhunderte zur Erscheinung zu bringen. Es ist Jacobis ausgesprochenes Vorhaben, die Lehrbegriffe auf die religiöse Entwicklung der Menschen zurückzuführen. Und wie, wenn nun der Begriff der „Kirche“ selbst erst ein Schluß wäre, den der Christ durch Beobachtung an sich und gleichgesinnten Genossen vollzieht? So gewiß es ist, daß die Kirche eine von ihrem Haupt ver-

bürgte Realität hat, so gewiß ist doch dies die Logik des Reiches Gottes: Zuerst das Verhältnis der Christlichen Persönlichkeit zu Christus; dann zur Gemeinde! Und nicht umgekehrt!

Wie man auch zu der methodischen Behandlung sich stellen möge, — das christliche Leben wird in dem Lehrbuch gemessen und entwickelt an dem mit der Erscheinung Christi zutage getretenen Leben. Und dieses wird in seiner ganzen biblischen Fülle geschaut! Das Christentum ist nicht das Produkt geistiger Mächte der Vorzeit, sondern ein Wunder, welches mit schöpferischer und verjüngender Kraft auf die Menschheit wirkt. Die vorausgehende Zeit des Heidentums und Judentums wird teils negativ unter dem Gesichtspunkt der Unbefriedigtheit und Sehnsucht, teils als positive Vorbereitung auf die Erfüllung gewürdigt. Wenn erwiesen wäre, daß zur Ausgestaltung unseres christlichen Glaubensinhalts so sehr zeitweilige jüdische Zukunftshoffnungen, jüdische und heidnische Religionsphilosopheme mitgewirkt haben; wenn die christliche Sittlichkeit so sehr nur die gereinigte Fortsetzung vorchristlicher Askese ist; wenn das ewig leuchtende Urbild der apostolischen Gemeinde nur den Durchschnitt „damaliger“ Anschauungen und Auslegungen auf dem Grunde A. Ts. bietet und nicht den Abglanz der vollkommenen Wahrheit; — dann haben nicht nur wir Männer der Praxis unsere Darlegung vom Eintritt des Christentums in die Welt in Katechismus- und Konfirmandenunterricht wesentlich zu modifizieren, — das wäre ja nur eine Konsequenz, zu welcher das Gewissen nötigt. Aber der Glaube des Christen stünde auf einem leer und hohl gewordenen Untergrund, von welchem nur dies Eine nicht einzusehen ist, wie er durch zwei Jahrtausende die Christenheit tragen konnte. In der That, dieser Jesus, wie er in den neuesten dogmengeschichtlichen Untersuchungen erscheint, ist ein größeres Wunder als der, auf dessen göttliche Wahrheit und Heiligkeit nach Neander-Jacobischer Auffassung die Kirchengeschichte nur die Probe ist.

Axiome also sind es, auf welchen hüben und drüben die historische Entwicklung sich aufbaut, und es hat etwas beruhigendes, bei den scheidenden Prinzipien angelangt zu sein. Dort Axiome, die bei allen unerbittlich und scharfsinnig gezogenen Folgerungen doch noch manche exegetische Fragen zumal in Rücksicht auf die Wahrhaftigkeit Christi und der Gemeinde, manche Rätsel der Gottes- und Welt-Anschauung, auch manche geschichtliche Zweifel über den möglichen Aufbau der Kirche, nach der leichteren Mühe des Niederreißens, übrig lassen. Hier die alte Plerophorie des Heils auf dem Grund der allerdings für echt gehaltenen neutestamentlichen Schriften, speziell des Johannes-Evangeliums, — eine Fülle erlösender und belebender Kraft, die wohl Depravationen der Einzelnen, ja ganzer Geschlechter verständlich macht, aber nicht begreifen läßt, wie aus dem entleerten Urborn eine solche Fülle zu schöpfen ist. Die Geschichte selbst also, ihre bestmögliche Erklärung, möge die Zeugin für die Wahrheit sein! Noch halten wir die frühere Ausdeutung nicht für antiquiert und erbitten uns von jener Seite nur das Anerkenntnis zweier ganz verschieden gearteter Wurzeln, die in der Schriftbetrachtung verborgen liegen.

Die weitere Exposition des „Lehrbuchs“ zu geben, ist an dieser Stelle keine prinzipielle Veranlassung. Die petrinische und paulinische Periode ist im Gegensatz zu den immer noch fortwirkenden Baur'schen Hypothesen als eine nicht unüberbrückbare Kluft gefaßt. Die Bildung der alten katholischen Kirche unter Obhut der Bischöfe gegenüber den gnostifizierenden Sekten hat der Verf. aufrecht erhalten. Die gnostischen Systeme, sein Spezialstudium, in welchem er wie wenige heimisch war, hat er wiederholter Durchforschung auf Grund neuentdeckter Quellen unterworfen. Die Ergänzung bildet hier sein Artikel „Gnosis“ in Herzogs Real-Encyclopädie 2. Aufl., V., 204—247. — Mit Constantin beginnt er die zweite Periode der Kirchengeschichte und führt sie bis zum pelagianischen Streit und bis zum Tode Gregors d. Gr. fort. „Die Kirche,“ so schließt er, „hat im Verlauf dieser (sechs) Jahrhunderte mit schöpferischer

Kraft und bewunderungswürdiger Anstrengung den Grund ihrer Institutionen und Lehren gelegt. Nichts Bedeutendes und wahrhaft Evangelisches taucht in der Folgezeit auf, was nicht bereits hier seine Vorbereitung hätte.“ Das wird objektive Schlußfolgerung dessen sein, der das Durchleuchten des Göttlichen durch menschliche Trübungen und Irrungen freudig erspäht, und dem bei aller Erkenntnis der irdischen Schwächen der Kirche doch jedes Dogma eine Antwort auf eine tiefreligiöse Frage ist. Sollte eine solche Endbetrachtung aber nicht mehr erheben und erbauen als die Negation?

Warum der Verfasser den zweiten Teil seiner Kirchengeschichte schuldig geblieben ist? Es giebt Schranken und Fesseln der Produktion, die wie eine geheime, von Gott auferlegte Last durch das Leben getragen werden. An der gelehrtesten Vorarbeit hat es nicht gefehlt, vielleicht hinderte zu große Skrupulosität ihre Verwertung. In die schier endlosen Stollen der Scholastik ist er mit intensivem Fleiß hinabgestiegen. Das dort gefundene Metall kam den Kollegienheften zu gut. Als wir ihm Lechlers eben erschienenen *Wilkif* vorlasen, rief er öfter aus: „Das habe ich auch bereits gefunden!“ So wurden seine Entdeckungen überholt. „Ich hätte sollen eine Monographie schreiben,“ heißt es einmal in einem Brief an den freundschaftlichen Treiber Schlottmann, „damit wäre ich schon längst fertig geworden.“ Die Pietät gegen Neander absorbierte in der Herausgabe des Nachlasses kostbare Kraft und Zeit. Auf die Periode vielumfassender Arbeit folgte eine Periode des Leidens. So blieben die Schätze rastloser und bis in die Blüteperiode unserer Litteratur fortgesetzter Studien in seinem Geist aufgespart. Und doch lagen sie daselbst nicht unfruchtbar: Der Lehrer zog Nutzen davon; und der Mensch fand seine sittliche Aufgabe und ihren Lohn in der wissenschaftlichen Forschung und der dadurch erzeugten Reife des Urteils und des Charakters. Und zuletzt sinkt doch der Gelehrte dahin, und nur der Mensch bleibt, — der Mensch in dem, was er für Gott und für sich geworden ist.

Die Herausgabe des Lehrbuches, welches ihn mit Niedner

und Gase in die Reihe der selbständigen Quellenforscher rückte, erweiterte sein akademisches Ansehen, wenngleich der Professor extraord. immer nur eine Nebenstellung besitzte. Er liest jetzt Kirchen- und Dogmengeschichte vor über 30 Zuhörern. Twestens Empfehlung führte ihn in die wissenschaftliche Prüfungs-Kommission an dessen Statt. Da starb Neander am 14. Juli 1850. Sanft, wie ein Träumender ging er hinüber und ließ die Freunde in einer Trauer zurück, die nur in der eifrigsten Übernahme seines Vermächtnisses eine stille, wehmütige Befriedigung fand. Das einzigartige Verhältnis des Vaters zu seinen geistigen Söhnen gelangte noch einmal zum Ausdruck. Während Rauch sein Ende pries, Kling und Jacobi in den „Studien und Kritiken“, resp. in der „Deutschen Zeitschrift für christliche Wissenschaft und christliches Leben“ ihm biographische Nachrufe widmeten, scharte man sich um Fräulein Neander, suchte die Fassungslöse wenigstens materiell sicher zu stellen und des Bruders Grab zu schmücken. Jacobi übernahm die Ordnung der 4600 Nummern zählenden Bibliothek und verhandelte über ihren Verkauf. Man war in den Freundeskreisen der Ansicht, daß dem Andenken des großen Theologen von Seiten der sparsamen Regierung nicht genug geschehe: Die angebotene Bibliothek ließ der Staat nach Amerika gehen, wohin sie für 3000 Thaler verkauft ward.

Unter diesen innerlich und äußerlich einstürmenden Eindrücken unternahm Jacobi die Vorlesung der Dogmengeschichte für das Wintersemester 1850—51, vor 60—70 Zuhörern, bot sich zur Leitung des Seminars an, durchsuchte Körbe und Kisten voll Neanderscher Papiere und besorgte den Druck der „Akademischen Abhandlungen“. Dazu versetzte die Neubesetzung des verwaisten Lehrstuhls die Gemüter in eine begreifliche Spannung. Aus dem Vorschlag der Fakultät ging Lehnert in Königsberg vor Ullmann und Niedner hervor. Er sollte zugleich an v. Gerlachs Statt Prediger am Dome werden; allein der König wehrte der Zusammenschweißung von Kanzel und Katheder: Die Hofpredigerstelle wurde Ahlfeld angeboten. Diesen hatte jedoch die Dürftigkeit seines Hallenser Amtes soeben

aufser Landes, nach Leipzig getrieben. Von der Frage des Doppelamtes an Universität und Kirche hing es ab, ob der jüngere Dozent der Kirchengeschichte endlich eine feste und höhere Besoldung erhalten würde. „Wenn man nach Ahlfelds Ablehnung doch wieder auf Lehnerts Predigerstelle zurückkäme,“ schrieb er, „so wäre hinreichend Geld vorhanden, um aus den Einkünften der Professur auch uns arme Tagelöhner zu bedenken.“ Aber die Trennung der Ämter wurde mit Recht beliebt, und der bescheidene Extraordinarius wäre leer ausgegangen, wenn nicht ein Ausweg sich geboten hätte, der ihm zuerst wie die Sendung ins Exil erschien: Sieffert in Königsberg frug bei Nitzsch um einen Ersatz für Lehnert an und empfing als Antwort Jacobi's Namen. Hier ist das Anschreiben des Ministers von Raumer unter dem 21. Juli 1851, nach welchem auf Vorschlag der theologischen Fakultät in Königsberg und in Rücksicht auf die bisherige beifallswerte Wirksamkeit Se. Majestät der König den außerordentlichen Professor Jacobi zum ordentlichen Professor der historischen Theologie zu Königsberg mit einem Jahresgehalt von achthundert Thalern ernennt. Die Bestallungsurkunde, bereits vom 28. Juli aus Charlottenhof datiert, trägt die kräftigen Züge der königlichen Hand: Friedrich Wilhelm, R.

Der gewichtige Würfel fiel in dem Augenblick, wo der Minister der sog. Reaktion an Ladenbergs Stelle das Ressort der geistlichen Angelegenheiten übernahm. Eine hochkonservative und hochkirchliche Strömung machte sich geltend, welche die Freunde der Mäßigung auf wissenschaftlichem und kirchenpolitischem Gebiet, die Anhänger der Neander'schen Blüteperiode und der Union zurückdrängte. In der wiedererwachten Erhebung gegen die Mächte der Revolution und des Unglaubens lag ein berechtigter Zug auf das Objektive, Kirchlich-gesetzliche, in dessen Schranken man die Massen besser zu halten hoffte. Die Union, auf welche man die Angriffe richtete, war doch nicht nur die Friedensfahne, welche Lutheraner und Reformierte an demselben Abendmahlstisch sammelte; sie war, vermöge ihres Ursprungs und ihrer Entwicklung, eine Vermittlung suchende Richtung,

ein Schild der Freiheit, unter welchem neben gläubigen Theologen auch rationalistische Nachzügler Deckung nahmen. Möglich ja, daß die Gemäßigten, die Wissenschaftlichen, die Männer der verjüngten Theologie den Sauerteig ihrer evangelischen Überzeugung im allmählichen Prozeß unter die Menge gemischt hätten. Allein zwei Dinge waren hinderlich, ohne den edlen Vertretern einer idealistischen Sinnesweise zur Unehre zu gereichen. Das eine war ihr weites Herz, welches Schutz und Schonung der Linksstehenden, rationalistischer Vorbildung Entflammenden allezeit forderte. Die Erfahrung lehrt jedoch, daß ein Herüberziehen dieser Elemente zu positiver Anschauung auf solchem Wege erfolglos ist. Sie preisen die Duldsamkeit der Vermittler nicht immer zum Dank, zuweilen zum Erschrecken der Letzteren, sie nähern ihre dogmatische liberalisierende Position bis zur Grenze, an welcher dann doch ein tiefer Graben hüben und drüben scheidet. Warum schlossen sich dennoch die Männer der Mitte nicht dichter an den rechten Flügel, zu dem doch die innerste Glaubensüberzeugung sie zog? Sie hätten, die Härten der Extremen erweichend, eine starke und wirksame Partei dargestellt. Wir werden den Grund sogleich sehen. — Das andere Hindernis ihres Einflusses auf die Kirche war ihre wissenschaftlich-kritische Haltung. Sie besleißigten sich einer sehr gemäßigten historischen Kritik, welche die Prinzipien biblischen Wunderglaubens nicht antastete. Gleichwohl schritt dieselbe in einem etwas doktrinären Gewande einher. Die große Menge verstand sie nicht; den Liberalen gingen sie nicht weit genug; die frommen Laien mutmaßten mißtrauisch: „Das Steinchen ist im Rollen“. Die Rechte genoß den Vorzug festerer Positionen, erbaulicherer Wärme. „Rehnerts Exegese,“ schreibt Jacobi, „muß in wissenschaftlicher Beziehung neben Neander gehalten, dürftig sein; doch gefällt den Studenten die christliche Wärme, das zuversichtliche Behaupten und die bequeme Art, ohne viel Untersuchung das Resultat zu überliefern.“ In der That, hier ruhte das Geheimnis der Macht auf Seiten der Rechten. Das weite Herz der Vermittlungstheologie nach Links und ihr kritischer Wahrheitsdrang, nicht ohne die kühle

doktrinäre Form, stellte sie abseits bei der nach 1848 stärker beginnenden reaktionären Bewegung. Diese aber verfiel dem schwereren Fehler, daß sie die Mittel weltlicher Politik und Kabinettsintrigue nicht energisch genug abwies. Die Machtfragen spielten eine große Rolle in dem verhältnismäßig kleinen Häuflein vornehmer Juristen und Theologen. Solch Parteiunwesen stieß ihrer Freiheit sich bewußte Männer zurück und hinderte trotz der Gemeinsamkeit positiven Bekenntnisses ein Zusammengehen. Hier reichen wir nun an die Wurzeln der eigentümlichen Gestaltung der kirchlichen Stellung, ja des Lebens von Theologen wie Nitzsch, Dorner, J. Müller, Jacobi, auch Tholuck: Sie neigen unleugbar nach Rechts, allein die Partitaktik daselbst ist ihnen zuwider und das scharfe Entweder — Oder stimmt nicht zu ihrem vorsichtigen Abwägen. Indes nun ein warmer Strom erbaulichen Lebens aus der Quelle desselben Konfessionalismus die kirchliche Praxis befruchtet, stehen die Lehrer einsam, ohne volle Fühlung mit der Kirche. Es ist eine gewisse Tragik in diesem Geschick. Noch ist das Tertium nicht gefunden, welches die positiven Elemente der Mittelpartei mit den Konfessionellen ausöhnt: Wir glauben, daß erst unsere Tage es wie aus innerer Notwendigkeit gezeitigt haben. Doch davon später.

Wir stehen soeben in den Anfängen jener unvermittelten Gegensätze. Die *itio in partes*, eine Frucht der unionfeindlichen Bestrebungen, war gerade ausgesprochen. Jacobi schildert in einem Brief an Schlottmann, wie die Mitglieder des Oberkirchenrats sich nunmehr sonderten: Bischof Neander, Strauß und Richter, der Neigung nach uniert, erklären sich für lutherisch; Sneathlage und Ehrenberg, ebenfalls vielmehr uniert, für reformiert; Nitzsch allein bleibt uniert auf seinem „tertium datur“, auf dem Konsensus stehen. „Man verlangt,“ schreibt Jacobi, „eibliche Verpflichtung der Räte auf die Symbole, Anstellung nur symboltreuer lutherischer Theologen an den Universitäten. Du siehst, der Kampf ist eröffnet; ich glaube, er wird sehr ernst werden und zeigt seine traurigen Erfolge schon in dem Argwohn, mit dem sich die betrachten, die noch vor kurzem

gemeinsam arbeiten konnten. Ich für meinen Teil hoffe, so Gott will, ohne Ansehen der Person den Weg inne zu halten, daß ich zwar Evangelium und relatives Recht kirchlicher Partei den Gegnern stets zuerkennen werde, aber auch stets ihre Anmaßung, die Kirche nach sich messen und wägen zu wollen als solche darstelle, damit die Gesichtspunkte evangelischer Freiheit und Wissenschaft, soviel meiner geringen Kraft davon anvertraut ist, gewahrt bleiben.“

Der Scheiber dieses Bekenntnisses mußte bereits bei seiner Vorstellung auf dem Ministerium einen sehr kühlen Empfang erfahren. Die persönliche Abneigung des Chefs und die Machinationen seiner reaktionären Partei haben ihm noch bittere Stunden bereitet. Jetzt entschädigte ihn die Liebe seiner Schüler, die beim Abschied in rührender Weise sich kund that. Auch verließ ihm die theologische Fakultät den Doktorgrad, „weil ich ihn haben mußte,“ fügt er bescheiden hinzu. Mit schwerem Herzen riß er sich von den Freunden, von der Mutter und den Geschwistern los, — vom Zentrum seiner geistigen Entwicklung gen Norden!

IV.

Königsberg.

1851—1855.

Nach stürmischer Seefahrt — der Weg zu Wasser war immer noch der bequemere — fuhr das Paar mit dem erstgeborenen, noch nicht einjährigen Söhnlein in die winkligen dunkeln Gassen der alten Krönungsstadt ein. „Ich denke mir etwa Konstantinopel so,“ scherzt er an den Freund im Orient. Während das moderne Königsberg nach Bauart und Lebensgewohnheit einen durchaus großstädtischen Eindruck macht, engte vor dreißig Jahren die abgeschiedene Lage der Stadt Menschen und Verhältnisse zusammen. Die Wohnungen, die der neue

Ansiedler fand, waren feucht und schmutzig, das rauhe, nordische Klima drückte auf ihn, das gesamte Leben, weniger durch geistige Elemente angeregt, schien dem Berliner starr an jeglichem Herkommen zu haften; er freut sich anfangs, den steten kirchlichen und politischen Aufregungen mehr entrückt zu sein, fürchtet aber allmählich und unbewußt in Schlendrian zu geraten.

Jedoch nicht ohne Grund hängt der Ostpreuße so treu an seiner Heimat: Was der Natur dort an Reizen gebriecht, ersetzt der Verkehr der Menschen untereinander, und was dem Ankömmling wie kleinstädtischer geselliger Zwang dünkte, erwies sich als gesellige Annehmlichkeit. Sechszundsiebzig Besuche, so klagt er, stünden seiner Frau und ihm bevor. Aber als sie nun in die Sammelpunkte der Königsberger Gesellschaft, in das Haus des kommandierenden Generals und in das des Oberpräsidenten eingeführt, die Menschen näher kennen lernten, da erschlossen sich die freundlichsten Beziehungen. Beide befanden sich auf jener Lebenshöhe, auf welcher Freundschaften auf geselliger Grundlage geknüpft werden, und in die Ferne und ins Alter hinein sind dieselben mit echt ostpreussischer Treue bewahrt worden. Allerdings bezeugen auch die Zeitgenossen, daß der feurige, in Manneskraft stehende Professor lebendige Anregung in die Kreise der Universität und Gesellschaft gebracht habe. Er selber fühlte sich von den Wogen geselligen Lebens getragen, und es bezeichnet seinen Charakter, daß er in Gefahr, von ihnen zu weit geschwemmt zu werden, später plötzlich einen Einschnitt machte und sich auf das Notwendigste beschränkte. — Der damalige Oberpräsident Eichmann, zugleich Kurator der Universität, ein Pfarrerssohn, zog mit seiner edlen Gemahlin, einer Freiin von Schroetter, das junge Paar in seine engsten Circle. Durch das Vertrauen des obersten Beamten gewann Jacobi bald Einfluß auf die Angelegenheiten der Universität: Olshausen, aus Holstein vertrieben, wurde auf seine Empfehlung als Oberbibliothekar berufen. Noch von Halle aus brachte er nachher Zacher in dieselbe Stelle. Seine Gabe der Personalkennntnis bewährte sich hier und fand inner-

halb der akademischen Körperschaft, von deren Freiheit und Bedeutung er durchbrungen war, ein Feld. Bis zum Tode Eichmanns, der sich nach Berlin zurückgezogen hatte, führten beide Männer einen regen Briefwechsel. — Besonderer Guld erfreute er sich von Seiten des Feldmarschalls Friedrich zu Dohna, des damaligen kommandierenden Generals und späteren Oberstkämmerers. Der einstige Schüler Schleiermachers und darauf Adjutant Yorks bei der Konvention von Tauroggen, war ein Edelmann und Soldat von altem preussischen Schrot und Korn. Charaktervoll hatte er im schlimmen Jahr 1848 dem Demokraten Joh. Jacoby widerstanden, als dieser eine Depesche Kaiser Nicolaus' an den kommandierenden General von der Post mit anderen Briefen entnommen hatte, dann aber, selber erschrocken über dies Wagnis, sie uneröffnet in die Kommandantur brachte mit dem Ansinnen, Graf Dohna solle sie in seiner Gegenwart aufbrechen. Der General: „Die Briefe nehme ich von Ihnen nicht an, tragen Sie dieselben dahin, von wo Sie sie geholt haben.“ (Nach anderen: Ich bin gewohnt, daß mir Brieffschaften durch den Briefboten übergeben werden.) — Joh. Jacoby, bemerkend, daß nichts zu machen sei, will dem General die Hand zum Abschied reichen.

Dohna: „Die Hand nehme ich nicht an.“ Jacoby: „Na, wir können auch so gute Freunde bleiben.“

Der General zu dem auf dem Flur wartenden Armeegensdarmen: „Sehen Sie zu, daß der Herr das Haus verläßt.“*)

Die Herausforderung im Namen der Demokratie machte die scharfe Abwehr notwendig. Übrigens war Dohna ein frommer, evangelischer Christ, der auch im Verbands seines Armeekorps auf Religiosität hielt. Es war die Zeit, wo die Chevalerie und Schaeffer Bibelstunden abhalten konnten. Auch mit ihnen pflog Jacobi nahe Berührungen. Die Tochter des Feldmarschalls, Gräfin Magda, mütterlicherseits die Enkelin

*) So nach Jacobis Erzählung aus dem Munde des Feldmarschalls. Etwas ausführlicher ist die Scene wiedergegeben im „Leben des F. M. Fr. Gr. zu Dohna“. Berlin, 1873 als Manuscript gedruckt.

Scharnhorsts, die Familien v. Rohr und v. Reichenbach, sowie deren Tochter Frau v. Ernest — sie suchten und fanden in dürrender Zeit geistliche Anregung bei dem Schüler Neanders und Cottwitzs und blieben ihm zeitlebens verbunden.

An der Universität dominierte Rosenkranz in der philosophischen Fakultät durch seinen anziehenden Vortrag. Von Hause aus Hegelianer, hatte er doch vom Christentum und von der Kunst her Eindrücke empfangen. Die Jurisprudenz vertraten Jacobson und Santo. Mit dem letzteren, einem fein organisierten, trefflichen Gelehrten, sowie mit seiner Frau, der Nichte Herbarts, knüpften sich langwährende Bande. In der eigenen Fakultät las Sommer, der noch lebende, ehrwürdige Veteran, das Alte Testament. Jacobi rühmt seine einfache Auffassung der wissenschaftlichen Probleme und beklagt die Schwäche der damaligen Studierenden im Hebräischen. „Erbkam, anfangs noch Extraordinarius, verdient gehört zu werden; da er aber nicht Examinator ist, so hat seine Wirksamkeit mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen.“ An Gebjer heftete sich die Erinnerung an seine Berufung zur Professur durch den Bruch des Wagenrads am Gefährt des Ministers Altenstein, welches auf dem väterlichen Gut ausgebessert wurde und dafür dem Sohn die akademische Würde eintrug. Er hat sich früh vom Lehramt zurückgezogen. Über Cosack's Berufung in die praktische Theologie wurde damals noch verhandelt. Der tüchtige Kenner der asketischen Litteratur ist später ein geschätzter Kollege und schwergeprüfter Dulder geworden. Am nächsten trat Jacobi Sieffert, der seine Hierherkunft auch hauptsächlich betrieben hatte. Ein Charakter von seltener Reinheit und gebiegener Gelehrsamkeit. Auf ihm lasteten neben dem Lehrfach der Dogmatik und Neuen Testaments die konsistorialen Geschäfte. Dazu hemmte frühe Erblindung die Arbeitskraft. Wenn er auf seinen Ferienzügen mit der freundlichen Gemahlin und dem des Vaters würdigen, einzigen Sohn im elterlichen Haus in Halle einkehrte, so war es ein Fest, und gern lauschten wir Jüngeren den Erzählungen des weiterfahrenden, vielgebildeten Mannes. —

Mit Sieffert setzte Jacobi einen Leseabend fest, an welchem sie gemeinsam Nothes Ethik lasen.

Es war eine dankenswerte Aufgabe, die der frischen jungen Kraft auf dem kirchenhistorischen Lehrstuhl wartete. Die ostpreussische Studentenschaft, wiewohl damals von geringerer geistiger Regsamkeit als die, welche er gewohnt war, fühlte den warmen Pulsschlag eines von Liebe zum Herrn und zur Ausbreitung seines Reiches getragenen Herzens. Da sie nur 30 an der Zahl damals studierten, so war persönliche Einwirkung auf sie möglich. Er ermunterte sie zu wissenschaftlichen Kränzchen; man hielt Vorträge und disputierte hernach. Auf einem Besuchsabend, den er im eigenen Hause einrichtete, erschienen sie regelmäßig und freudig. Sogar ein Jurist hörte aus Interesse die Vorlesungen, — es war D. Röhler, der später zur Theologie sich wandte und jetzt den Halenser Lehrstuhl zielt. Wie er froh, kein Nebenamt zu haben und von christlichen Vereinsbestrebungen absichtlich sich fern haltend, mit voller Seele seinen Schülern sich hingab, so ging unzweifelhaft Leben von ihm aus. Schon im dritten Jahr seiner Wirksamkeit durfte er 70 Studenten zählen, nächst Berlin und Halle die stärkste Zahl an den damaligen preussischen Universitäten. Und die Qualität der jüngeren Jahrgänge, die durch seine Hand gingen, hob sich hinsichtlich der wissenschaftlichen Leistungen merklich von den früheren ab. Eine verschärfte Examenordnung mochte auch dazu beitragen.

Inzwischen förderte er eifrig die eigenen Studien. Mit einer Abhandlung über das Basilidische System, welches infolge der Entdeckung der Philosophumena durch Em. Miller in Oxford eine wesentlich andere Auffassung erfuhr, führte er sich in den Schoß der Fakultät ein. Eine glückliche kritische Entdeckung waren jene altkirchlichen Fragmente, welche der Benediktiner Pitra im Spicilegium solesmense ediert und dem Hilarius von Poitiers zugeschrieben hatte. Jacobi erkannte sie aber als lateinische Übersetzung der Commentare des Theodor von Mopsuestia zu den kl. paulinischen Briefen und veröffentlichte seinen Fund zuerst in der deutschen Zeitschrift,

dann in Galenser Osterprogrammen. — Während er bittere Klagen führt, daß weder die Angelegenheit des Denkmals für Neander*), noch die Ordnung seines Nachlasses fortschreite, widmet er selber pietätvoll seine Zeit der Herausgabe der Dogmengeschichte. „Es ist“, schreibt er mit Bezug auf jene Vernachlässigung des Verstorbenen, „wie mit Neanders Bedeutung überhaupt: In dem Treiben der Parteien, in der Berechnung zur Förderung der Ehre Gottes und der eigenen, in der Vermischung christlicher und weltlicher Interessen wird man von Tage zu Tage weniger fähig, eine so stille und reine Größe, wie unser Freund war, zu würdigen. Und wie wenig unter dem, was an wissenschaftlichen Werken erscheint, hat Wert durch echte Forschung oder eigentümliche Betrachtung, und wie fehlt vor allem der keusche Sinn für Wahrheit und die Gewissenhaftigkeit im Seltenlassen der Thatfachen. Er würde wenig Freude haben an den dürftigen, anspruchsvollen und gekünstelten Leistungen, mit denen wir jetzt von positivkirchlicher Seite beschenkt werden. . . . Dieselbe Berechnung und Verstellung der Einfalt, welche die Tübinger bis zum Ekel trieben, wird nun als positiver Leisten gebraucht, über den die biblischen Schriften gespannt werden. Hengstenbergs Hoheslied ist ein Exemplar der Art, ein Mischmasch historischer und allegorischer Auslegung, die aber doch noch einfach scheint gegen meines ehemaligen Kollegen H. bis zum Wahwitz getriebene Spielerei mit demselben Stück. . . . Der Irvingit Thiersch hat ein apostolisches Zeitalter losgelassen, indem man eben irvingitische Geschichte bekommt. Apostelgeschichte 2 ist das Zungenreden ein Reden mit Menschenzungen; in den paulinischen Stellen ein Reden mit Engelzungen, denn Paulus sagt 1. Kor. 13: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete.“ Die Kindertaufe ist apostolische Einsetzung, und die Sage, daß Johannes nicht sterben werde, bedeutet die Fortdauer des Apostolats. Es ist nur in der Materie einiger Unterschied, in der Verkrüppelung der Methode ist die jetzige

*) Die Schwester setzte ihm selbst ein Grabmonument, da es mit den Sammlungen nicht vorwärts ging.

bekennnistreue (von Glauben hört man fast nie reden, nur von Bekennnistreue) Gregefe um nichts besser.“

Der sittliche Unwille über diese Auswüchse der neueren kirchlichen Schule und Methode hat innere Berechtigung. Er lehrt auch den Umschlag verstehen, der in der darauf folgenden kritischen Schule, so bar aller göttlichen Teleologie, stattgefunden hat. In der That hebt sich die besonnene Forschung, wie sie in dem Neander-Jacobischen Werk hervortritt, vorteilhaft von beiden ab. Die Herausgabe der Dogmengeschichte, obwohl sie der Vollendung nach in die Anfänge der Galenser Zeit fällt,*) ist doch wesentlich die mühsame und selbstlose Arbeit dieser Jahre, — darum selbstlos, weil eine Fülle vervollkommnender Studien des Herausgebers in die Anmerkungen unter dem Buchstaben J. gedrängt sind. Wohl hat die rastlos strebende Forschung hier und da auch diese überholt, und die schon beregten Mängel Neanderscher Methode machen den Genuß des Buches nicht immer leicht. Aber die materiale Behandlung der Entstehung der Dogmen müssen wir noch als die prinzipiell richtige erachten. Zwar spricht Hamann sehr wahr in dem S. 4 angeführten Wort: „Die Perle des Christentums ist ein verborgenes Leben in Gott, welches weder in Dogmen, noch Begriffen, noch Gebräuchen besteht“. Aber ein Unterschied ist, ob bei der Wertung des Dogmas die Entfaltung des Lebens und der Lehre Christi und seiner Apostel und zwar in der neutestamentlichen Fülle in Betracht gezogen wird, oder ob man der Zeitphilosophie einen solchen überwiegenden Einfluß zuschreibt, und bei der scheinbar rein geschichtlichen Betrachtung doch selbst von dogmatischen und philosophischen Voraussetzungen ausgeht. Wir wenigstens können den Glauben an eine Leitung des h. Geistes den Zeitmängeln zum Troß nicht aufgeben. Die Geschichte der Entstehung der Dogmen mag sich daher modifizieren nach den neuesten Untersuchungen philosophischer Einwirkungen, — sie

*) Dr. A. Neanders christliche Dogmengeschichte. Herausgegeben von Dr. J. L. Jacobi, 2. Teil, Berlin, Wiegandt und Grieben 1857. Die Vorrede zeigt das Datum: Halle, am Michaelistage 1856.

bilben nur eine Ergänzung zu der prinzipiellen Auffassung, daß in der Dogmengeschichte das apostolische Christentum sich der Kirche der Gegenwart übermittelt habe.

Die von Erdmann gerühmte, in edelster Sprache geschriebene Vorrede atmet noch einmal Neanderschen Geist und Pietät gegen den Lehrer. Sie unternimmt auch die Rechtfertigung gegen den damals schon erhobenen Vorwurf, als ob die Neandersche Schule Christliches und Kirchliches mehr oder weniger im Gegensatz fasse, indem sie auf die Inkongruenz beider Lebensbeziehungen hinweist: „Giebt es denn eine kirchliche Gemeinschaft, welche behaupten dürfte, daß ihr gesamtes kirchlich anerkanntes System in allen Einzelheiten reiner Ausdruck des Evangeliums sei? Ist es also nicht Thatsache, daß Christliches und Kirchliches überall in einem noch nicht vollendeten Streben nach Ausgleichung . . . begriffen ist?“ Gewiß; nur würde die Beziehung auf die Gemeinschaft das Gewicht der Lehren vermehren, während sie so zu sehr der subjektive Ausfluß der religiösen Genien, der einzelnen Führer der Gemeinde sind.

Christliches und Kirchliches, Freiheit und Bindung unter das Bekenntniß, — Union und Konfession — die Fragen lebten nicht nur in den Büchern, sie beherrschten die Praxis, sie schnitten tief in die persönlichen und geselligen Verhältnisse ein. Jacobi klagt, daß Brüder getrennt, Verwandte unter einander verdächtigt und verkezert würden; er selbst war in seiner Familie eine Zeit lang schmerzlich davon berührt. Es wohnt der hochkirchlichen, hochkonservativen Richtung etwas von cholertischem Temperament bei. Mit dem Feuer der Optimaten für Thron und Altar, mit dem Widerwillen gegen jegliche liberalisierende Richtung drängten sie auch die Männer der gemäßigten Observanz von der Kirche ab. Die Letzteren stellten sich auf den Boden der Union als auf den Grund eines gesetzlich garantierten Rechts. Als nun der königliche Erlass vom 6. März 1852 die itio in partes anbefahl, forderten die Konfessionellen auf einer Versammlung in Wittenberg, daß der Oberkirchenrat in zwei Senate, Lutherische und Reformierte,

aus einander gehe. Die Königsberger Fakultät wandte sich hierauf nach dem Vorgang der Halenser, Greifswalder und Rheinländer an jene oberste Behörde mit dem Verlangen, daß in ihr auch auf dem Konsensus stehende Unierte als drittes Teil ordnungsmäßig vertreten seien. Vielleicht war bei dem weitschauenden, vermittelnden Standpunkt, den eine höchste Behörde meist einnehmen wird, die Befürchtung einer Benachteiligung der Unierten unbegründet: Die Besizer waren im Herzen der Union zugethan, welche ja auch der König im Grunde aufrecht hielt. Mehr griff in der Besetzung der Konsistorien und Superintendenturen das konfessionelle Element durch den Einfluß der kleinen aber mächtigen Partei Platz. Genug, die Petition der besorgten Fakultät erfuhr einen heftigen Angriff in der Hengstenbergschen Kirchenzeitung im streng lutherischen Sinn. Jacobi begab sich zu dem Generalsuperintendenten Sartorius und erhielt von diesem das Geständnis, daß er der Verfasser des anonymen Artikels sei, gleichzeitig aber auch die Bitte des gutherzigen Mannes, die bereits geschriebene Entgegnung zu unterdrücken und eine Versöhnung mit der Fakultät herbeizuführen. Beides geschah, aber die Spannung blieb. — Inzwischen hatte Hengstenbergs Neujahrswort von 1853 in seiner Kirchenzeitung, welches die theologische Welt zu erregen pflegte, wie Napoleons Neujahrskreden die politische Welt, der neueren Theologie Vermischung von Natur und Gnade, Natürlichem und Übernatürlichem vorgeworfen. J. Müller erwiderte scharf, auch Lücke. Am Rhein erregte eine Schrift: „der Kirchenstreich“ großes Aufsehen. Man vermutete in der grellen Beleuchtung konfessioneller Umtriebe Dorners Feder. Jacobi ging mit sich zu Räte, ob er auch auf den Kampfplatz treten sollte. Die Parteigegensätze erfüllten sein leicht bewegliches Gemüt und hinderten ihn zu eigenem Leidwesen an stiller und freudiger Beschäftigung mit seiner Wissenschaft. Er durchreiste die Provinz, um auf Pastorkonferenzen die Sache der Fakultät zu führen: Bei gemäßigtem Luthertum, soweit es ihnen bewußt war, gaben ihm die Pastoren in Ost- und Westpreußen ihr Vertrauen zu erkennen. Doch schreckte ihn

eine Äußerung des Ministers v. Raumer, welcher den Kirchenrechtslehrer Jacobson gefragt hatte, wie es mit der Union in seinen Gegenden stehe und auf die Antwort desselben, man halte an der Konfession und Union zugleich im ganzen fest, entgegnet hatte: „Das kann wohl nicht sein, und wenn es so ist, wollen wir sehen, wie es über's Jahr steht.“

Im allgemeinen waren die Unionsgesinnten in diesem Augenblick wieder die begünstigten. Der König hatte eine Deputation pommerischer Geistlichen empfangen, welche ihm im Namen von 80 Amtsbrüdern eine Erklärung für die Union überreichte. Ausdrücklich hatten sie vorher von ihrem Konsistorium sich bezeugen lassen, daß sie im Jahre 1848 sich untadlig geführt und keine Demokraten seien. Ihre Abgeordneten wurden lange nicht vorgelassen: Die Gerlach'sche Umgebung hielt ihren Herren in absoluter Abgeschlossenheit. Endlich öffnete Maire ihnen die Pforte. Der König durchschaute nun, daß man ihn über den Stand der Konfession in Pommern getäuscht hatte und seine persönliche Neigung für die Union belebte sich neu. Am 12. Juli erschien allem Widerstand zum Trotz eine Kabinettsordre, worin die Union in Schutz genommen, und den willkürlichen Veränderungen der Pfarrer und Vereine an der Agende entgegengetreten wurde.*) Wie zur Erläuterung derselben wohnte Se. Majestät einer Sitzung des Oberkirchenrats und der Konsistorialpräsidenten bei, in welcher er erklärte, seine *intio in partes*-Ordre sei mißverstanden worden. Ohne das Werk seines in Gott ruhenden Vaters anzutasten, habe er nur die Lutheraner als „den kranken Teil“ berücksichtigen wollen. Raum aber wehte der Wind von Oben her wieder unionsfreundlich, so erhoben Kreuzzeitung und Ev. Kirchenzeitung erneuten Protest, unter dessen Wirkung der Monarch abermals beschwichtigend eingriff, diesmal an die Adresse des Pastor Hoffmann in Wittenberg, in welchem Erlaß er zwar die Union an die Spitze stellte, jedoch zugleich den Konfessionellen be-

*) Die ev. Union, ihr Wesen u. göttl. Recht, bargeh. v. D. Julius Müller, Berl. 54 p. 417 f.

ruhigende Versicherungen gab. Es bleibe dahingestellt, ob nicht doch mehr System in diesem summeepiskopalen Schwanken enthalten ist, als es den Anschein hat;*) jedenfalls bezeugt das Auf und Nieder an höchster Stelle und das Auf und Ab von Furcht und Hoffen, Angst und Zorn hüben und drüben über Dinge, deren Wichtigkeit uns Späteren gar nicht so einleuchten will, den Vorzug einer kirchlichen und synodalen Vertretung vor allen königlichen Ordres. Hier und da bricht auch in Jacobis Briefen eine Sehnsucht darnach hervor.

Inzwischen rüstete man sich auf den Kirchentag, der 1853 im Herbst zu Berlin abgehalten werden sollte. Obwohl dieser geringe Einigungspunkt der Parteien, dessen größtes Verdienst bleiben wird, in Wittenberg unter Wicherns prophetisch zündendem Wort die Innere Mission geboren zu haben, bereits von ihrer Gunst und Haß entstellt war, so hoffte man doch, daselbst wenn nicht sich zu verstehen, so doch zu herrschen und gab zum Zweck seines Zustandekommens die Parole gegen Rom aus. Hierzu hatte die römische Kirche, durch die Patronage der Throne nach 1848 übermütig gemacht, in ihrem Erzbischof Vikari samt seinen vier oberrheinischen Kollegen reichlich Anlaß gegeben.**) Der Besuch des Kirchentags war recht zahlreich. „Wenn man in den Tagen der Eröffnung zur Zeit der Ankunft der Bahnzüge die Leipzigerstraße entlang ging, so sah es aus, als hätte es Pastoren geregnet und zuweilen war auch eine Frau Pastorin mit heruntergefallen,“ schreibt Jacobi, der sich unmittelbar von den westpreußischen Pastorkonferenzen in diese Generalversammlung begeben hatte. Der in seinem Norden Vereinsamte genoß das Wiedersehen mit Freunden und Bekannten als den gewöhnlichen, erspriesslichen Ertrag solcher großen Zusammenkünfte, mußte aber, charakteristisch genug, bemerken, daß er sich viel mehr mit Gegnern persönlich berührt hatte: So sehr hatte eine Verschiebung der früheren Gesinnungsgenossen nach Rechts stattgefunden. Er sah den teuren

*) Vgl. das Nähere K. J. Nitsch von W. Beyßlag, Berl. Anz. 1872 p. 356 ff.

**) Vgl. Nippold, Handb. d. Neuzeit. K.-Gesch. p. 183 ff.

Nißsch, der soeben auf einer Harzreise sich schwere Verletzungen an Auge und Wange zugezogen hatte, jedoch zu seiner Freude im Stande war, öffentlich zu sprechen. Zweifeln klagte ihm, daß er nicht mehr im Ministerium um Rat gefragt werde, Gerlach und Hengstenberg hätten die Herrschaft daselbst. Von Büchsel, dem „immer sich selbst Gleichen, den man immer wiederum lieben muß,“ wurde er zu Mittag eingeladen und die ganze Tischgesellschaft hierauf zur Soiree beim Minister entboten, darunter auch er, „an den wohl am wenigsten gedacht war“. Denn bereits tauchte die Frage um die Besetzung des Halenser Lehrstuhls für Kirchengeschichte auf und die Wünsche der dortigen Fakultät waren auf Jacobi gerichtet. Herr v. Raumer ging um ihn absichtlich herum, und er „langweilte sich in dieser Gerlach-Göschelchen Gesellschaft höchlich“. Nur Stahl bewies ihm die alte Freundlichkeit, welche freilich nicht hinderte, daß sie auf dem Kirchentag über die Union aneinander gerieten. Dabei hatten die Bayern für ihr Mißvergnügen an diesem Lutheraner innerhalb der Union soeben den beißenden Ausdruck St. Mal erfunden. Rechnet man hinzu, daß Kahnis' „Jugendfehl,“ wie D. Beytschlag dessen Schrift: „die moderne Unionsdoktrin“*) nennt, jüngst erschienen war, so ist ersichtlich, daß die Atmosphäre für die Unionstheologen auf dem Kirchentag eine ziemlich gespannte war. Sie waren das Zentrum zwischen den Parteien und hatten auch qualitativ ein Gefühl davon. Allein ihre eigenen Genossen waren zaghaft der Rechten gegenüber und zurückhaltend. Die Linke, Jonas, Sydow, Krause hatten ihre Beteiligung überhaupt abgelehnt und mit

*) A. a. O. p. 397 Jacobi schreibt hierüber: „Auf 30 Seiten wird die ganze Theologie seit Schleiermacher abgemacht. Am schlechtesten kommen Nißsch und Neander fort, wobei man wissen muß, daß es diese waren, die sich ungünstig über K.'s Schriften erklärten. Nißsch hat gar keine Verdienste um die Theologie und überdies eine halbkatholische Rechtfertigungslehre. Müller hat auch Verdienste um die Dogmatik (er spricht zuweilen mit Anerkennung von K.). Und wir Königsberger (die nirgends in ihren Schriften auf K. Rücksicht genommen) bekommen einen Fußtritt.“ Der damals verbitterte Kahnis trat nachher in viel freundlichere Beziehungen zu den Nachbarn in Halle.

der Fakultät Jena sich gerade zur Herausgabe einer neuen Zeitschrift zusammengethan.*) Schenkel war gegen Hengstenbergs Wunsch, welcher ihn bereits als Pantheisten denunziert hatte, von Bethmann-Hollweg geladen worden und erschien: Die Schleiermacherianer wurden in das rationalistische Lager hineingedrängt und wer wollte leugnen, daß eine gewisse Verbitterung, die sich ihrer bemächtigte, ihren negativen Standpunkt befestigte. Diesen menschlich begreiflichen Umstand zog später einmal die Hallische Fakultät in Rechnung. Nach Abzug dieses linken Flügels blieben eigentlich die konservativen Unionsmänner die liberalisierende Seite des Kirchentags. Hören wir nun Jacobi selbst über die Hauptfrage der Versammlung, während wir für die Details auf den stenographischen Bericht (bei Herz 1853) verweisen:

„Zuerst wurde dem Ausschuss vom Vorstand ein Satz vorgelegt, der die nicht limitierte Anerkennung der Augsburgerischen Konfession von Seiten der drei Parteien des Kirchentags aussprach, und von Stahl so verändert ward, daß auch noch ihre kirchenregimentliche Geltung für die Zukunft behauptet ward. Da nun die Reformierten und Unierten sogleich voraussahen, von welcher Seite dieser Beschluß nachher ausgebeutet werden würde, so erklärten sie sich dagegen, und nach vielstündiger Debatte kam der Antrag heraus, welcher der Versammlung vorgelegt ist: Anerkennung der Konfession je nach den drei Standpunkten. Ohne diese Beschränkung, welche ja auch den Grundlagen des Kirchentags entspricht,**) hätte ich nicht zugestimmt, und gewiß als einer von vielen. Den meisten Eindruck machte Schenkels Rede, der sich in freier Weise zur A. K. bekannte. Er hat ein großes Geschick, die Punkte zu berühren, bei welchen das allgemeine Interesse verweilt, z. B.

*) Die „protestantische Kirchenzeitung“. In ihr erschien das ablehnende Votum der Linken; während andererseits die Erlanger und Rostocker sich beschwerten, daß man die Augsb. Konf. wie ein neues Bindemittel zwischen den Parteien mißbrauchte.

***) Man hatte in die Statuten den Satz von der „Konföderation dreier Konfessionskirchen“ aufgenommen.

bei dem Gegensatz gegen den Katholizismus, dabei große Lebendigkeit des Stils, der Sprache und Gestikulation. Der große Beifall, den er fand, zeigt recht deutlich, daß die Mehrzahl der Anwesenden fern von einer buchstäblichen Geltendmachung des Symbols sind. Er ist aber auch den Gegnern sehr unangenehm gewesen. Ich hörte Äußerungen von der Seite: „Da sehe man doch, was auch bei solcher Versammlung die Lunge ausrichte“. Die N. Pr.-Z. soll ihm bereits seinen Platz unter den Rationalisten angewiesen haben. Sei überzeugt, daß man in Kurzem uns Alle, Neander und Nitsch inklusive, dahin weist. Auch Merle d'Aubigny hat sehr geistvoll und beherzigenswert gesprochen; die Versammlung bewies ihm nicht die Aufmerksamkeit, die er verdiente.“

Und so zog denn ein jeder mit dem Bewußtsein, nichts aufgegeben, aber auch nichts gewonnen zu haben, wieder heim. Die Vermittlungstheologen bezeugten sich übrigens mit dem Erfolg im ganzen zufrieden. Ihrem Führer Nitsch war jener Vorschlag von den drei Sonderstandpunkten zum Bekenntnis zu danken. Jacobi berichtete in diesem Sinne in der „Deutschen Zeitschrift,“ welches Referat ihm den erneuten Unwillen des Generalsuperintendenten eintrug.

Lauter Einzelgefechte eines kirchlichen Kriegs aus vergangenen Tagen, vielleicht der Berichterstattung kaum wert und doch eben wegen ihrer Unfruchtbarkeit warnend und beherzigenswert. Männer, die in den Prinzipien der Reformation eins waren, stunden sich um der leidigen Kirchenpolitik willen feindlich gegenüber, zersplitterten ihre freudige Kraft, erfuhren, wie sich zeigen wird, persönliches Herzeleid. War denn das einigende Moment nicht zu finden: Anerkennung der neueren gläubigen Theologie von Neander bis auf Müller einerseits, und Wertung des Kerns von praktischem, erbaulichem Leben, von Schätzen der Liturgie und historischer, guter Überlieferung andererseits, der in der juristisch-konfessionalistischen Hülle verborgen lag? Menschliches mischte auf beiden Flügeln sich ein. Auch die umstrittenen Dogmen haben ihre Zeit. Von der Lehre des heiligen Abendmahls, die damals im Vordergrund stand, mußte

man, durch den harten Gegensatz getrieben, erst zu der prinzipielleren Frage: wie dünket dich um Christo, wes Sohn ist er? geführt werden, um hier sich zu vereinigen. Die Zeit oder vielmehr die Leitung des Herrn der Kirche hat jene Streitpunkte gemildert, indem sie diesen, entscheidenden heraufhob. Und ich gedenke an ein Wort des heimgegangenen Vaters: „Ihr Jüngerer werdet es schon besser haben!“ Ja, wir haben es besser, — nicht im Nachlassen des Kampfes, aber in der höheren Bedeutung seines Gegenstandes und im Ziel. Einen Beitrag zu diesem Ausgang soll die Geschichte verflößer Jahrezehnte liefern.

Während damals Irvingiten und Baptisten in den östlichen Provinzen, aber auch anderwärts in die toten Gemeinden einfielen, debattierten die Hirten über Union und Konfession, suchten die Professoren das Recht der freien aber etwas doktrinären Wissenschaft zu wahren, schlugen die Männer des Kirchenregiments in Kraft ihrer hierarchischen Autorität ihre Untergebenen und die Gemeinden, unter denen doch kaum einige Tertiärer und Tertiärerinnen, um einen Ausdruck Nitschls zu gebrauchen, etwas davon verstanden, in die Fesseln des Bekenntnis-Buchstabens mit nicht immer ganz lautern Mitteln, und — die lebendigen Ströme, die von begabten und bedeutenden konfessionellen Predigern ausgingen, wurden mehr als billig unterbunden. Denn es scheint ein Gesetz der Kirche, daß kraftvolle, erweckliche Persönlichkeiten mit Vorliebe sich festen Formen und Normen zuneigen. Sie können die kritischen Fragen und feinen Distinktionen nicht brauchen. Wer will sie unwahrhaftig gegen sich selbst schelten, wenn realistisch und harmonistisch die heilige Geschichte vor ihnen lebt und webt und sie lebensmäßig das Evangelium ihren Hörern überliefern? Wenn nur Christus verkündigt werde allerlei Weise! Solche Erweckungsprediger entsandte damals die Behörde in der richtigen Erwägung, daß lebendiger Samen ausgestreut werden müsse. Der originelle Westfale Volkening durchzog die Provinz. Jacobi kannte ihn aus dem Hause des Bruders Julius und liebte ihn in seiner ernsten, nachdrücklichen, einfachen von der

ganzen Person getragenen Predigt. „Aber er wird sichtlich immer greller lutherisch,“ klagt er, „und die Frau redet von den Reformierten, wie wir etwa von den Mormonen.“ Ja die Pfarrfrauen, wenn sie Holz zum Scheiterhaufen der Ketzerei tragen! — — Nicht alle dachten so vorurteillos wie Jacobi über die Wirksamkeit des missionierenden Mannes. Manche Pastoren begegneten ihm mit entschiedenem Mißtrauen. Doch geschah es auch wohl, daß ein den Sekten verfallener Teil der Gemeinde durch seine mächtige Predigt in die Kirche zurückkehrte; man sieht, was die Leute wollen. —

Jacobi selbst trat gegen die Irvingiten auf, als sie in Königsberg ihren Aposteln Eingang zu verschaffen suchten. Vergebens waren die polizeilichen Maßnahmen der Generalsuperintendentur gewesen. Zwar den Ausländer Thiersch konnte man ausweisen. Das Gleiche glückte nicht dem Engel oder Evangelisten Pochhammer gegenüber. Ja, als Sartorius entgegen Bunsenschen Ausführungen seine Gewaltmaßregeln zu rechtfertigen suchte, wurde er aus Allerhöchstem Munde selbst zurechtgewiesen. Es muß bei Gelegenheit der Eröffnung der Ostbahn gewesen sein, 8. Mai 1852. Die Spitzen der Behörden fuhrn dem Könige entgegen. Se. Majestät hatte Grund, mit den Katholiken unzufrieden zu sein (s. o.) und entbot ostensibel den Generalsuperintendenten in das Koupee. Dasselbst muß dieser jedoch über seinen Gegensatz zu dem königlichen Freund nichts Angenehmes gehört haben. Er trat betreten heraus und beobachtete ziemliches Schweigen über den Inhalt der Unterredung.

Mit Gewalt ließen die Dinge sich nicht dämmen. Jacobi begab sich unter Begleitung etlicher Studenten in die Pochhammerschen Versammlungen, in welchen bei trübem Lampenlicht meist Angehörige der unteren Stände, viele Weiblein, sich an dem wiedererweckten Montanismus berauschten. Als er dann mit dem Neuen Testament in der Hand dem Engel widerstand, geschah es, daß eine der verzückten Weiber im Gedränge der Treppe ihn mit der Faust in den Rücken schlug, eine ungefährliche Gewaltanwendung. — Er hat dann in

einer Schrift die Lehre der Irvingiten besprochen, welche die zweite Auflage erforderlich machte und noch jetzt als apologetisches Mittel gegen die um sich greifende Sektiererei begehrt wird. *) Praktischen Interessen dienend, geht er aus von einer Charakteristik des zündend redenden aber nicht in der Demut bleibenden Erweckungspredigers Irving 1792—1834; schildert seiner Anhänger verstecktes Vorgehen, wie Josuas und Kalebs unter die Heiden, um dann an der Vollkommenheitslehre derselben gepaart mit ihrem Herabblick auf die Kirche, den Charakter als Sekte aufzuzeigen. Die Kirche ist nach ihrer Meinung im Verfall, die Wiederkunft des Herrn nahe. Verfasser antwortet, das erstere haben einsichtsvolle Männer vor 1848 auch gesagt; hinsichtlich der Weissagung aber kommt es nicht so sehr auf das Wann? als auf das Was? an, und Christus wirkt mehr durch das, was er täglich thut, als durch das, was einst geschehen soll. Die überspannten chiliaistischen Hoffnungen konnte er leicht an der Hand der Geschichte zurückweisen. Die „Entzündung“ der neuapostolischen Gemeinde hatte durch den Tod mancher ihrer Glieder schon bedenkliche Zweifel erweckt. Und in ihrer Lehre von den „Ämtern“, wo zweifelhafte Propheten zweifelhafte Apostel berufen, ließ sich mancher Widerspruch aufdecken. Der Kritiker verschweigt hier, daß der Zug zur irvingitischen Sekte nicht unwesentlich unterstützt wurde durch das Verlangen frommer Laien, in ihrer Gemeinde praktisch thätig zu sein. Hierzu bot die damalige Pastorenkirche keine Gelegenheit. Und seine eigenen innig gläubigen Verwandten fühlten sich daher eine Zeit lang von Jenen angezogen. Die synodale Verfassung wäre geeignet gewesen, das Bedürfnis der Besten in der Kirche zu befriedigen, hätte nicht die anfangs stürmende liberale Agitation gerade sie von den Ämtern zurückgedrängt. — Entgegen dem „Zungenreden“ der Gevatter Schuster und Schneider erhebt sich die Rede des Verfassers zu schönem Schwung: „Ein anderes Zungenreden echter Entzündung hat dir, evangelische Kirche, dein Meister verliehen. Es sind jene

*) Die Lehre der Irvingiten od. der sog. apostolischen Gemeinde vergl. mit der h. Schrift 2. Aufl. Berl. Wiegandt u. Grieben 1868.

unvergleichlichen Lieder, die wie ein Strom mit stolzen Bogen aus der lutherischen Kirche entsprungen, durch alle Zeiten befruchtend und erfrischend fortbrausen. In Liedern wie: „Daß ich tausend Zungen hätte und einen tausendfachen Mund;“ oder: „Lobe den Herrn;“ oder: „Sollt' ich meinem Gott nicht singen“ u. a. ist die wahre Begeisterung niedergelegt, die fort und fort Begeisterung erweckt. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, und wes das Herz voll ist, davon geht der Mund über. Mit einer solchen Kirche wollt ihr brechen, um jenes Geistes Kinder zu werden?“ — Gottesdienst und die naive Lehre vom Zehnten, dessen Nicht-Einforderung von Seiten des Geistlichen gleichbedeutend mit Verlust seines priesterlichen Charakters ist, bilden den Beschluß der Schrift, die dahin resümiert wird, daß man trotz aufrichtig gemeinter Frömmigkeit und sittlichen Lebens der fremden Apostel sich über die Unwahrheit ihrer Lehren und Satzungen nicht täuschen solle. Ihre Bibelbelesenheit mache die Frommen in Deutschland betroffen, da es hier an Bibelfestigkeit gebreche, — eine sehr wahre Bemerkung gegenüber allen Setten. Aber ihr Grübeln in den dunkelsten Stellen der heiligen Schrift, bar der rechten Einfachheit und des sicheren Taktes, verführt diejenigen, welche „immer etwas Besonderes bei der Frömmigkeit haben müssen.“ „Unter der gerühmten Vollkommenheit kommt die menschliche Misere zum Vorschein; die Heiligkeit zeigt sich als sehr sündige, der Hochmut ist unüberwindlich. Dann erinnern sich viele, daß sie hier nichts besseres gefunden, als in ihrer Kirche, wohl aber viel Größeres und Herrlicheres aufgegeben haben.“

Das geschichtskundige, besonnene Auftreten gegen diese Fremdlinge dankte man Jacobi auf der rechten Seite; nicht minder, wenn er als Dekan der Fakultät einem sich habilitiren wollenden Religionslehrer von Kuppischer Observanz Fragen über heilige Schrift, Sündlosigkeit Jesu, Auferstehung, Wunderglauben u. s. w. vorlegte und ob dieses inquisitorischen Verfahrens den Vorwurf orthodoxer Beschränktheit in liberalen

Zeitschriften ertragen mußte. Diese Kohlen aus dem Feuer mochte er mannhaft holen; allein er konnte sich darüber nicht täuschen, daß der Gegensatz in Königsberg wie in Berlin gegen ihn sich steigerte und eine Krisis seines persönlichen Lebens hervorrief, in welcher er erst allmählich die Menschen ausschied, und eine Prüfung seines Gottes erkannte, um dann siegreich daraus hervorzugehen. Zwar galt die Zurücksetzung nicht seiner Person, sie galt der Richtung, die er vertrat; aber der Gegenstand betraf den lang und sehnlichst gehegten Wunsch seines Lebens, an die Halenser Fakultät berufen zu werden.

Thilo, der Mann von ungeheurer Gelehrsamkeit, hatte im Herbst 1853 diesen Schatz mit in das Grab genommen. Die Fakultät hatte einstimmig Jacobi zum Nachfolger vorgeschlagen. Allein in Berlin dachte man nicht daran, die unierte Position in Halle um noch einen Dozenten zu vermehren, und der Minister entsandte auf Hengstenbergs und Bindewalbs Empfehlung Dietlein als Extraordinarius dorthin. Derselbe hatte zwar noch nicht Kirchengeschichte gelesen, jedoch auf Herrn v. Raumers Frage erwidert, er könne es. So hatte Geheimrat Schulze auf dem Kirchentag Jacobi selbst berichtet. Hören wir die Klage des in seinem "Patmo" nun voraussichtlich Gefesselten . . . „Halle ist mein Wunsch von je gewesen; ich würde es selbst Berlin vorziehen und sehe mir diesen Weg vielleicht für immer verbaut. Ich weiß keinen äußerlichen Verlust an Gütern, den ich so schmerzlich empfunden haben würde, als dies! In Bonn scheint die theologische Fakultät in der Auflösung. Dorner ist nach Göttingen vertrieben, wie er jagt, durch Raumers Äußerung, die Fakultät sei revolutionär; Rothe geht nach Heidelberg; Kraft wird vielleicht einen Ruf nach Erlangen annehmen. Wer von unierten Theologen unter diesem Ministerium Preußen verlassen kann, geht. Ich würde mich nur mit schwerem Herzen trennen.“ (Müller hatte ihn für Göttingen vorgeschlagen, wo Gieseler gestorben war und Dunker berechtigte Aussichten hatte.)

Die erlittene Unbill lastete schwer auf Seele und Leib. In Verbindung mit dem rauhen Klima warf sie ihn auf das

Krankenlager. Auch seine Frau, die ihm im Anfang 1854 einen zweiten Sohn geboren hatte, erkrankte so heftig an der Lungenentzündung, daß sie bereits aufgegeben, von den Ihrigen Abschied nahm, und unter dem Genuß des heiligen Abendmahls in wunderbarer, stets von ihr bekannter Weise das zeitliche Leben zurückfließen fühlte. Genesen schrieb er: Ich thue pflichtmäßig meine Arbeit, aber ohne innere Freude, — „ich bemerke das selbst im Kolleg, bin mit den Zuhörern nicht zufrieden und sie wohl auch nicht mit mir.“ Er befand sich auf jener Lebenshöhe, wo der Mann einen Anspruch an einen seiner Kraft gebührenden Wirkungskreis erhebt, wo er mit den widerstrebenden Mächten kämpft, im Gefühle seines Rechtes, nicht ergeben. Dennoch thäte nicht not, diese psychologische Erscheinung an einem Privatleben zu erörtern, wäre sie nicht symptomatisch für die kirchliche Zeitgeschichte. Sie ergänzt sich mit dem Gleichzeitigen, welches Nitzsch gelegentlich der Besetzung der Berliner Propstei widerfuhr und verrät Plan in den unterirdischen Machinationen. „Fast komische Versuche,“ schrieb der letztere, „sind gemacht, den König von mir ab- und auf andere hinzulenken; doch gestehe ich, daß ich keinen kenne, der mir persönlich übel wollte, sondern sie glauben Gott einen Dienst zu thun, wenn sie der Union den Weg zu den Hauptämtern versperrten.“*) So war es in der That. Fern sei es, persönliche Motive den maßgebenden Männern unterzulegen; aber zur größeren Ehre Gottes, d. h. zur Stärkung des Konfessionalismus waren alle Mittel recht. Der Minister von Raumer, an sich ein Beamter von altpreußischem Schrot und Korn, dessen militärisch kurze Art Jacobi einmal auf einer Reise in Ostpreußen zu bewundern Gelegenheit hat, ließ sich allzusehr von den Hengstenberg und Bindewald beraten, und diese gaben den Kandidaten um den kirchenhistorischen Lehrstuhl für einen fanatischen Unionisten aus. Die Halenser Besetzung erlebte jedoch noch einen zweiten Akt. Der außerordentliche Dietlein prästirte nichts Ordentliches; und der ordentliche Guericke, der altlutherische und liberale Stadtrat, war in den

*) Beyschlag a. a. D. p. 405 f.

außerordentlichen Stand zurückversetzt worden, wie es schien bei dauernder Ungnade, obwohl der eigentümliche und doch lautere Mann ein besseres Geschick verdient hatte. Herzog ging um diese Zeit nach Erlangen. Da schrieb Müller — Herbst 1854 — aus Halle, Jacobis Berufung hange noch an einem seidenen Faden; ein Intriguenspiel ohnegleichen habe sich um sie her entwickelt. Wozu noch einmal diese Schwankungen zwischen Hoffnung und Niedergeschlagenheit, klagt der Königsberger Verbannte, unter welchen das Jahr hingegangen ist? „Deine Gegner meinen es übel, Gott aber gut,“ tröstet Freund Schlottmann! — Das Intriguenspiel reichte in Wahrheit bis in das Cabinet des Königs. Mit dem „fanatischen Unionsmann“ konnten die Akteure hinter der Szene an höchster Stelle nichts erreichen, — seit den oben erzählten Schwankungen von 1853 hatten Sr. Majestät im wesentlichen auf ihren Erklärungen von einer „geläuterten Union“ beharrt. So zweifelte man seine politische Integrität an. Wollen Ev. Majestät einen zweiten Gueride nach Halle setzen, der nicht einmal im Bekenntnis fest ist und im schlimmsten Jahre sich höchst verdächtig gezeigt hat? Wir haben Haffe aus Bonn der Fakultät vorgeschlagen, den gelehrten Verfasser des Anselm von Canterbury; allein diese ist höchst obstinat, besteht auf ihrem Jacobi. Hier war es nun an der Zeit, Gegenmine zu legen. Im Seebad Poppo traf Jacobi, der Stärkung vom Nervenfieber suchte, mit dem Domprediger Hoffmann zusammen. Gemeinsamer Standpunkt und gemeinsamer Kampf verband die Männer. Der Professor that jenem das Herz auf. „Machen Sie eine Immediateingabe an den König, ich werde dieselbe befürworten,“ lautete der Rat. Der ungewöhnliche Weg ward eingeschlagen unter der Bedingung, daß der freundliche Geleitsbrief sich streng an die Wahrheit bezüglich der Person des Petenten hielte, und kein den Gegnern ähnliches Intriguenspiel eröffnet würde. Ist denn niemand da, welcher für Ihre politische Gesinnung Bürgschaft zu leisten vermöchte? O ja, der seit 1853 als Oberstkämmerer berufene Feldmarschall Graf Dohna hat durch seine Tochter sein Für-

wort anbieten lassen. So unterrichten Sie den Herrn von dem Stand der Sache! — Hier ist die Antwort Sr. Erzellenz vom 26. Oktober 1854, welcher, nachdem er für das Zeichen des Vertrauens gedankt hat, fortfährt: „Was nun den eigentlichen Gegenstand Ihres Schreibens (vom 20. Sept.) betrifft, so habe ich denselben mit Herrn Domprediger Hoffmann, gleich nach dessen Rückkehr vom Kirchentag aus Frankfurt, näher besprochen und mich gefreut, daß wir in allen wesentlichen Punkten vollständig übereinstimmten. Hoffmann hat darauf am 8. d. M. Ihr Immediatgesuch mit seinem Begleitschreiben Sr. Majestät dem König zugesandt, und ich habe Tags darauf, nachdem der König dies Schreiben gelesen hatte, mündlich Ihren Wunsch befürwortet (also doch wohl den roten Demokraten weiß gewaschen). Der König ging bei dieser Veranlassung nicht allein auf Ihre persönlichen Verhältnisse, sondern auch auf die Unionsfrage ein und sprach sich günstig aus, ohne etwas zu versprechen. Mitte d. M. ist, wie Geh. Rabinetsrat Illaire, der diese Sachen vorträgt, mir sagt, ein Rabinetschreiben an den Minister von Kaumer abgegangen, in welchem der König sich für Ihre baldige Versetzung nach Halle ausgesprochen hat, sofern derselben nicht besondere Gründe entgegenstehen, worüber der Minister eventuell zu berichten habe. Ein solcher Bericht war bis zum 22. nicht eingegangen. Seitdem habe ich nichts vernommen, auch nicht länger zögern mögen u. s. w. Es wird darauf ankommen, ob Minister v. Kaumer der Aufforderung des Königs sogleich nachkommt, oder ob derselbe noch Gegenvorstellungen macht; jedenfalls bitte ich Sie angelegentlichst, die Sache noch als ganz ungewiß zu betrachten und erst nach Eingang einer dienstlichen Mitteilung sie als entschieden anzusehen. Eine getäuschte Hoffnung kann in solchen Fällen sehr schmerzlich sein.“ — Folgen persönliche Verbindlichkeiten des ritterlichen Herrn, der seinen Einfluß diskret angewandt hatte und ihn nüchtern abschätzen lehrte. Die erste Bresche hatte er unzweifelhaft gelegt und Jacobi war ihm lebenslang pietätvoll verbunden. Zwischen der Audienz des Oberstkämmerers jedoch und dem Ausgang des von ihm

erwähnten Kabinettsbefehls hatte sich noch eine kleine, nicht unwesentliche Szene zugetragen. Domprediger Hoffmann hatte sich bei dem Monarchen melden lassen, vermutlich um über den Frankfurter Kirchentag zu berichten, und traf im Vorzimmer einen hochstehenden Vertrauensmann des Königs. Ihn fragte er, warum man den Professor Jacobi nicht nach Halle berufen wolle. „Weil er für die Union ist,“ war die Antwort. Hoffmann trat in das Kabinet und äußerte: Majestät, jetzt weiß ich, weshalb Jacobi nicht nach Halle soll: Weil er ein Freund der Union ist! — — Hierauf erfolgte ein Allerh. Briefchen an den Minister — Mitte Oktober sagt uns Graf Dohna — : „Ich wünsche, daß der Professor Jacobi nach Halle berufen wird, wenn nicht besondere Gründe, — — worüber zu berichten.“ Herr v. Raumer befand für gut, nicht zu berichten, sondern fragte gemäß dem Befehl seines Herrn an, ob Jacobi bei 1000 Thalern Gehalt (!) nach Halle gehen wolle, was dieser sogleich bejahte. Die freudige Stimmung zog wieder in der Professorenfamilie ein. „So hat denn Gott nach langer, schwerer Prüfung, die, wie ich bekennen muß, mich oft kleingläubig und mißmutig befunden hat, gnädig das Werk hinausgeführt, daß ich ihn preisen muß,“ heißt es im Neujahrsbrief von 1855 an Schlottmann. „Als jene sich am sichersten glaubten, hat er die Umstände herbeigeführt, die ihr Netz zerrissen, und selbst die schwere Krankheit, die mich und die Meinen getroffen, hat dazu dienen müssen, meinen Wünschen in den Augen des Königs ein stärkeres Gewicht zu geben.“

Dies ist eine wahrheitsgetreue Professorenberufungsgeschichte, über welcher man beinahe zwei Jahre einen kirchenhistorischen Lehrstuhl leer stehen ließ. Zu Nutz und Frommen der Nachwelt haben wir das Erzählte aus vergilbten Papieren hervorgeholt, damit man sehe, wie die Kirchenpolitik besser thut, sich nicht auf das Freihandelsgebiet der Wissenschaft zu begeben. Die Lehren der Professoren müssen sich austragen, sofern sie nur das Fundament des Glaubens nicht antasten, gleichviel, ob dieselben mit Gold und Silber oder mit Heu, Stroh, Stoppeln darauf bauen. Die Gemeinde ist Richterin und sie

in ihrem ewig gültigen Wahrheitsbesitz scheidet falsche Elemente von selbst aus. Auf Baur in Tübingen folgte Beck; auf die Gesenius und Wegscheider, Tholud! Mit Maßregeln der Gewalt wird nichts, allenfalls nur künstliches Gewächs gezogen. Ein Anderes ist, wenn die Kirche von ihren Ordinanden bindende Versprechungen fordert. Übrigens ist wahrnehmbar, daß die unionsfreundliche Theologie auf den preussischen Universitäten fast auf allen Linien den Sieg über ihre Gegner davontrug, während der Konfessionalismus sich in die kleineren Landeskirchen zurückzog. Die vielgeschmähte neuere gläubige Theologie muß also doch dem Wahrheitsbedürfnis entsprochen haben.

Erwähnen wir gleich noch ein kleines Nachspiel zu dem obigen Drama. Es war im Jahre 1857, dem verhängnisvollen Manöverjahr, als der König Friedrich Wilhelm die Universitätsbehörden in Halle sich vorstellen ließ und auf die Frage an den 3. Dekan Jacobi: „Wie lange sind Sie hier?“ die Antwort empfang: „Seit zwei Jahren durch die Gnade Ew. Majestät!“ „Ach, Ich besinne mich,“ erwiderte der König lächelnd.

V.

Halle.

„Glück auf, mein geliebter Freund (Schlottmann in Zürich, nach Beginn des S.-S. 1855)! Du wirst nun schon in voller Arbeit sein. Möge Gott sie Dir gelingen und seinen Segen darauf folgen lassen. Ich habe die Zuversicht, es werde Dir nicht fehlen, und dann kann man viel anderes gern ertragen und entbehren. Es ist doch ein herrlicher Beruf, immer mit der Blüte der Jugend zu verkehren und sie durch die Wissenschaft für das Evangelium und seinen Dienst zu gewinnen, und es wird Dir wohl werden in dieser Thätigkeit. (Nach dem konstantinopoltanischen Predigtamt.) Königsberg hat sich uns noch

zuletzt mit allen Schrecken gezeigt und wer es wollte, konnte an meiner armen Frau sehen, daß es nicht Vorwand sei, wenn wir über das Klima klagten. Aber auch das, was ich immer an Königsberg geschätzt habe und was mir am meisten im Gedächtnis bleiben wird, die Freundschaft vieler trefflicher Menschen, haben wir bei diesem letzten Geschied in herzlicher Weise erfahren. Man hat uns mit Beweisen der Liebe und Theilnahme überhäuft. Selbst die Studenten haben sie mir zum Abschied erwiesen, obgleich ich es von diesen weniger erwartete. Denn da ich das Meinige dazu gethan, die etwas laze Disziplin und die Anforderungen zu steigern, so mußte ich glauben, daß sie mich mehr fürchteten als liebten. Indes hat doch die Liebe einer geringeren Anzahl den Widerstand besiegt, ihrer Vierzig brachten mir ein hübsches Fackelständchen, und schenkten mir, die armen Jungen, Luthers Werke in der Erlanger Ausgabe. Es hat mich sehr gerührt.“

Sein zaghaft-bescheidenes Gemüt versah sich allzeit wenig, zu studentischer Dankbarkeit. Und doch folgten ihm zwei Schüler nach Halle nach, weil sie von ihm nicht lassen wollten. Der treue L. Fischer, der aus freigemeindlichen Banden erlöst in ihm seinen geistlichen Vater verehrte, und der feurige Ed. Moldenke, jetzt ein Pfleger deutscher Theologie in Nordamerika.

Besonders herzlich war der Abschied von der edlen Kohrschen Familie. „Christen sehen sich nie zum letztenmal“, sprach der Präsident, welcher soeben in hohem Alter heimgefahren ist.

„Nach kurzem Aufenthalt von wenigen Tagen in Berlin zog ich in Halle ein. Du kannst denken, mit welchen Erinnerungen und mit welcher Spannung ich die Straßen betrat, die trotz der nächtlichen Dunkelheit mich so bekannt ansahen. Wenn es nun hier mißlang, wo so viele lauernde, neidische und erbitterte Blicke auf mich gerichtet sind? Dann war die Entscheidung, die ich gern als die letzte äußere meines Lebens ansehen möchte, mißlungen und zum Unglück gewandt. Aber Gott hat mir bis jetzt gnädig beigeistanden; es scheint, daß sich

mir die Herzen der jungen Leute zuwenden. Ich lese den ersten Teil der Kirchengeschichte und habe über 150 Zuhörer, womit ich nicht sagen will, daß immer so viele vor mir saßen. So scheint ja Gott seinen Segen zu verheißen, und mit diesem wird mir selbst die ministerielle Ungnade erträglich sein, zumal ich sie nicht abwenden kann, ohne gegen die Wahrheit zu verstoßen. — Die Gegend erquidt mich durch ihre Freundlichkeit sehr, obgleich solch ein Minden-Konstantinopolitanisch-Bürchischer, übersättigter Genießer sie sehr mager finden würde. Ich wünsche mir nichts besseres, zumal schon meine Wohnung (alte Promenade 8, das jetzt Meyersche Haus) freundlich an den Anlagen, welche die Universität umgeben, liegt.“

Die Professoren wandelten gern zum Kirchthor hinaus das Ufer der mit schaukelnden Rähnen belebten Saale entlang. Zur Rechten die durch Sprengungen zerklüfteten Felsen; links, jenseits des Flußarmes die bewaldete Nachtigallinsel. Ziel der Spaziergänge waren jenseits, mit der Fähre erreichbar, die Bergchenke; oder, auf demselben Ufer, die Weinberge, wo Bahrdt lustigen Andenkens gehaust hatte; oder man kehrte in dem lauschigen, einsamen „Amtsgarten“, zu den Füßen der alten Ruine Giebichenstein ein; wanderte gegen Abend weiter nach Bad Wittekind, und genoß den Sonnenuntergang von dem darüber ragenden „Reils Berg“, mit dem Monument des berühmten Arztes zwischen Tarys verborgen, und mit dem Landhaus seines nicht minder berühmten Schwiegerjohnes Peter Krudenberg. Einfache Vergnügungen, unter denen die wissenschaftlichen Gespräche nicht ruhten; reine Erinnerungen glücklicher Kindheit unter den Augen eines Vaters, der im Kleinen Gottes Größe und Güte zu erschauen verstand.

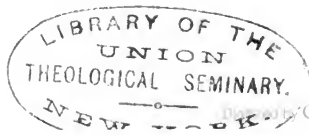
Hier noch ein Rückblick aus demselben Brief auf die Königsberger Fakultät. „Meine und Gebfers Stelle ist zu besetzen. Wir haben Erbkam für die Exegeese vorgeschlagen, worin er von dem jungen Weiß ergänzt werden kann.“ B. Weiß, der bald ein interessantes Buch über die Petriniſchen Briefe veröffentlichen wird, und nach dieser Erstlingsfrucht ins Ausland, nach Kiel, geht, bis man daheim seine von Einsichtigen damals be-

reits geahnte Bedeutung erkennt. Tempora mutantur. Aber es wird der kleinlichen Parteitaktik fast zu viel, wenn die tüchtigsten, Wahrheit suchenden Männer verkannt werden. Hier noch ein Stück: „Gaf ist für mein Fach vorgeschlagen. Dieser aber ist uniert, und Hengstenberg macht ein Geschäft daraus, seine Wissenschaftlichkeit und Christlichkeit in Abrede zu stellen. „Man sehe daraus, was in K. für eine Fakultät sein müsse, die einen solchen Menschen vorschläge.““ Erdmann wurde alsdann berufen.

„Sebe wohl und schreibe mir recht bald. In herzlicher Liebe
Halle, 22. Mai 1855.

Dein Freund Justus Jacobi.“

Über die Ankunft in Halle sind wir jetzt genügend orientiert und versuchen einen Vorblick auf die kollegialische und gesellschaftliche Umgebung der nächsten Jahre zu thun. Wenn beim Rektoratswechsel des 12. Juli sich die akademische Körperschaft in feierlicher Amtstracht die Stufen der „Kaffeemühle“ — so nannte Volkswitz das viereckige mit einem ebenfalls quadraten Aufbau gekrönte Universitätsgebäude, welchem die Seitenflügel zu fehlen scheinen — hinaufbegab, um in der Aula von den erhabenen Jubelklängen des „Akademischen Gesangsvereins“ begrüßt, die Reden der alten und neuen Magnifizenz entgegenzunehmen, so folgte den zeptertragenden rotgekleideten Bedellen unmittelbar der Kurator und Professor der Rechte, Pernice. Eine nicht glückliche Vereinigung zweier Würden, des Vorgesetzten und Kollegen zugleich! Der Kurator der akademischen Körperschaft aufgedrungen in den burschenschaftlichen Bewegungen unseligen Angebens; und der Freiheitsdrang der Professoren niemals eingeschlafen, das gab keinen guten Klang. Zumal wenn dieser oberste Beamte ein loyaler und aristokratischer Herr war, der die ministerielle Ungnade, wenigstens nach des Ankömmlings Meinung, auf ihn fortpflanzte. Dieser hoffte die öffentliche Antrittsvorlesung zu umgehen, nachdem er in Königsberg derselben Habilitations-Formalität genügt hatte. Er erbot sich, die Königsgeburtstagsrede am 15. Oktober zu halten. Allein ihm ward sehr ungnädig rescribiert: Die Rede sei kein



Onus (keine Last), sondern Ehrensache. Dafür könne es kein bedingtes Anerbieten geben. Ob man ihm denn im Ministerium unbedingt die Habilitation erlassen werde? Schwerlich; lieber wolle der Kurator selber die Rede halten. — Er hätte den lateinischen Akt, den man nur aus Gefälligkeit anhört, auch schweigend auf sich nehmen können. Wozu als Neuling Bresche schießen in akademisches Herkommen? Und wie, wenn man nun, wie der Schwabe Lechler um dieselbe Zeit in Leipzig wohl vor der kirchlichen Behörde ein förmliches lateinisches Examen hatte bestehen müssen, wobei derselbe etwas frappiert dem Prüfenden antwortete: „In Würtembergia non loquitur latine.“*)

Hinter dem Kurator folgten bei jener feierlichen Prozession Rektor und Prorektor, dieser zum letztenmal im goldgestickten Sammetmantel, den König vertretend und den selbsterwählten König dieses Gelehrtenstaates darstellend; der neue Rektor im schwarzen Leibrock, der Bekleidung mit der neuen Würde harrend. Ihnen schlossen die vier Dekane der Fakultäten sich an. Über die seidenen, wallenden Untergewänder fällt eine hermelinverbrämte, goldverzierte Pelerrine in den Farben der Fakultät; die Tracht sowohl wie der flache, samtene Hut erinnerte an die Kurfürsten des alten Reichs. Jetzt naht der Hochwürdige Ordo Theologorum. Wir gewahren Tholuck's früh gebrechliche Gestalt, umhüllt von dem schwarzen Talar. Ein freundliches, zuweilen neckisches Lächeln blüht in den Mundwinkeln auf. O, dies Antlitz konnte auf der Domkanzel wie überirdisch verklärt leuchten, wenn er die Gnaden des Evangeliums verkündete. Und wiederum lagerte der feierlichste Ernst auf diesen faltenreichen Zügen und die Stimme klang wie rollender Donner aus der Tiefe, wenn er die Gewalt der Sünde dem Menschenherzen erschütternd wies. So mag er damals, 1832, mit der Predigt von dem „grauenvollen Taufsch“ — Barabbam für Jesum, und Jesum das Menschenkind für Jesus, den Sohn Gottes und der Menschen — den

*) Der feierliche Akt in der Aula handelte dann: „de Simone Mago et de Simonianorum haeresi“.

müchtigen Hieb gegen den Rationalismus geführt haben. Jetzt war die Zeit der Kämpfe vorüber. Der Widerschein des Sieges lockte Jünger aus dem In- und Auslande in Scharen herbei, verließ der theologischen Fakultät ein entschiedenes Übergewicht. Was aber die tiefer bringenden Jünglinge fanden, war ein Kämpfer gegen sich und „den Cyclopen in der Brust“, der den Sieg der Gnade an sich erfahren hatte und beständig erfuhr, wie L. Wittes umfangreiches Buch anzeigt, von dem man doch keine Seite missen möchte. Die ins Leben übersetzte Rechtfertigungslehre weckte Leben, schuf Bewußtsein von Sünde und Gnade durch den Professor-Seelsorger, und dessen bedürfen zukünftige Diener am Wort auf Universitäten bringender, als festgefügt, dogmatisches Bitterwerk. Wenn Tholuck zuweilen vermied, die letzten wissenschaftlichen und exegetischen Folgerungen zu ziehen, war's ein Schwanken in dem Charakter des Gelehrten? Cottwitz behauptete solches einmal. Aber gewiß war es oft seine Pädagogie, welche zu eigenem Forschen die jungen Leute antreiben wollte. Rühmte unser studentischer Mut sich einst, ihm das Geheimnis, daß er Kenotiker in Bezug auf die Person des Erlösers sei, entrissen zu haben, — was war damit gewonnen? Etwa ein Schwören auf die Worte des Magisters? — Die letzten Gründe der Dinge sind nicht so wasserhell und durchsichtig; und Tholuck gehörte zu den Theologen der Zeit, welche das reformatorische Materialprinzip ergriffen hatten und an diesem einigen Trost im Leben und im Sterben sich genügen ließen.

Zu dem neuen Kollegen stand er freundlich. Die Sonde der Menschenkenntnis, welche dieser aus der Geschichte, jener aus der Erfahrung besaß, senkten sie oft gemeinsam und übereinstimmend ein, wenn es sich um die Besetzung von Lehrstühlen oder litterarische Erscheinungen handelte. Wie Union und Konfession auch sie einmal schied, werden wir später erleben.

Freundschaftlich aber, in aufrichtiger Verehrung, stand Jacobi zu dem, der an Tholucks Seite wandelte, Julius Müller. Nirgend scheint uns Vergessenheit eines Lehrers ein solches Unrecht der theologischen Nachwelt, als hier. Trug

der zarte, fast schüchterne Sinn dieser Johanneischen Natur dazu bei, der seinem feinen, edlen Äußeren entsprach? Ein Schriftsteller, der in einem gewählten, meinetwegen eleganten Stil meisterhafte Werke verfaßte, und der schon vor seiner leiblichen Gebrochenheit im persönlichen Verkehr nur wenigen sich zu erschließen vermochte. Aber warum studiert man seine großen dogmatischen Arbeiten (seine Dogmatik ist leider nicht gedruckt*) nicht mehr? Es muß zugegeben werden, daß der Hengstenbergianismus oder neu eingerissene Scholastizismus niemanden nachdrücklicher bekämpft hat als den Verteidiger der Union und ihres göttlichen Rechts. Hierzu aber kommt die nicht abzuweisende Selbstanklage, daß die positive Theologie den von Müller und Dörner unternommenen Versuch freien selbständigen Baues der Dogmatik auf biblischer Grundlage hat liegen lassen. Mißtrauisch ward die Spekulation der Negation überwiesen, und mancher Kandidat begnügt sich am Hutterus redivivus oder an Luthardts kleinem Kompendium zur Dogmatik die Dogmen der Kirche zu messen. Während eine „gesunde Lehre,“ wie Müller sie gab, die christliche Gewißheit vermehrte und doch auch bezeugte, daß wir uns mit den Bekenntnissen der Väter in wesentlicher Übereinstimmung befänden. Darum liegt das Feld der Dogmatik jetzt unter uns brach, — mit Ausnahmen, die z. B. Kähler, Müllers Schüler, in seiner Wissenschaft der christlichen Lehre von dem evangelischen Grundartikel aus, darstellt. — Tholud und Julius Müller nimmt die positive Unionspartei für sich in Anspruch, nicht nach der Zugehörigkeit ihrer Personen, sondern nach dem Glaubensstandpunkt. Es gilt, auch den wissenschaftlichen Ertrag des großen Dogmatikers wieder flüssig zu machen.

Hier jedoch, wo das Biographische uns beschäftigt, trete das Leidensbild des Verfassers von der „Sünde,“ wie es den meisten Jüngeren vor Augen steht, mit den Zügen Jacobis uns entgegen. Im Frühjahr 1856 traf ihn der verhängnisvolle Schlaganfall. Er suchte an den Quellen Karlsbads Besserung,

*) Laut text. Bestimmung, vgl. Herz. Encycl. b. Art. von Müllers Schwiegerjohn, Sup. D. Hupfeld.

kehrte auch jetzt oder später bei Blumhard in Boll ein, den er aufforderte, mit ihm zu beten, allein dieser lehnte es ab, er wolle für ihn beten.*) Jacobi ist tief erschüttert. „Was werden soll, wenn Gott ihm die Herstellung versagt, weiß ich nicht. Weber an Talent wüßte ich einen Ersatz, noch an Einfachheit, evangelischer Tiefe, Lauterkeit des Charakters und Wahrheit“ ruft er aus: Die matte Teilnahme der Kollegen an der Universität, die Theologen ausgenommen, ist ihm unerklärlich. „Seitdem glaube ich, daß selbst Leo mehr Leidenschaft als Gemüt besitzt.“ Der treue Schlottmann weist auf die Fürbitte und den Glauben an Gottes Leitung der Kirche, wie des Einzelnen hin. Müller kehrt zurück; die körperlichen Kräfte haben zugenommen, aber die Gedächtnisschwäche verhindert ihn, die Worte zu finden, die er reden will. Ihm selber ist sein Zustand aufs höchste peinlich, er spricht oft von seinem nahen Ende. Homer und Horaz versucht er mit Hilfe des Lexikons zu lesen. (Viele Jahre später freute sich der Greis, seinen Goethe und Schiller wieder vorzunehmen, und mit den Erfahrungen des Lebens die Schriftsteller der Jugend zu durchgehen, in Wahrheit eine köstliche Feierabendbeschäftigung.) . . . „Müller ist im Punkt übermäßiger Arbeit wie Neander und verweigert selbst jetzt die Zeit zum Spazierengehen, die der Arzt für nötig hält. Ich fordere ihn häufig dazu auf. Er hat sich mit seiner sitzenden Lebensweise sehr geschadet, zumal der Herd des Übels im Unterleib ist.“ Eine beherzigenswerte Warnung an Gelehrte, die nur ebenso oft, und von ihrem Schreiber selbst, nicht beachtet wurde. Die Schaffenskraft des herrlichen Mannes war gebrochen, während seine rezeptive Fähigkeit ihm gestattete, im Winter 1857 seine dogmatische Vorlesung wieder aufzunehmen. In Berlin beschäftigte man sich bereits damit, ihm einen Nachfolger in Philippis Person zu setzen. Schönlein, der berühmte Arzt, der von Müller wegen des Gebrauchs von Karlsbad konsultiert

*) Den kleinen Zug hat M. dem Verf. selbst erzählt. Der sel. Blumhard mochte wohl verschiedene Methoden seiner seelsorgerlichen Heilkunst haben, auch individuell verfahren.

war, hatte sich bedenklich geäußert; Jacobis eigene, dunkle Befürchtungen kennen wir. Dennoch erregt es in Halle tiefes Mißgefühl, als Tholuck Ende November, also sechs Wochen nach Anfang der Kollegien, bei einem Aufenthalt in der Hauptstadt von Hengstenberg gefragt wurde: „Müller liest ja wohl nicht?“ „„Freilich liest er,““ sagte Tholuck. „So? Manche haben mir gesagt, er lese, andere er lese nicht; ich dachte, er lese nicht.“ Er dachte es und verbreitete es.

Müller aber that ihm den Gefallen nicht, sondern trug noch zwanzig Jahre vom Ratheber herab — das mildverklärte Antlitz mit dem schwarzen Sammetkappchen ist unvergeßlich — Dogmatik, Ethik, Symbolik sowie Exegetika dankbaren Zuhörern vor. Ach, sie wußten nicht alle, wie er von 6 Uhr Morgens an das gelähmte Organ laut lesend übte, daß es ihm nachher den Dienst nicht versage. Von wenigen nur persönlich gekannt, dennoch von vielen verehrt, wüßte ich kein passenderes Wort auf ihn anzuwenden, als den Sinnspruch:

Ein schweigender Mund,
Und ein leidender Grund,
Und ein Herz voller Minne,
Da ist Gott inne.

In seinem Familienleben reich gesegnet, hinterließ er ein blühendes Theologengeschlecht, an Bedeutung zu vergleichen etwa mit jenen juristischen Familien, welche durch Generationen unsere deutsche Vergangenheit und auch wohl noch die Gegenwart zieren.*)

Wenige Schritte seitab durch seine Eigentümlichkeit stand

*) Ihn raffte ein rasch verlaufendes, sehr schmerzhaftes Leiden dahin am 28. September 1878. D. Julius Müller. Mitteilungen aus seinem Leben, aufgezeichnet durch D. L. Schulze, Gen.-Sup., Bremen 1879. Wie sehr in Müller die rechte Vereinigung der Wissenschaft mit der Praxis war, erhellt u. a. aus dem Zuge, daß der Pastor in Schlesien, von der ersten Furcht befeelt, bei Leichenreden ein Stück Gewissen zu lassen, anhub, an den Gräbern über die letzten Dinge nach der Offenb. S. Joh. zu predigen. Anfangs verwunderten sich die Leute, nachher gewöhnten sie sich daran.

der Hesse Hupfeld, ein starker, zuweilen starrer Charakter, dabei lauter, zuverlässig, von sittlicher Energie, gläubig in bezug auf das Neue Testament. Bei Jacobi lehrt die halb scherzende Behauptung wieder, das Alte Testament imprägniere seinen Theologen immer noch ein Stück vom Gesetz, und er vergleicht Hengstenberg, Ewald, Hitzig, Hupfeld und den eigenen Freund. Die größeren Kämpfe, die Hupfeld gegen die Kirchengewalt geführt hat, liegen weiter zurück. Im Schoß der Fakultät bereitete sein Recht und Freiheit liebender Sinn den Kollegen zuweilen Schwierigkeiten. Einmal verlangt er Abschaffung des hebräischen Lexikons bei der Kandidatenklausur. Die vier anderen finden seine Auslegung der Statuten nicht evident und eine bedenkliche Verschärfung im Vergleich mit dem bisherigen und anderweitigen Gebrauch. Er erwidert: Nur die Unvernunft könne seine Gründe abweisen. Die Unvernunft siegte jedoch bis auf die neueste Zeit. Bei dieser Gelegenheit sagt er zu Jacobi: „Ich komme mir so langweilig vor, ich bin mir so gleich geblieben seit meiner Jugend; ich möchte, daß etwas in mir geschehe, so ein Fieber möchte ich haben.“ Das Jahr 1866 (24. April) rief ihn heim, ehe er die gewaltige politische Umwälzung, die auch sein Heimatland traf, erlebte. Aber wir sehen ihn unter dem Flügelschlag der Vorboten jener Ereignisse eifrig politisierend mit Jacobi auf und abwandeln. Plötzlich rief er: „Kennt Ihr Preußen denn kein Recht?“ — Sein Schüler Niehm, dessen Bedeutung eine zweite ordentliche Professur neben dem nun berufenen Schlottmann heischte, hat der körnigen Persönlichkeit mit dem aufrichtigen Wandel vor Gott ein würdiges Denkmal gesetzt.*) Sein großer Psalmenkommentar erlebt immer neue Umarbeitung, während seines Antipoden Hengstenbergs Arbeiten vergessen werden.

Mit Moll, dem praktischen Theologen und späteren General-superintendenten von Königsberg, einem klaren, objektiv denkenden

*) D. Hermann Hupfeld, Lebens- und Charakterbild eines deutschen Professors. Halle, Friede, 1867.

Mann**) bildeten die vier Ordinarien den Körper der theol. Fakultät. Es ist bemerkenswert für viele Entscheidungen, die eine weitere Bedeutung erlangt haben, daß die hollische Fakultät sich als ein geschlossenes Ganze betrachtete und Jacobi war zeit lebens der vornehmste Pfleger dieser Auffassung. Während auf anderen Universitäten ein Zwiespalt diametraler Richtungen spürbar wurde, sah sich diese Fakultät nicht nur als ein Konglomerat der Lehrer, sondern als eine bestimmte, wissenschaftliche und kirchenpolitische Körperschaft an. Mochten daher auch Meinungsunterschiede in ihrem Schoße herrschen, nach Außen hin betonte man das Übereinstimmende und verleugnete die Kollegialität nicht. Dies Prinzip ist nicht allein das Geheimnis ihrer öffentlich abgeforderten Boten (z. B. in der Sydow'schen Angelegenheit, wo Tholuck sich privatim abfällig geäußert haben soll), sondern auch die mehrfach verkannte Ursache ihrer zurückhaltenden Stellung, wenn einzelne Fakultätsmitglieder zu weit vorgingen. Man kann hierüber Bedenken haben, jedenfalls ist es eine Wahrung des althergebrachten corpus academicum, einer Behörde mit gutachtlichen Äußerungen in strittigen Fällen, und hängt eng mit der Freiheit deutscher Wissenschaft zusammen, wie denn die Dozenten selbst stark von dieser Freiheit durchdrungene Naturen sind.

Begreiflich, daß mit einem so in sich geschlossenen Ordo die Extraordinarien nur ein loses und nirgend beneidenswertes Band umschloß, zumal wenn sie blieben, was sie waren. Neben Guericke, dem überzeugungstreuen, unbesätigten Stadtverordneten, las D ä h n e, Rittergutsbesitzer bei Lauchstädt und in den Ferien ständiger Gast des kleinen Vades, dessen verschlossener Thaliatempel noch von der erst aufgeführten „Jungfrau von Orleans“ in seinen morschen Brettern knisterte, — seine Kollegia in elegantem Latein. Das Phänomen der „Alexandrinischen Religionsphilosophie“ war verschwunden und hatte seinem Verfasser nicht die große, geweissagte Zukunft

**) Zeugnisse vom Leben in Christo. 15 Predigten v. L. B. Moll, Doktor u. o. Prof. d. Theol., Oberprediger zu St. Ulrich, Ritter d. r. N.-O. IV. Kl. Halle, Lippert, 1857.

eingetragen. Ein liebenswürdiger, bescheiden zurücktretender Mann, wie es das Los alter Extraordinarien ist. Sein Schwager Allihn, kein unbedeutender Logiker, zog es vor, sein Leben als praktischer Geistlicher zu beschließen. Halb zur theologischen Fakultät zählte damals auch Koebiger noch, ein orientalischer Linguist, der in Berlin gerechtere Würdigung fand. Mit dem trefflichen Mann und seiner frommen Frau, einer Tochter des Domrestaurators von Magdeburg, Rosenthal, eines so gotisch gerichteten Baurats, daß er selbst in seinem Garten keine gerade gezogenen Gewächse leiden mochte, sondern sie in Segmenten und Bogen ranken ließ, waren Jacobis innig befreundet. Vornehm, hochkonservativ wohnte auf der Höhe der Frankeschen Stiftungen der Direktor Kramer, Leiter des pädagogischen Seminars. Das Bild eines frommen und königstreuen Patrioten aus der Zeit Friedrich Wilhelms IV., einer entschwundenen Kategorie von Männern angehörig.

Diese alle folgten in loser Ordnung und im Leibrod der Hoffnung den vier Fakultäten. Lassen wir uns aus den drei übrigen noch einige Charakterköpfe des alten Halle weisen, die uns für unsern Gegenstand interessieren. Da schreitet im scharlachnen Gewande Wittes hohe Gestalt, das scharf geschnittene Profil von langem, grauen Haar umrahmt. Der Mann, der das Joch der Erziehung von zartester Jugend auf getragen und dennoch eine wunderbare Frische des Geistes bis ins Alter sich bewahrt hatte. Als Danteforscher noch größer denn als Jurist, und in Italien so bekannt, wie in Deutschland. — Unter den Medicinern las man zwar im Katalog das ominöse: Peter Kruckenbergscholas non habebit, — die Anzeige, daß ein Professor zwar ruht, aber nicht in den Ruhestand versetzt wird, — jedoch der Bahnbrecher neuerer medizinischer Methode lebte noch an der Seite seiner feinsinnigen Gemahlin, der Tochter Reils, erzählte gern aus seiner Erfahrung, wie er zur Beobachtung der Natur und dem Waltenlassen ihrer Kräfte, anstatt der früher beliebten vielen Tränklein und Latwerge durchgedrungen sei. Mit dem Klarblick des Arztes verfolgte er die schrecklichen Stadien seines

eigenen Leidens, des Zungentrebses, und konnte einem jungen Arzt, der über denselben seine Dissertation schrieb, sagen: Wollen Sie ein ausgebildetes Exemplar des Carcinoms sehen? Hier. — Wie zu ihm, so stand Jacobi in nahen Beziehungen zu dem Lehrer seiner Jugend, Bernhardy. Es ist recht und billig, daß Direktor Volkmann den bedeutenden Philologen biographisch behandelt hat. Wer den kleinen Mann, den rechten Fuß vorgelegt, mit dem fixierenden Auge und dem sarkastischen Spiel um die Mundwinkel sich gegenüber stehen sah, der konnte leicht von ihm abgestoßen werden. Aber unter der kaustischen Oberfläche trug Bernhardy ein warmes, liebebedürftiges Herz, einen religiösen Sinn, der an nüchterner, evangelischer Predigt sich erbaute. Wie er mit Tholuck häufig promenierte, so war er der willkommene Sonntagsbesucher im Jacobischen Hause, und sprudelte dann eine Fülle heißender Charakteristiken heraus, die jedoch des sittlichen Ernstes nicht entbehrten. Etwas stahlhartes, blinkendes war in Bernhardys Weise, man mußte Wort und Wendung wohl überlegen, um nicht abgeführt zu werden. Aber diese Abwehr jeder Phrase reinigte und erhob über die Trivialität. Ach, daß solche Charaktere nur wie aus ferner Vergangenheit herüberwinken und die Hoffnung des Wiedersehens im Licht stärken. — Noch beherrschte Leo eine nicht unbedeutende Schule romantischen Gepräges, katholisierenden Ausbaues. Der Profanhistoriker im Abglanz des Mittelalters und der nüchterne Kirchenhistoriker fanden sich, obwohl sie in vielen Punkten sich nicht verstanden. Ein Kraftmensch in Gefinnung wie in Handlung. Einst erzählt er in einer Gesellschaft bei Jacobi von einem Herzog in Bayern, 14. Jahrh., welcher mit einem Bürger zu Landshut erbittert stritt. Als dieser nicht nachgeben will, droht er, ihn einmauern zu lassen. Der andere läßt das über sich ergehen, ohne zu weichen. Nach acht Tagen wird die Mauer eingerissen, der Eingekerkerte liegt verhungert, mit gräßlich verzerrten Zügen. An diesem Anblick weidet sich der Herzog so sehr, daß er den Getöteten in derselben Gestalt malen läßt, ein noch heut vorhandenes Bild.

„Das sind Kerle“, ruft Leo hierzu aus, „die haben Nerven!“ „Ja“, erwidert Jacobi, „nicht menschliche, sondern tierische Nerven!“ „Nein“, sagt er, „das ist Heroismus, und wenn Einsicht in solche Kraft hineinkommt, kann es etwas werden.“

Seiner Natur entsprach solche Gewaltthatigkeit: Ein Italiener Legnani läßt sich bei ihm melden, wegen seiner Beziehungen zur italienischen Geschichte: „Gehören Sie zur revolutionären Partei,“ ruft Leo dem Eintretenden entgegen. „Ja!“ „Dann ist dort die Thüre!“ Der herausgeworfene Italiener drohte die Begegnung zu veröffentlichen, und jener mußte einen Entschuldigungsbrief schreiben.*)

Es war das hochkonservative, hochkirchliche Extrem ein Produkt mittelalterlich-romantischer Ideale und des reellen Hasses gegen die Revolution und jeglichen Liberalismus, ja nur vermeintlichen Subjektivismus. Als der Erlanger Hofmann von den eigenen Freunden verletzert ward, sagte Leo, hierüber befragt, „der hätte auch lange abgesetzt werden müssen.“ Aber es ist kein Lutheraner, der nicht abweicht, wo bleibt dann die Theologie an den Universitäten? Leo: „Das kommt von eurer subjektiven Art und wird nicht anders, bis wir Papst und Kardinäle haben.“ Glückliche Zeit, wo ein Papst regieren wird, der uns lutherisch macht! erwidert ihm Jacobi auf sein Paradoxon, in dem er sich gefiel. Eine italienische Blut loberte in diesen frommen, willenskräftigen Aristokraten. (Leo leitete seinen Stammbaum aus Welschland her.) Aber sie sahen Kirche und Staat wie durch bemalte Kirchenfenster hindurch an. Und Kirche ohne den Spiritus Rector der Rechtfertigung ist ein Zwitterbild, katholifizierend, schlechter als katholisch. Die wahre evangelische Kirche der Reformation macht fromm, frei und der Obrigkeit unterthan zugleich. Damals aber schrieb ein früh verstorbenen Kandidat eine Schrift des Inhalts, daß Luther sich mit der Revolution vermengt habe; und Leo berief den Kongreß von Erfurt (1860),

*) Noch ein charakteristisches Kraftwort. Der Kirchentag ist in Sicht. Leo: „Ich bin ein Gegner jedes ungeordneten Zusammenlaufens, mag keinen Jahrmarkt, geschweige denn einen Kirchentag.“

wo die Union mit den Katholiken von denen beraten wurde, welche die Union mit den Reformierten verwarfen. Ein kleiner Traktat zu Händen seiner Freunde machte Propaganda für die Transsubstantiation. Beides kam ihm persönlich teuer zu stehen. Der Minister entzog ihm Vorsitz und Mitgliedschaft der wissenschaftlichen Prüfungskommission, was auch mit pekuniärer Einbuße (300 Thaler) verbunden war. Der Schlag wurde von seinen Freunden persönlich bitter empfunden, wie wir sehen werden. Mehr als Maßregelung von oben hat der gesunde konservative und evangelische Sinn die Strömung überwunden, und nur hier und da, etwa durch den Janssenschen Regen neu befruchtet, steht noch eine Lache; ein evangelischer Renegat schmält etwa noch die nationale Entwicklung seit 1866; — zur Tagesordnung über ihn! Aber nach Abzug der verderblichen Exzentrizitäten kann man den derben, feurigen Politiker dennoch lieben. Er hieß uns auf Kraft im öffentlichen Leben uns besinnen, bevor er selbst in die dunkle Umnachtung des Geistes tauchte. Und für seine Person war er fern vom Übertritt zum Katholizismus: „Er wolle mit dem Nachen seiner Kirche untergehen,“ äußerte er. Einer Dame, die ihn fragte, ob sie den Schritt der Konversion thun solle, gab er zur Antwort: „Wenn Sie auf eine niedrigere Stufe treten wollen“ — — —.

Der Leser, dem der Reiz des Selbsterlebten fehlt, ermüdet, fürchten wir, in Betrachtung dieser Professorenköpfe, deren wir noch manche interessante vorüberführen könnten. In der kleinen, abgeschlossenen Welt einer Hochschule haben Charaktere weit mehr Anziehungskraft als alle noch so wohlgerundeten Sprachrohre der Wissenschaft. Denn trotz Ecken und Kanten möchte ein jeder den Eindruck des Zeugen empfangen und mit dem Wissenswerten zugleich die lebendige Persönlichkeit des Lehrers in sich aufnehmen. — In dieser akademischen Welt war es aber dem Ankömmling nicht leicht, sich den rechten Platz zu schaffen. Diese Schwierigkeit ist sehr bezeichnend für das amtliche und gesellige Leben von Männern wie Jacobi und seine Freunde waren. Auf der einen Seite

die Professoren-Aristokratie um Pernice und Leo, zu der niemand Zutritt hatte, der nicht von der exklusiven Partei war. Auf der anderen eine breite liberale Schicht — es ist merkwürdig, wie der Liberalismus unter den Dozenten der Universitäten verbreitet ist — damals nicht ohne Fühlung mit der Freimaurerei, wohlmeinende, behagliche Männer, aber von anderer Glaubensrichtung, anderer Lebensauffassung. Die Sammel- und zugleich Unterscheidungspunkte der Parteien waren gewisse offizielle Diners bei patriotischen oder akademischen Feierlichkeiten, Tholud, Müller setzten sich zu des Kurators Tischen. Jacobi, bei welchem vielleicht persönliches hinzukam, nahm am Festessen der anderen teil. Als nun hier in den ersten Jahren seines Dortseins eine zweideutige, mindestens taktlose Tischrede gehalten wurde, stand er auf und ging davon. Das Bekenntnis ehrt seinen sittlichen Charakter und blieb nicht ohne Eindruck. Fortan hielt er sich viele Jahre fern von dergleichen öffentlichen Gelegenheiten, saß, so zu sagen, zwischen zwei Stühlen. Aber spielt nicht derselbe Zwiespalt, den wir hinsichtlich der Konfession und Union wahrnahmen, — seine konservative Neigung ging entschieden nach rechts — bis in das gesellige Leben hinein? Kein Raum für die Männer der Mitte! Eine Natur, wie die seinige, zog sich dann leicht in sich selbst zurück, ohne Anteil an der Öffentlichkeit. Und doch bedarf das Wirken des Mannes den Hintergrund einer größeren Gemeinschaft. „Ihr Jüngeren werdet es besser haben,“ sprach er, und es hat sich bewahrt.

Diese Zurückgezogenheit schloß einen engeren, angenehmen Verkehr, besonders innerhalb der Fakultät, nicht aus. An ihm beteiligte sich der Pfarrer an U. L. Frauen und spätere Konsistorialrat Dryander, eine treffliche, milde Persönlichkeit, von ruhigem, abgeklärtem Fluß der Gedanken auf der Kanzel und nicht minder von edelster Vortragsweise, vorbildlich für jüngere Theologen. Er war der verehrte Seelsorger der Familie, wenn nicht die Glieder derselben in späteren Jahren zur Neumarktkirche gingen, wo Hoffmanns gewaltiger

Bußernst und tiefe Ergründung der Herzen, anfangs noch in streng konfessionellem Gewande, nachher immer mehr biblisch durchleuchtet, Dozenten und Studenten ergriff und ergreift. — Nachdem ihm das letzte Kind, ein Mägdelein, zu großer Freude geboren war, faßte der fürsorgliche Vater den für seine damaligen Mittel kühnen Entschluß, ein eigenes Haus sich zu bauen. Halle war ja das Ziel seiner irdischen Wünsche, nur ganz vorübergehend trat eine Berufung nach Berlin ihm nahe. Auf dem damals noch brach liegenden Weidenplan, Julius Müller als getreuen Nachbar zur Seite, kaufte er einen Gartenstück. Weit hin bis zum Petersberg am Horizont konnte der Blick schweifen, den noch keine Häuserreihe aufhielt. Hier erstand ihm sein Haus, schlicht, einstöckig, mit ausgebauten Giebeln, seinem Arbeitszimmer. Nur hohe Räume begehrte er, eingedenk der niedrig-beklemmenden Decken von Königsberg. Schon 1857 siedelte er in das neue Heim über. Die Pflege seines Gartens, der Weinstöcke und Pflirsichbäume um das Haus her, war die Beschäftigung seiner mühsam errungenen Muße. Auf diesem Boden entfaltete sich seines Wesens Eigenart, freundlich, ernst, nicht ohne einen leisen, geheimen Druck, den die Fülle der Verpflichtungen und Arbeiten allezeit auf sein Gewissen legte. Mit ehrerbietiger Scheu lernten die Kinder zu dem Vater aufsehen, der durch rastlosen Fleiß und Sparsamkeit die glücklichste Pflanzstätte der Jugend im Verein mit der Mutter ihnen schuf. Gastlich stand des Hauses Pforte vielen von nah und fern offen. Aber die süßeste Freude gewährte es der Pietät Jacobis, dort oben, im anderen Giebel, der greisen Mutter mit den Schwestern die Feterabendsstätte zu bereiten. Nun hatte der Herr ihm gegeben, was sein Herz wünschte. Nun ging's zu Arbeiten, Kämpfen, Leiden.

VI.

Der Professor.

Je mehr man es dem Gelehrtenamen Jacobis für nachtheilig erachten mag, daß er seiner Kirchengeschichte zweiten Teil nicht vollendet hat, um so stärker wird der Schwerpunkt seines arbeitsamen Lebens in seiner Lehrerthätigkeit gesucht werden müssen. Die Gründe seiner langwährenden Produktion sind bereits oben erörtert worden. Die Klage, daß das vielfordernde Amtsleben die schaffenden Kräfte zersplittere, wird übrigens allgemeiner unter den Dozenten, und man wird sich daran gewöhnen müssen, nicht in ihren Büchern, sondern in ihren Kollegien und in ihrer Persönlichkeit das Ergebnis treuen, deutschen Forschens zu sehen. Wenn aus der Zerstreuung der Kräfte der Professor sich so krystallisiert, wie bei Jacobi der Fall war, so ist ein solches Leben der Wissenschaft weder verfehlt, noch bedeutungslos. Er war das Bild des deutschen Professors, für die Ehre und Freiheit der Universität hingegenommen, von weit-schauendem Umblick auf die andern Hochschulen; die akademischen Ämter, besonders das inhaltschwere Dekanat, gewissenhaft verwaltend, und seinen Studenten mit einer Liebe ergeben, die nach ihrer Gegenliebe sich brünstig sehnte und, wie sie dankbar war für jedes Zeichen des Fleißes und der Treue, so die Gründe des Gegenteils immer in sich und den eigenen Mängeln suchte. Die Briefe der Freunde Jacobi und Schlottmann sind ein rührender Beweis der Selbstprüfung, die sie anlegten, um die Gründe mangelnden Kollegienbesuchs zu erforschen. „Studenten sollen beim Herausgehen aus meinem Kolleg über die Psalmen zu einander gesagt haben“ schreibt Schlottmann 1860 aus Bonn, „das sei zu viel Philologie, an Bleeks Trockenheit erinnernd; der neue Professor verlange wohl gar Präparation auf die Vorlesung.“ In einem kleineren Kolleg hat er nur drei Zuhörer und will es aufgeben. Da weist ihm der treuherzige K. aus seinen Registern nach, wie oft er nur vor drei Studenten gelesen habe. Bereits im zweiten

Jahre steigt die Zahl auf 31, „soviel wie Ritschl auch hat,“ und Jacobi spendet Trost in dem Zeugnis zweier nach Halle gewanderter Bonnenser, welche die empfangene Anregung dankbar preisen. — Ein Schullehrer hat seine bestimmte Klasse vor sich; ein Prediger findet, abgesehen von besonders ungünstigen Umständen, immer eine Gemeinde in seinem Gottesdienst. Aber ein Professor ist auf die Freiwilligkeit seines Publikums geworfen, abhängig von dessen Gunst.

Das Fach der Kirchengeschichte ist in der Regel ein Anfängerkolleg, von welchem die in den ersten Jahren besonders gepflegten studentischen Interessen die jungen Leute im Lauf des Semesters abziehen. Symbolik und Dogmengeschichte sind wohl für die reiferen Jahrgänge. Aber ein fleißiger, sich krank arbeitender Theolog konnte doch einmal Jacobi fragen, ob denn wirklich auch Dogmengeschichte zum Examen notwendig erforderlich sei. Dieser Unverstand, als sei die Wissenschaft nur die milchende Kuh für die Prüfung, ist bei den Durchschnittsmenschen allzugängig und gäbe. Als ein kleineres Kolleg über ein Exegetikum trotz aller aufgewendeten Arbeit lückenhaft besucht wird, nimmt sich Jacobi ein Herz ein paar vertrauerten Schülern gegenüber, sie möchten ihm aufrichtig sagen, woran es fehle. An gar nichts, war die Antwort, die Mehrzahl der Kommilitonen halte die Vorlesung nur für überflüssig zum Examen. Dazu gesellt sich ein tieferliegender Unverstand, was die Kirchengeschichte anlangt: Der geschichtliche Sinn schlummert in unserem Geschlecht, welches auf die Interessen der Gegenwart und der Praxis sich konzentriert. Eine bewusste oder unbewusste Nachwirkung der materialistischen Weltanschauung, dünkt uns. Spezialschüler für seine Disziplin wird der Dozent ja immer nur in geringer Anzahl erziehen. Sie verraten ihre Gabe in den Seminaristen. Die Leitung dieser höchst wichtigen Übungen lag in Jacobis bewährten Händen. Da konnte er an der Lektüre des Augustin, Tertullian, Origenes seine umfassende Detailkenntnis der alten Geschichte entfalten, Schlaglichter aus ihr auf die christlichen Ideen werfen, zur Selbstarbeit anspornen. Die Rippold, Tschackert, Förster, Weser, der Schönebecker

Winter u. v. a. schöpften hier ihr eindringenderes Studium, mochten sie auch die prinzipiellen Geschichtsmethoden bei den Reuter oder Mitschl sich holen. Aber es ist ein Irrthum, als brauche die Allgemeinheit der praktischen Theologen das Verständnis der Vergangenheit für die kirchliche Gegenwart nicht. Und trotz einer vielleicht zu gründlichen Weise des ruhig-objektiven Vortrags, welcher der glänzenden Pointen, aber keineswegs der interessanten Charakterisierungen, ja der polemischen Spitzen entbehrte, — zielte Jacobi auf die Praxis hin. So ist denn auch seine Lehrthätigkeit eine weit gesegnetere gewesen, als er in seiner gewissenhaften, niemals mit sich zufriedenen Sinnesart zugeben mochte. Die Zuhörerzahl, entsprechend den theologischen Jahrgängen an der Universität überhaupt, beweist es, die Liebe eines zahlreichen Schülerkreises aller Orten, die dem alternden Mann so wohl that, ist die Probe auf seine Treue.

Denn diese Treue bethätigte sich nicht nur in der sorgfältigen Ergänzung der Hefte und jährlichen Umarbeitung der Einleitungen, sondern auch im Erfinnen der leitenden Ideen, welche die Geschichte durchwalten und die Hörer fesseln sollten. Hier ist der Prolog zu der erstgehaltenen Vorlesung in Halle, 24. April 1855:

„Nicht ohne Bewegung betrete ich diesen Ort. Mit wehmüthiger Freude blicke ich auf die Zeit zurück, wo das weite Feld der Wissenschaft sich hier mir aufthat und frisch wie im Morgentau mich anblickte. In diesen Räumen habe ich auch das Wort des ausgezeichneten Lehrers vernommen, dessen zu frühen und unerseßlichen Verlust Sie mit mir beklagen (Epilogium auf Thilo, nach akademischem Brauch). Denn wenigen zu allen Zeiten wird es verbleiben sein, so tiefe Gründlichkeit des Stoffes mit so großer Klarheit und Einfachheit zu verbinden, und noch seltener wird jemand ihm mit gleichem Mute nachfolgen in die labyrinthischen Gänge des Irrthums (rhetorische Umschreibung für Th. s. Spezialstudien in den Apokryphen N. T. s.), in welche er mit unermüdeter Staudhaftigkeit und mit bewunderungswürdiger sittlicher Kraft der Selbstüberwindung einbrang, und welche gelichtet zu haben sein unvergängliches Verdienst sein wird.

Wöge es mir eine glückverheißende Vorbedeutung sein, daß es mir vergönnt ist, den Vorzügen eines solchen Mannes wenn auch mit geringen Kräften an diesem Ort nachstreben zu dürfen. Wöchte es mir gelingen, Ihnen ein Führer zu sein in die erhabene Wissenschaft, welche die

Geschichte der höchsten Wirkungen Gottes beschreibt, in die Geschichte der Kirche.

Zu der geschichtlichen Betrachtung der Kirche legt sich gewissermaßen das höchste Resultat dessen dar, was der Gesamtentwicklung der evangelischen Theologie verliehen worden ist. Denn das geschichtliche Element ist es, was in der neueren Gesamtwissenschaft das charakteristische Merkmal ausmacht. Es gehört zu den kennlichen Zügen des göttlichen Planes, daß in der reformatorischen Epoche die Betrachtung des Grundgesetzes alles Daseins, der Natur und des Geistes, einen tiefgreifenden Umschwung erfuhr. Fast genau um dieselbe Zeit, wo Kopernikus die irdische Sonne in den festen Punkt unseres Weltsystems setzte, ward die Sonne der Geister, Christus, durch Luthers großen Grundgedanken in den Mittelpunkt des religiösen Lebens gestellt, denn dies liegt in der Rechtfertigung durch den Glauben. Von da sind die beiden Rächte ausgegangen, welche die neuere Zeit beherrschen, die protestantische Bildung und die Naturwissenschaft. Die Wissenschaft von den Gesetzen der Natur und die Theologie, die Wissenschaft von der Gnade bilden die Grenzgebiete der Erkenntnisse; aber wie entfernt, ja entgegengesetzt sie einander sind, sie haben sich doch berührt in der religiös-geschichtlichen Betrachtungsweise, die als Resultat aller Vermittlungen sich als die einzig zureichende bewährt. Ist doch in dem Werden der Erde selbst eine zweckvolle Folge der Phasen erkannt und so die geschichtliche Auffassung in das Innerste der Natur eingeführt. Ich übergehe die vermittelnden Gebiete und gedenke nur dessen, was die Theologie selbst an Einwirkungen dieser Betrachtung erfahren hat. Durch die Erkenntnis einer geschichtlichen Reihe, deren Glieder die h. Schriften A. u. N. Es sind, ist Lebendigkeit, Mannigfaltigkeit, Begründung in die Creetik gekommen. Indem der innere Reichtum der Bibel und die Eigentümlichkeit ihrer Formen im Verhältnis zu den späteren systematischen Entwicklungen erkannt wurde, erhielt eine neue Disziplin, die biblische Theologie, ihr Dasein; und der feste Guß der systematischen Disziplinen, Dogmatik und Ethik, wurde erweicht, um zu erfahren wie er geworden, und ihn vorzubereiten zu einem Fluß. Die Religionsphilosophie hat durch die vergleichende Methode, in der sie die objektiv gegebenen Religionen unter den Gesichtspunkt der Entwicklung stellt, dem geschichtlichen Moment den entschiedensten Einfluß eingeräumt.

Hier eröffnet sich aber die tiefste Differenz der zusammenwirkenden Gegensätze zu besonderer Weite: Soll das Christentum in einer Linie mit allen übrigen religiösen Erzeugnissen stehen, oder soll es in spezifischer Erhabenheit, der Offenbarung sich von allen sondern? Soll der Naturalismus das Überirdische nivellieren, oder soll die Gnade fremd und unnahebar die Natur uegieren? Keins von beiden, sondern das Evangelium als von Oben herab und doch entsprechend den Gesetzen des menschlichen Daseins, übernatürlich, und doch der von Gott

gegründeten Natur befreundet, soll seine göttliche Geschichte in Formen menschlicher Natur vollziehen.

Es kommt darauf an, die Spuren des Sohnes Gottes durch die Geschichte hin zu verfolgen, die Pfade, die zu ihm aufsteigen und von ihm hinabführen. Christus ist der Hort der Geschichte! Aber weil Er sie regiert, stellt sich dieselbe historische Betrachtung des Christentums uns entgegen, — keine einförmige Notwendigkeit, sondern Anerkennung des ewigen göttlichen Gehaltes und seiner Entwicklung durch die Fülle der Zeiten und Formen . . . Die Kirchengeschichte lauscht der oberen Harmonie, die durch die Jahrhunderte, die einzelnen Dissonanzen auflösend, hindurchklingt.“ Und solcher gläubigen Theologie wolltet Ihr Pastorenväter Eure Söhne nicht anvertrauen? —

„Darum ziemt sich für sie den Gegensatz des Allgemeinen und Individuellen, des Subjektiven und Objektiven nicht hart und ausschließend neben einander zu setzen, sondern in lebendiger Wechselbeziehung die Berechtigung beider zu wahren. Nur so wird Leben, nicht starre Ausschließlichkeit des Objektiven, nicht subjektives Belieben, in sie hineinkommen u. s. w. Es ist meine Überzeugung, daß Gott jeder Zeit ihre Gnabengabe verleihe und daß alle Wissenschaft der Erlösung dienstbar gemacht wird. Es gilt dies auch von den Gaben, die der Gegenwart gegeben sind. — Nur der wird die Resultate der großen Bewegung der letzten 100 Jahre in sich sammeln, kämpfend und verjöhnend am rechten Ort wirken, wer sie durch die geschichtliche Entwicklung fortleitet, nicht dieselbe zuvor geschlossen denkt.“

Schluß: „Es ist mein Stolz und demütigt mich zugleich, dieser Hochschule dienen zu dürfen, welche in ihrer Stiftung schon den Stempel eines lebendigen und thatkräftigen Entwickelungen offenen Christentums trägt, welche so oft erfolgreich in die Bewegung des kirchlichen Lebens eingegriffen hat, und noch jetzt vor Andern in Blüte steht.

Wöchte es mir gelingen, die erste Frische Ihrer Begeisterung der erhabenen Wissenschaft, welche wie keine andere die Größe der Thaten Gottes zeigt, zuzuwenden, sie Ihnen und in ihr das Evangelium, dessen Herold sie ist, wert zu machen.“

In der That fruchtbringende Ideen, geeignet, den jungen Leuten einen neuen Horizont zu eröffnen, wenn sie die Geschichte bisher nur als Faktensammlung oder Silberjaal betrachteten!

Das nächste Mal, W.-S. 1856/57, geht er von der Frage aus, ob eine allgemeine Einleitung nicht überflüssig sei. Das mag von einer Wissenschaft gelten, die ihre Teile mit Notwendigkeit aus den Prinzipien ableitet, nicht für die das Reale voraussetzende Geschichtswissenschaft. Ferner kommt es

uns darauf an, Anleitung zu wissenschaftlicher Behandlung zu geben. Daher betrachten wir in der Einleitung: Begriff, encyclopädischen Zusammenhang, inneren Zusammenhang der Teile, praktische Bedeutung, Hilfsmittel.

1. Begriff. Auszugehen von dem Begriff der Kirche. Heiliges Land! 2 Mos. 3,5. Wer mit profanem Sinne naht, wird Profanes sehen; nur dem gottgeweihten Blick bedeen die göttlichen Mysterien sich auf. Religion ist das innerste Leben des kreatürlichen Geistes, hat ihren Sitz da, wo er sich in tiefster, gedrücktester Einheit zusammenfaßt und seine Wurzeln bis in Gott selbst verfolgt. Sie ist das geistige Gefühl vollkommener Abhängigkeit und vollkommener Liebe zu Gott. Religion ist Leben und Weben in Gott u. s. w.

So ist Religion dies göttliche Leben, welches mit ursprünglicher Gewalt in der Kreatur wirkt, dem nichts an Macht vergleichbar ist. Es durchbringt alle Kräfte, schafft sich einen Organismus und gegliederte Erscheinungen.

Apg. 17. Alle Religionen streben mühsam empor zu der vollkommenen Religion, sind Vorstufen und Gegensätze zugleich. Sie ahnen den Gott, den das Christentum kennt. Ihre Gemeinschaften sind Analogien zur Gemeinde. — Nach dieser Vorbetrachtung wird das Christentum eingeführt, sich unterscheidend durch sein Fundament, die Erlösung. In Christo ist Gott offenbar. Fortab alle Beziehungen zu Gott durch ihn vermittelt. Christus gründet eine Gemeinschaft, belebt, erhält, leitet sie: Die Kirche. Das in Gott Verborgene und Ewige ist in Christus und seinem Leibe zur Erscheinung gekommen, den Gesetzen des Werdens unterworfen. Auch von der Kirche gilt: Ihr Haupt ist im Himmel, sie pilgert auf der Erde. Sie ist die irdische Geschichte überirdischer Prinzipien, zieht Verwandtes unaufhaltsam an, scheidet Widerstrebendes aus. Anfang und Zielpunkt liegen für sie in Christo, die Kämpfe dazwischen.

2. Encyclopädischer Zusammenhang, — teils nach dem wesentlichen Gehalt der Idee der christlichen Gemeinschaft; teils nach den Bedingungen von Natur und Geschichte, in welche die geoffenbarte Religion eintritt.

3. Innere Gliederung. 1. Es kommt darauf an, die hauptsächlichsten Erscheinungsformen des christlichen Lebens (!) zu bestimmen. a) Lokalisierung, apostolische Gemeinde. b) Fortsetzung der ersten Thaten in der Mission. Hier kommt das ursprüngliche Helbentum wieder zum Vorschein: Mut in Kampf und Leiden. Die gleiche Macht Christi unter dem Eis des Nordpols und der glühenden Sonne Afrikas. Fabricius, Lux salutaris 1731; Blumhardt 1808. Missions-Zeitschriften. — 2. Verfassung. In der Kirche muß sich der Unterschied von Leitenden und Geleiteten bemerklich machen, wie in jeder Gemeinschaft. Feste Abgrenzungen; Institutionen; Verhältnis zum Staat. — Kirchliche Zucht bewahrt die Unantastbarkeit

der Prinzipien, dabei pädagogische Gesichtspunkte. 3. Christliches Leben. Hier wendet sich die Betrachtung nach innen.

Bedeutung der K.-G. für den praktischen Geistlichen. Jede Wissenschaft hat als Erkenntnis ihren eigenen Wert. Wie sollte es nicht Genugthuung gewähren, die Wunderwege des großen Gottes zu verfolgen? — Aber die Theologie hat ihre Aufgabe, den Geistlichen zum Amt tüchtig zu machen. Daher könnte man denken an Beispielsammeln. Die Jugend sucht ja Ideale; mit Recht schaut man zu Persönlichkeiten auf. Aber Einer ist euer Meister und Muster! Aller Sünden Nachahmung kann schädlich sein, daher sei das Korrektiv jederzeit Christus! Sünde aufzuzeigen und die Vorzüge durch die Gnade zu würdigen, dazu kann die K.-G. wohl in Predigten verwandt werden. Nur ist von Mäßen, den Zusammenhang zu verstehen. Anekdotensammlungen reichen nicht aus! — Noch eins: Durch die K.-G. bewahrt man den Zusammenhang mit der Kirche. Wir müssen besreit werden vom Druck des Zufälligen, unsere Zustände müssen uns als gewordene, nicht als ewige und notwendige erscheinen. Man muß Geschichte auf sich wirken lassen; diese Reflexion lehrt uns, die eigenen Fehler erkennen.

Wahrlich, der Mann lebt und webt in seiner Wissenschaft und zieht ihre Früchte! Hier ist noch ein Ausgang, wenn ihn der Leser nicht überspringen will. Herbst 1862:

„Wir wollen die Geschichte der Kirche kennen lernen, der größten Schöpfung innerhalb des menschlichen Geschlechts, wollen die Gottesmächte schauen im scheinbar regellosen Spiel und doch nach ewigen Gesetzen. Aber was ist Kirche? Was ihre Geschichte?

Der Mensch steht an der Spitze der irdischen Wesenleiter. Er ist der Verknüpfungspunkt des Irdischen und Überirdischen. Er stellt das Weltall in sich dar, er ist Bild Gottes und Mikrokosmos zugleich. Da er Bild Gottes ist, so vermochte er Gott in sein Bewußtsein aufzunehmen und nicht bloß in der Form des Denkens, sondern des unmittelbaren, lebendigen Besißes . . . Da er eine der Welt zugekehrte Seite hat, konnte das Gottesbewußtsein sich verdunkeln. Aber weil Ebenbild Gottes, konnte er hergestellt werden. Jenes geschah durch die Sünde; dieses durch Christus, der das gelockerte Band zwischen Gott und Welt neu knüpft, denn er ist Gottes- und Menschensohn. Von ihm geschah ein neuer Lebensanfang in der Menschheit, der Funke, der unter der Asche zu glimmen schien, wird zur Flamme. Er zieht die Menschen in sich hinein und da er der König der Geister ist, so umfaßt seine Thätigkeit das Ganze.

Indem das von ihm ausgehende Leben sich der Menschheit theilt, entsteht die Kirche.

Diese ist 1. Gemeinschaft, 2. Anstalt; jene das Persönliche, Lebendige,

die andere das Sachliche, Feste; die eine ist genetisch, die andere juridisch. Nun aber, wenn sie Anstalt ist, so fragt sich, was ist von Christus gestiftet als das Sachliche? daß er gepredigt, Sakramente gereicht, Ordnungen verwalte, die Gnade zugleich mitgeteilt werde? Gewiß! Aber Predigt, Sakramente, Ordnungen können nicht an sich die Kirche sein, sondern nur Thätigkeiten derselben. Man müßte denn den geistlichen Stand als göttliche Einsetzung betrachten, auf den die sachlichen Institutionen gelegt seien. Dies ist die katholische Betrachtung. Darnach ist dieser Stand eigentlich die Kirche, die Laien nur nebensächlich. Das aber ist nicht evangelisch, nicht protestantisch. Hier ist keine solche Abseidung von Klerus und Laien, sondern allgemeines Priestertum; der ganzen Kirche sind jene Verrichtungen aufgetragen. Man kann also nur sagen:

Die Kirche besteht aus der Gemeinschaft, in welcher das von ihrem Haupt ausgehende Leben nach den von ihm gewollten Ordnungen zirkuliert. Leben und Ordnung bebingen sich.

Diese mannigfachen Anregungen wurden gern in den Studentenabenden weiter ausgesponnen, die er in der Regel alle 14 Tage Donnerstags hielt. Eine Lieblingsidee waren auch nach Schellingschem Vorgang die „Zeitalter der Kirche,“ welche er monographisch 1857 behandelt hat: „In dieser armen, äußerlichen Zeit wieder ein warmer Hauch des Geistes,“ schreibt Hoffmann aus Berlin.

So war er auf und unter dem Lehrstuhl der Förderer seiner Studenten. Wenn er nicht in der Weise Tholucks ihr Seelforger war, so lag das in seinem das Geheimnis des Glaubens verschließenden Wesen. Aber die einfachen Angeln Sünde und Gnade, in denen seine schlichte Persönlichkeit hing, die wurden auch erkannt von jedem suchenden Auge. „Lesen Sie täglich das Neue Testament in der Luthersprache,“ war sein ständiger Rat an junge Theologen, und viele fanden hier ihren Frieden wieder, wenn das „Mezgerhandwerk der Kritik,“ nach dem Ausspruch eines jungen Amerikaners an ihn, sie anfänglich beirren wollte.

Seinem Wunsch nach individueller Behandlung der Studierenden konnte er reichlich nachgehen in seiner Eigenschaft als Examinator und, seit Molls Fortgang 1861, als Vorsitzender der Prüfungskommission. Die Abhaltung des ersten Examens vor dem Forum der Fakultät war das eifersüchtig

bewachte Recht derselben. Die Kontinuität mit dem Konsistorium als der vorgesetzten Behörde der Kandidaten wurde durch jedesmalige Übersendung des Prüfungsprotokolls gewahrt. Seit der Synodalverfassung nahmen auch erwählte Mitglieder der Provinzialsynode an dem Examen aktiven Teil. Die Eisenacher Kirchenkonferenz hatte 1865 eine Verlegung der Prüfung pro lic. conc. vor die konsistoriale Kommission unter Zuziehung zweier Professoren angeregt. Jacobi erblickt hierin eine verhängnisvolle Maßnahme gegen das Vorrecht der Halenser. „Man wendet gegen uns ein, daß die Studenten sich genau nach den Examinatoren richten. Aber werden sie weniger nach den Konsistorialen sich umsehen, die Kompendien, wonach diese prüfen, auswendig lernen und dazu die Hefte der zwei bevorzugten Dozenten?“ Nach dem damaligen streng konfessionellen Standpunkt der Behörde ist er auch im Interesse derer bedenklich, die Abweichungen in der Lehre verraten würden. Für den Flor der Universität fürchtet er nicht minder: Man werde auswärts studieren und nur die durch Armut gehaltenen würden nach Halle kommen. — Die drohende Entziehung der Fakultätsprüfung ist nicht geschehen. Auch als nach zwei Dezennien, infolge der allgemeinen Neugestaltungen auf kirchlichem Gebiet, auch hier eine Neuordnung dergestalt getroffen wurde, daß ein ordentliches Mitglied des Konsistoriums als Vorsitzender der Halenser Prüfungskommission die Beziehung zwischen dieser und jenem noch fester wahrte, und als demgemäß unter ehrenvollster Anerkennung der bisherigen Geschäftsführung, wenn auch nicht ohne Schmerzempfindung des alternden Mannes, der Vorsitz in andere Hände überging, verblieb das erste Examen bei den Professoren, als den dazu berufenen Mandataren der Kirche. Man wird zugeben müssen, daß diese Sachlage den Verhältnissen entspricht. Nicht sowohl den mehr oder minder gegründeten Befürchtungen Jacobis, als dem tieferen Umstand, daß der Theolog doch nicht nur Diener der Kirche, sondern auch Mann seiner Wissenschaft ist. Die Wissenschaft an sich fordert ihre Rechte der Wahrheit und die Fakultät ist Bildnerin der Geistlichen aber auch corpus academicum. So ist's billig,

dünkt uns, daß der künftige Diener der Kirche sich wissenschaftlich vor der Fakultät ausweise, der Kandidat des Predigamts vor seinem Konsistorium. Allerdings darf die theologische Spannung zwischen beiden Instanzen keine prinzipielle sein. Um die Mitte der fünfziger Jahre fehlte es nicht an kleinen Plänkeleien und ein *Botum Jacobis*, abgegeben im Namen der Fakultät auf ein mißbilligendes Schreiben der Behörde über zwei gestellte Thematata aus dem *N. T.* ist zu charakteristisch für seine Denkweise, als daß wir es vorenthalten sollten. Er hat den Entwurf unter seinen Privatpapieren behalten. Das *Mundum* ist in veränderter Form nach dem Wunsch eines der Kollegen an das Konsistorium abgeschickt worden. Wir glauben keine Indiskretion zu begehen, wenn wir den ursprünglichen Wortlaut hier wiedergeben:*)

Ein hochw. Konsistorium hat in der Fassung zweier für schriftliche Examenarbeiten bestimmten Thematata Bedenken gefunden und davon Veranlassung genommen auf den Grundsatz hinzudeuten, daß in Themataten, welche die Authentie biblischer Bücher und die Wirklichkeit des darin als historisch Erzählten betreffen, nicht die Entscheidung nach einer Seite hin als feststehende Voraussetzung ausgedrückt werden dürfe, weil dadurch den Kandidaten in einer Weise imponiert werden könnte, die ihren eigenen freien Untersuchungsgeist zu dämpfen geeignet sein möchte.

Die unterzeichnete Prüfungskommission kann nicht umhin, ihre vollständige Übereinstimmung mit diesem Grundsatz auszusprechen. Sie giebt sich jedoch zugleich der Hoffnung hin, E. H. K. werde nicht verkennen, wie sehr es ihr bringendes Bestreben sei, ihm in der Formirung der Aufgaben Folge zu geben.

Wenn das erste der bezeichneten Thematata: „*Argumenta quibus Pentateuchus non e Mose vel ejus aetate conscriptus esse intelligitur, exponatur*“ durch einen mit nicht hinlänglicher Auswahl getroffenen Ausdruck E. H. K. dazu geführt hat, in diesem Thema eine Ausnahme von der Regel zu erblicken, so hat eine solche wenigstens der Absicht der Prüfungskommission fern gelegen.

In dem zweiten Thema: „*Quid significatur mythus de Henoch a Deo ablato?*“ hat der Ausdruck *Mythus* die Aufmerksamkeit E. H. K. erregt. Die Prüfungskommission erlaubt sich in Beziehung darauf zu bemerken, daß dieser Ausdruck nach der Absicht desjenigen Mitgliedes, welches das Thema gestellt, in seiner Anwendung auf manche Berichte der heiligen Schrift, insbesondere auf die Beweise über die älteste Geschichte der Welt,

*) Mit freundlicher Genehmigung des hochw. Consistoriums.

zunächst nichts weiter besagen soll, als daß die Kunde derselben nicht aus gleichzeitigen Aufzeichnungen oder Urkunden, sondern aus der Sage und mündlichen Überlieferungen geflossen sei. Daß es bei einzelnen Fällen solcher Art in besonderem Maße darauf ankomme, die in dem Thattsächlichen liegende Idee zu entwickeln, scheint unter den Theologen der verschiedensten Zeiten und Parteien anerkannt zu sein, und in Rücksicht darauf ist die Form des Themas gewählt.

Es ist der aufrichtige Wunsch der Prüfungskommission, daß E. H. K. in dieser Darlegung die Übereinstimmung mit dem Wesentlichen seiner Absicht erkennen werde und die geäußerten Bedenken für erledigt halten möge. Ihrerseits glaubt die Prüfungskommission den Ausdruck der Befriedigung darüber nicht zurückhalten zu dürfen, daß E. H. K. die Versicherung hinzufügt, daselbe wolle der historisch kritischen Forschung, wenn sie nur nach streng wissenschaftlichen Grundsätzen, in denen immer auch die Anerkennung der Grenzen der Wissenschaft liege, unternommen werde, auf der Universität ihre Stätte durchaus erhalten wissen. Denn die Prüfungskommission, so sehr sie das Übermaß der Verneinung auf diesem Gebiete beklagt, welchem ihre Mitglieder in ihrer Eigenschaft als akademische Lehrer nach Kräften und an verschiedenen Punkten entgegengetreten sind, muß es doch mit allem Nachdruck als eines der vornehmsten Güter der evangelischen Kirche bezeichnen, daß unabhängig von traditioneller Meinung, Forschungen über das Ganze und Einzelne der biblischen Bücher angestellt werden dürfen. Sie weiß es daher vollkommen zu würdigen, daß sie in dem Kampfe gegen Bestrebungen der Gegenwart, welche durch unwissenschaftliche Praktik auch in dieser Beziehung die reformatorischen Grundsätze zu verdunkeln drohen, sich der ermutigenden Billigung der höchsten kirchlichen Behörde unserer Provinz erfreuen darf.

Durchdrungen von der Überzeugung, welche sie ebenso als Voraussetzung in den Erklärungen E. H. K. zu erkennen meint, daß die wissenschaftlichen Interessen an der Bibel den Heilzwecken derselben untergeordnet seien, hofft die Kommission auch mit den in praktischer Rücksicht geltend gemachten Prinzipien sich durch leichte Verständigung in Einklang zu setzen. Denn wenn E. H. K. es als ein Axiom des kirchlichen Bibelgebrauchs hinstellt, daß die Historizität alles in der Bibel als wirklich geschehen Erzählten und Gemeinten vorausgesetzt werde, so ist auch die Prüfungskommission der Ansicht, daß es eine Seite des kirchlichen Bibelgebrauchs und Unterrichts gebe, auf welcher der höchste Zweck der heiligen Schrift, das Heil zu wirken, so ausschließlich und in solcher Unmittelbarkeit walte, daß dabei von etwaigen negativ kritischen Resultaten der Untersuchung so gut wie ganz abzusehen ist. Nur glaubt die Kommission nicht in Abrede stellen zu dürfen, daß es auch jene andere Seite des Unterrichts gebe, welche sich selbst solchen Resultaten offen halten müsse; wiewohl sich die Kommission um so weniger veranlaßt findet, in eine spezielle Erörterung

einzugehen, als es auch unter ihren Gesichtspunkten sich nur um Ausnahmen von der Regel der im allgemeinen aufrecht zu erhaltenden Historizität handelt und die vorstehenden Äußerungen eines hochw. Konfessoriums dafür bürgen, daß dasselbe nicht die Absicht hege, entweder einen unvereinbaren Gegensatz zwischen den negativen Resultaten auch der besonnensten und maßvollsten Kritik und der kirchlichen Praxis festzustellen, oder durch eine in den Voraussetzungen des praktischen Bibelgebrauchs von vornherein gegebene Entscheidung die historische Forschung zu einer Methode zu nötigen, welche der scholastischen ähnlich, nur unwahrer und unfruchtbarer als sie sein würde.“ —

Das Examen in Halle galt als schwierig, was die Überwinder mit Genugthuung erfüllte. Eine Erleichterung gewährte der Vorsitzende jedoch insofern, als er den Wunsch des Examinanden nach einem Thema zur großen lateinischen Arbeit aus einer ihm besonders vertrauten Disziplin gern erfüllte. Zu diesem Behuf waren ihm Themata von jedem der Kollegen zur Verfügung gestellt. Auch der inzwischen abgeschaffte Brauch der Nachprüfungen („Schwänze“) gehörte in das Bereich individueller Behandlung. Sie zielte darauf ab, notorische Schwächen in einer Disziplin auszuweken, ohne die Gesamtprüfung wiederholen zu müssen. Oft empfahl und nahm Jacobi das Dnus eines solchen Schwanzes auf sich, und da ohnehin die Kirchengeschichte nicht jedermanns Ding war, so stand er eine Zeit lang in der Provinz in dem Ruf eines strengen Examinators. Bei aller Unparteilichkeit hat es niemals weder bei ihm noch bei seinen Kollegen an dem herzlichsten Wohlwollen gefehlt. Die humoristische Seite dieser Teilnahme drückte sich in dem langjährigen Faktotum der Kommission, dem alten Examensdiener Dahlecke aus, der zugleich als „Kanonenpußer“ der Studenten eine weite Personalkennntnis besaß. Gefragt, wie es mit dem oder jenem Kandidaten stünde, gab er wohl in unvergleichlichem hallischen Dialekt zur Antwort: „Ach nich vielle (nicht viel wird's geben), der hat hier ene Braut gehabt“. In der That war Jacobi gegen zu zeitige Verlobungen der Theologen, welche dem Studium und den späteren Standesverhältnissen derselben nicht selten Abbruch thaten. — Auch in der Hitze des Examens gebrach es nicht an unfreiwilligen Humor,

und der ernste Mann hat seinem Geschäftsbüchlein eine ganze Reihe Examenantworten angehängt. Hier einige Proben: In seiner Vorlesung bemerkte er von dem Gnostiker Marcion, daß er etwas Unzusammenhängendes, Springendes in seinen Beweisführungen habe. In der Prüfung verlangt er über ihn Auskunft. Kandidat: „Marcion hatte in seinem Leben einen springenden Gang“. — Erzählen Sie etwas von Abälard! Rand: „Ab. war berühmt durch Heloise“. — Aus einer häuslichen Arbeit: „Das Gewissen ist der Nagel, an welchem das sittliche Bewußtsein aufgehangen wird“. Aus einer Predigt: „Der Schwimmgürtel des Glaubens macht, daß man während des Untersinkens im Sturm ein in Thränen selig lächelndes Kind ist“. Ebenas.: „Die, welche sich an Romanen überfättigen, sind Romantannibalen“. Aus einer anderen Arbeit: „Die Eltern werden zerlegt in die Bestandteile Vater und Mutter“. Aus dem Staatsexamen: „Kennen Sie den Inhalt von Goethes Zauberlehrling?“ Rand.: „Jemand schickte seinen Besen aus, damit er Wasser hole“. — Aus welchem Grund ward Sokrates getödtet? „Er war die Frucht der alten Zeit, welche sich in ihm krystallisierte“. Genug von Prüflingen und Prüfenden, welche beide eine schwere Kunst zu üben haben. —

Wenn der Mann auf die Höhe des Lebens gelangt, so gefällt sich zur theoretischen Thätigkeit ein Interesse an der Praxis. Nicht genug, daß Jacobi Kirchvater zu U. L. Frauen und städtischer Armenvater wurde, in welcher Eigenschaft er die Kollegen, ehrsame Bürger, zu wöchentlichen Konferenzen in seinem Hause versammelte; der rastlose Geist der „Frau Rätin“ Tholuck, unterstützt von ihrem Gemahl, verband sich mit ihm zur Gründung eines Diaconissenhauses, in Anlehnung an das Kaiserswerther Mutterhaus und an des Gottesmanns, Fliedner, Autorität. Da wurde in vertrauten Besprechungen zwischen der Frau Rätin, Jacobi und dem trefflichen Mediziner Vogel im neugepflanzten Garten am Weidenplan der Same solches Liebeswerks auf Glaube und Hoffnung ausgestreut und dann in weitere Kreise getragen. Die Cholera von 1856

mußte in Halle wie die gleiche Epidemie von 1873 in Magdeburg die Herzen der Bürgerschaft der Diakonissensache aufthun. Bereit am 22. Mai 1857 wurde die Anstalt in der nächsten Nachbarschaft (Weidenplan 4b jenseits F. Müllers Hause) eröffnet. In der Manöverzeit des Herbstes durfte der Vorstand feierlich die teure Königin Elisabeth daselbst begrüßen, huldvoll nahm sie aus den Händen eines Knaben einen Blumenstrauß entgegen, und ließ sich durch die saubern Zimmer und Kammern führen. Bereits 1859 weihte Tholuds mächtiges Wort einen neu angebauten Flügel ein. Durch manche Phasen hindurch ruhte Gottes Segen sichtbarlich auf dem Hause. Ernst gesinnte Geistliche, Focke, Hoffmann, Pfanne, Grüneisen widmeten ihm im Verein mit ausgezeichneten Ärzten (Dr. Wilke u. a.) ihre Kraft, bis vor 19 Jahren der jetzige bewährte Anstaltspfarrer Jordan, Jacobis treuer Schüler, und er sein Beichtiger auf dem Sterbebett, berufen wurde. Denn die Anstalt sprengte ihr zu enges Gewand, bezog ein neues, noch immer sich dehrendes Heim auf dem Mühlweg und entwickelte sich zum Diakonissenmutterhaus für die Provinz, indem sie Kaiserswerths Geist und Formen beibehielt. Oberinnen von eigentümlicher Begabung, Schwester Marie Liebes, deren Familie vier Diakonissen Kaiserswerth geschenkt hat, Frä. Moll, des Generalsuperintendenten Tochter, standen der immer zahlreicheren Schwesternschaft vor. Begreiflich, daß eine Fülle der Geschäfte aus solchem emporblühenden Werk dem Vorsitzenden erwuchs, bis er in D. Beysslags Hände die Leitung des Vorstands legte. Aber nie ist schönerer Lohn selbstloser Liebesarbeit geworden: Dort in der Schöpfung vereinter Liebeskräfte legte er nach Gottes Rat sein müdes Haupt zur Ruh, umhegt von den pflegenden Händen, umfungen von den Liedern der Schwestern.

Wohl gesellten sich zu den Bürden, welche diese Schultern trugen, die Bürden und häuften neue, unerwartete Aufgaben. Leo sollte nach dem Willen seiner Parteigenossen für die ministerielle Absetzung von der Prüfungskommission durch das Rektorat 1861 zu 62 entschädigt werden. Etliche Übereifrige machten jedoch die geheime Absicht ruckbar und er selber lehnte

die Ehre ab, weil er sich nicht zu Agitationszwecken brauchen lassen wollte. Da fiel die Wahl im Mai auf Jacobi. Er war aus den früher angeführten Gründen wohl schwankend hinsichtlich der Annahme, doch ehrte ihn das Vertrauen der Kollegen. Kaum hatte er am 12. Juli die akademischen Fasces aufgenommen, als nach vier Tagen an einem herrlichen, noch jetzt erinnerlichen Sommerabend, die Botschaft von dem plötzlichen Heimgang des Kurators die Kreise der Universität und den neuen Rektor erschütterte. Pernice, Niebuhr, Stahl, die Paladine der Ära Friedrich Wilhelms IV., traten in Einem Jahr ab, nahmen ihre Zeit in das Grab, wie wir alle die unsrige, und werden im ewigen Licht den Wahrheitskern in ihren Parteibestrebungen vom Falschen und Zeitlichen scheiden gelernt haben.*) — Dem Rektor lag nicht allein ob, den imposanten Trauerzug zu ordnen — auf einem Stuhl stehend, mit Umsicht und Energie nach dem Bericht der Zeitgenossen, sondern auch die Last der Kuratorialvertretung zu den übrigen Lasten noch zu tragen. Dazu tauchte gerade in diesem Jahr der Jesuitenpater Roh mit dem verführerischen Blendwerk seiner Vorträge in Halle auf, und der Kirchenhistoriker sah sich genötigt, auf die Kanzel der großen Marktkirche zu geharnischter und doch so maßvoller Abwehr zu treten, daß die katholische Gemahlin eines Kollegen ihm ausdrücklich dafür dankte.

Jedoch das Jahr schwang um, wie jedes Jahr, dessen Zukunft uns unüberwindlich scheint. Ein Fackelzug der Studenten sollte das Rektorat beschließen. Schon war eine auserlesene Gesellschaft im Hause des abgehenden Würdenträgers der akademischen Republik versammelt, als Boten die Nachricht brachten, der Zug sei unmöglich, eine heftige Schlägerei zwischen Studenten und Arbeitern der Mühlenwerke an der Saale habe stattgefunden. Es war altes Herkommen, daß die sog. „Randalirfüze“ der

*) Über Stahls Tod schreibt Jacobi: „Er hat mich recht bewegt, ich habe ihm aus früheren Beziehungen immer noch Liebe bewahrt, gewiß ihm mehr, als er mir; er war ein frommer Mensch und hielt doch im Herrenhaus die christlichen Gesichtspunkte in den politischen Entscheidungen aufrecht“.

Verbindungen im Wids mit Schlägern am Nachmittag des 12. Juli die Straßen durchzogen, auf den ehernen Löwen, die damals noch den Marktbrunnen zierten, ritten, wohlgebildet von der Bürgerschaft. Ihre Schar sah sich in den engen Gassen des Klausthorviertels gehemmt von einem Lastwagen und befahl dem Kutscher zu halten, bis sie vorüber passiert wären. Dieser that's bereitwillig, allein die Sackträger, welche die Feierabendstunde aus den Mühlen entlud, nahmen für den Fuhrmann Partei, ein kräftiges Wortgefecht entstand, dann eine Kauferei, bei welcher dort die Schläger gezogen wurden, hier sogar Weiber Steine zugetragen haben sollen. Blutige Köpfe, steigende Volksansammlung, die Thore wurden geschlossen, Generalmarsch wirbelte durch die erschreckte Stadt. Das aufgebotene Militär besetzte den Bürgersteig und nahm das Volk auf dem Dam in die Mitte; Bernharby empfand es sehr bitter, mit einem Kolbenstoß bedacht zu werden, als er im Begriff, sich zu Jacobi zu begeben, vom Trottoir nicht weichen wollte. Dieser verband sich mit dem neuen Rektor, Volkmann, dem Älteren, und mit dem Direktor der Klinik Blasius und ließ seine besorgte Gesellschaft zurück, um auf dem Kampfplatz zu erscheinen. Hochherzig nahm eine zeitweilig suspendierte Burschenschaft (die „Vossische“ hatte ihn darob heftig angegriffen) die drei Professoren unter den Schutz ihrer Rappiere. In der schmalen Klausstraße drängte eine erregte Menge ihnen entgegen. Es war ein kritischer Augenblick. Jacobi hieß seine Begleitung rasch in ein Haus eintreten und die schwere, eichene Thür verschließen, bis der Haufe vorüberflutete. Dann begab man sich auf die Klinik, wo die Verwundeten lagen. Die Hauptbetheiligten der Studentenschaft wurden mit Karzer belegt, die jedenfalls schulbigeren Häbelsführer der Gegenpartei empfangen auch ihre Strafen. Aber mit diesem Stück alter Burschenherrlichkeit war's seitdem in Halle vorbei und noch lange wetterleuchtete der Groll des Ereignisses vom 12. Juli 1862 nach.

Allein eine ungleich weiter strahlende Herrlichkeit neigte sich gegen Ende der fünfziger Jahre zu ihrem Niedergang: Die Herrschaft der sog. Reaktion schien mit dem Jahr 1858

zu erblicken. Der König selbst nach dem ökumenischen Grundzug seines Wesens hatte das Jahr zuvor huldvoll die Evangelische Alliance zu Potsdam empfangen, — „der Glanzpunkt der Versammlung“, schreibt Jacobi, wo u. a. auch die ergreifende Begegnung mit Mallet stattfand. „So herzlich ist nicht leicht für ihn gebetet, in verschiedenen Sprachen als zur Zeit der Alliance.“*) Dagegen ging ein Gerücht, wohl nicht mehr als das, wiewohl durch jemand aus dem Oberkirchenrat mitgeteilt, daß im Hause eines hochgestellten Geistlichen eine Anzahl Pastoren die Frage aufgeworfen hätten, ob der König selig werden könne, da er die Alliance begünstige. Einige urteilten herber, einige milder: Er sei noch nicht tot, er könne noch umkehren, — ein tolles Gerücht, bezeichnend für die damalige Spannung, weshalb wir es wiedergeben. — Denn mit dem Befinden des teuren Monarchen ging es niederwärts und die trübe Trauer des Volks wogte zwischen Furcht und Hoffen. Stahl schilderte die Gerüchte seiner Krankheitsanfälle als übertrieben. Die scharfe Diagnostik des Fachmanns Krudenberg urteilte weniger günstig: Er habe den Herrn seit dem Jahre 48 mehrmals in Intervallen beobachtet. Damals sei die königliche Kraft gebrochen worden. Seitdem hätte die Erschlaffung der Lebensgeister bei augenblicklichen Erregungen sich mit den Jahren gesteigert. Jedenfalls regte sich bei diesem düstern Gescheh'n mächtig die Liebe des Volks. „Er kann sie nicht erfahren, aber ich freue mich, daß sie nicht erloschen ist.“

Inzwischen trat die Person des Prinzen von Preußen

*) Über dieselbe schreibt J. an Heintz: Du kannst denken, daß in 9 Tagen viel Gutes und Übles geredet ist. Eine kürzere Zeit wäre besser gewesen. Eine Einrichtung des zuweilen unpraktischen Komitees war, daß abstrakte Thematata gestellt und von 2 oder 3 behandelt wurden. Die Diskussion konnte nicht aufkommen und ich bewunderte die eiserne Geduld des Publikums. Vieles dagegen war interessant und ergreifend, z. B. die Berichte von Fisch aus Paris, Malan aus Piemont. Der Vortrag von Nisch war tief sinnig, der von Benischlag geistvoll . . . Du brauchst nicht zu denken, daß ich meine Polemik gegen die Konfessionellen in meinen Vortrag übertragen habe, nur mild und bedauernd habe ich ihre Feindschaft gegen die Alliance berührt.

naturgemäß mehr in den kirchlichen und politischen Vordergrund. Die freieren, wohl anfangs durch den Gegensatz verschärften Ansichten des Regenten sind bekannt. Raumer, wie man wissen wollte, untonsfreundlicher geworden und Hengstenbergischen Einflüssen sich entziehend, sah die Tage seines Ministeriums gezählt. In seinem Nachfolger Bethmann-Hollweg fand der Prinz ein Werkzeug seiner Intentionen. Eine edle, in den liberaleren Anschauungen der rheinischen Heimat großgewordene Persönlichkeit, dieser Kultusminister, von seinen Gesinnungsgenossen und persönlichen Freunden mit Freuden begrüßt, von der Neuen Preussischen Zeitung bitter befehdet, wenn er zwar die Gedanken von Verselbständlichung der Kirche wieder energisch aufnahm, gleichzeitig aber das Prinzip der Indifferenz des Staats gegen den Religionsunterricht proklamierte und den Gesetzentwurf der fakultativen Zivilehe einbrachte. Es war eben Reaktion gegen Reaktion, und ein Märzwehen jener späteren Kirchenpolitik, welche eine größere Lösung zwischen Staat und Kirche, nicht ohne Präponderanz des ersteren, involviert.

Unverhohlene Freude aber herrschte in den Universitätskreisen über die Äußerung des Prinzregenten bezüglich der zukünftigen Handhabung der akademischen Freiheiten. Wir geben die interessante Episode mit Jacobis Worten, der sie ja aus erster Hand haben mußte: „D. 22. Febr. 58. Die Deputation zur Begrüßung des jungen fürstlichen Ehepaars (Prinz Friedrich Wilhelm und Prinzess Victoria) ist zurück. Das Wort, welches der Prinz von Preußen zu Moll gesprochen, hat einen ungeheuren Eindruck gemacht; Nat.-Ztg. und N. Pr. Ztg. haben es nur sehr abgeschwächt wiedergegeben. In einigen genau abgemogenen Sätzen hat er gesagt: Die preussischen Universitäten seien nicht mehr wie früher die ersten in Deutschland, das habe daran gelegen, daß in der letzten Zeit nicht Fürsorge genug für sie getroffen sei. „Nicht wahr, Sie (L'ensej) haben auch davon zu leiden gehabt?“ Moll antwortete: „Wir haben uns bestrebt, der Wohlthaten der Königlichen Gnade uns dadurch würdig zu machen, daß wir die Studenten gottesfürchtig und

treu gegen König und Vaterland bilden“. „Das ist recht“, sagte der Prinz, „aber ich meine, man ist mit den Universitäten so ein bißchen zu exklusiv verfahren.“ Nach einer Pause fügte er hinzu: — „nun, das wird ja auch anders werden“. Es war eine große Versammlung, die Deputierten der Akademie und aller Pr. Universitäten zugegen, und ging eine bemerkbare Überraschung hindurch; denn man muß allerdings die Absicht voraussetzen, daß er ein offizielles Wort sagen wollte. Am Nachmittag war Moll bei Raumer zum Diner, der ihn mit gewohnter Wortfargheit empfing; am anderen Tag aber kam zu den hallischen Deputierten je ein Geheimrat, der sie ersuchte, die Worte aufzuschreiben. Moll entgegnete: „Sagen Sie nur dem, der Sie abgeschickt hat, wir in der Provinz seien nicht so dumm, anderen zum Fußschemel zu dienen. Wenn der Prinz wichtige Worte gesagt hat, werden wir sie für uns gebrauchen“.

Weiter wird in demselben Brief eine kluge Handlung des Bischofs Neander mitgeteilt, welcher dem neuvermählten Prinzen eine Agende mit Randbemerkungen Fr. W.s III. überreicht und ihm „das Werk, welches sein Großvater als die Aufgabe seines Lebens betrachtet habe,“ empfohlen hatte. Der Prinz nahm das Buch sehr freundlich an, ließ Neander, nachdem die Deputation sich zurückgezogen, wieder rufen: Er habe ihn verstanden, er werde der Union sich annehmen. — So schienen ja die Strömungen in den oberen Regionen stark gegen das ausgeprägte Luthertum anzugehen. Die Union wurde wieder begünstigt, und das war eine Genugthuung für manche Seelen, und der Liberalismus in ihrem Gefolge erhob seinen Schweif und begann, Fehler und Mißgriffe zu machen; die Konfessionellen, wegen gemachter Fehler und Mißgriffe, wurden abgesetzt von der offiziellen Gunst und traten in die Opposition auf Hoffnung. So ebbet's und flutet's unter dem wechselnden Mondlicht der Politik, und der arme Sterbliche zieht daraus den Schluß, daß er, ein politischer Eulenspiegel, sich eigentlich freuen sollte, wenn seine „Richtung“ nicht obenauf ist, und daß kein heißer Politiker im Schmolzwinkel Ursache

hat, zum Schaden der Seele sich zu ereifern, wenn er wieder einmal ein unerhörtes, ein haarsträubendes „Zeichen der Zeit“ in seiner Zeitung liest. Es geht vorüber oder birgt gar schon den Keim der Wendung in seinem geheimsten Schoß. — Wir wenigstens halten es mit Jacobi, der, als er das Wehen jenes unionsfreundlichen Windes spürt, hinzufügt: „Du traust mir zu, daß ich nicht darauf meine Hoffnungen setze. Die Entscheidungen liegen ganz wo anders;“ — ja, ganz wo anders.

Ehe wir aber auf den Kampfplatz uns begeben, sei noch ein Blick ins Innere dieses Freundesbundes uns vergönnt, den gerade im Anschluß an das eben Erzählte die Briefe verstattn. Früher wurde bemerkt, daß eine seltene Aufrichtigkeit vor einander bereits den Jünglingen eignete. Schöner noch steht sie den Männern in Amt und Würden an, ein bewahrter Zauber der Kindlichkeit: Schlottmann war nicht ganz zufrieden mit den erwähnten Kundgebungen gelegentlich der Begrüßung des prinzlichen Paares gewesen, um so mehr, als er in wunderlichem Mißverständnis gemeint hatte, der junge Prinz habe jene gegensätzliche Äußerung gegen die bisherige Politik des kranken Königs gethan. Nun war ein Brief Jacobi's länger als erwartet ausgeblieben und er schreibt mit Rücksicht auf sein Mißfallen: „Solltest Du mir dieses übel genommen haben? Ein Justus Jacobi würde doch über ein ungerechtes Wort eines treuen Freundes nicht schmolten, sondern ihm mit wetteifernder Treue sein unbewusstes Unrecht aufdecken. Ich will Dir übrigens sagen, was jenen sonderbaren Verdacht in mir geweckt hat. Vorgestern, kurz vor dem Kolleg (so daß ich mit der Vorbereitung fast zu kurz kam) erhielt ich zu meiner großen Freude einen Brief unseres teuren Heinz, — den uns Gott ferner wunderbar erhalten wolle. Er schließt nach vorausgehenden „das Herz schwer machenden“ Klagen über die Lage der Kirche: „„Beiläufig, aber nicht konzessionsweise, sondern hauptsächlich stimme ich mit Dir überein, nur wollte ich Dir bemerken, daß ein brüderlich aufrichtiger Freund wie ich nicht umhin kann zu sagen: wenn unser lieber Schlottmann auch

ganz liebevoll ist, so beißt und ägt er doch mehr als er will und meint. Er muß auf seinen Regulator etliche Pfund Selbststilkung mehr legen als mancher andere, im Innern nicht liebevollere. Es geht ihm dabei ähnlich wie Etier. Zürnst Du mir nun? Nein!““

Es versteht sich ganz von selbst, daß ich unserem lieben Heinz darob nicht zürne, vielmehr von ganzem Herzen dankbar bin. Gerade heute beim Frühstück, indem ich einige Blätter in Hamann las, fiel mir das Wort in die Augen, das dieser über Freunde, die die Pflicht brüderlicher Bestrafung an uns nicht üben, schreibt: Nicht nur fures temporis sind sie, sondern auch Mörder unseres Ruhmes, den wir haben könnten und sollten, wenn sie nicht zu schwach und zu feige wären, das principii obsta an uns auszuüben. Gewiß ist an Heinz's Bemerkung etwas Wahres. Ich selbst habe längst bemerkt, daß ich mitunter etwas schärfer sage als ich will und meine. Ich darf vor Gott sagen, daß ich schon seit Anfang der vierziger Jahre dagegen gekämpft und etliche Pfund Mehrgewicht auf den Regulator zu legen gesucht, daß ich auch öfter selbst Fernestehenden starke Wahrheiten in einer Weise habe sagen lernen, bei der ein freundliches Verhältnis ungestört blieb, während ich zugleich immer die aufrichtige Bereitwilligkeit zeigte, Zurechtweisung von anderen anzunehmen. Aber auch hier gilt: naturam expellas furca, — sollte daher hierin oder in anderen Stücken mein alter Adam hervorbrechen, so bitte ich Dich ein für allemal um Verzeihung, aber auch um offene Aufdeckung des Versehens. Dasselbe werde ich auch von Heinz erbitten.“

O Seele, treu wie Gold, und so demüthig, kindlich, ohne alle Schminke der Formen bei einer starken und festen Natur!

Jacobi antwortet, nachdem er sein Schweigen als lebiglich durch Berufsarbeiten hervorgerufen, entschuldigend und den Irrtum des Freundes hinsichtlich des prinzlichen Wortes aufgeklärt hat: „Der Prinz von Preußen that die Äußerung, nicht der Sohn. Der erstere hat ja doch schon länger mit den Sachen der Union sich beschäftigt und ich weiß, daß er seit der Regent-

schaft die Akten derselben eifrig selbst studiert, wie ihm denn von hier nicht wenige derselben zugesandt sind. Die Form seiner Worte sollte nicht leichtfertig sein, vielmehr besann er sich bei jedem Ausspruch, der brockenweis erfolgte, um das Rechte zu sagen. Er wollte nicht zu herb sich äußern, darum wählte er die ins Komische spielende Berliner Redeweise. Der junge Prinz hat nichts als die Worte zum Bischof Neander gesprochen, er werde sich der Union annehmen. Dies ist ja wohl nichts Vorsehnliches. Weil Du nun aber auf Heingens Anlaß das Allgemeine der Äußerung in Deinem Brief ernstlich zur Sprache gebracht hast, so will ich in aller Liebe hinzufügen, daß Du wohl zuweilen im Gespräch oder wo Du tabelst etwas mehr Anerkennung für die Gegenseite haben oder vielmehr äußern könntest. Da Du nicht gewohnt bist, Deine Urteile mit höflichen Redensarten zu verblümen oder abzuschwächen, so fällt jedes Wort schwerer ins Gewicht und wird anders empfunden, als es gemeint ist. Ich habe nie bittere oder harte Worte, wie sie mir so leicht entfahren, bei Dir wahrgenommen, eher ein wenig zu viel Festigkeit in den Behauptungen bis ins Kleine hinein, wodurch ein anderer, der minder imstande ist, alles Einzelne im Gespräch hervorzuführen, beengt werden kann. Ich kann mir denken, was Heing besonders im Sinn hat. Er deutete einmal an, daß jemand den Tabel, den Du in der Prebigerkonferenz vor zwei Jahren oder voriges Jahr ausgesprochen, etwas herbe gefunden. Ich bin fest überzeugt, daß nichts davon in Deiner Absicht gelegen, auch Du keine Bitterkeit gefühlt hast, und erkläre es mir nur so, daß Du allein mit der Sache beschäftigt, weniger darauf gesehen hast, ob die, welche Dich nicht genauer kannten, nicht Deinen Worten einen stärkeren Accent beilegen würden, als Du beabsichtigtest. Übrigens habe ich dies gesagt, weil Du es wolltest, — hätte es lieber mündlich gethan, denn unter dem Zusammentreffen der Umstände könnte es leicht scheinen, als ob Heing und ich den Fehler in besonderem Maße hervorstechend fänden, was ich nicht sagen kann und Heing ja noch weniger wissen könnte.“

Man muß den Arbeitern an der Kirche und an der Jugend Vertrauen schenken, die so an sich selbst arbeiteten. Wahrhaftige Charaktere, die in ihren Briefen nicht allein den gelehrtesten wissenschaftlichen und zeitgeschichtlichen Stoff behandeln, wozu unsere Zeit keine Zeit mehr hat, sondern auch das Herz schlicht und ohne Falten noch Umschweife gegen einander aufthun, wozu es unserem histrionenhaften Geschlecht nicht selten an selbstloser Wahrheitsliebe zu gebrechen scheint.

VII.

Kämpfe.

Es ist das Verhängnis dieser Männer, nach Links und Rechts Stellung nehmen zu müssen. Treten sie nach ihrem Gewissen für Freiheit der Wissenschaft und der Gemeinden ein, zeigen sie nach ihrem Wahrheitsgefühl ein individuelles Verstehen für die Lage der durch die Opposition nach Links Gebrängten, gleich „hängt sich soviel liberales Zeug an uns,“ wie einmal eine Klage lautet. Die Schranke offenbarte sich alsdann, über welche der positive Glaube nicht hinüber konnte und wollte. Es ist keine Mattherzigkeit und Nachgiebigkeit gegen die Führer der Reaktion, welche die Vermittlungstheologen zurückscheuen heißt. Man muß die Schwierigkeit ihrer Lage würdigen, man muß die Reinheit und Wahrhaftigkeit ihrer Prinzipien anerkennen, wenn auch aus dem Dilemma kein Ausweg erscheint. Vielleicht ist die Fähigkeit zur Parteibildung solchen Naturen überhaupt abzusprechen, wenn Parteimann sein heißt: Mit den Wölfen heulen, von der eigenen Überzeugung ein Stück abbrechen. Eine Tragik liegt in ihrem Geschick, jedoch der Ausgang bleibt: *animam salvavi meam*, und das ist vielleicht genug.

Wir übergehen die Teilnahme an den Baumgartenschen Händeln, wie schon früher die an dem Streit der Göttinger Fakultät gegen Petri und Genossen. Auf welcher Seite Jacobis Standpunkt hierin war, ist nicht zweifelhaft, und die Geschichte

hat wohl ziemlich unbedingt zu Gericht geseffen mit dem Urtheil, daß hier Parteieifer christliche Persönlichkeiten, vielleicht einen Mann mit Ecken und Kanten, verurtheilt hat.

Charakteristisch ist die Anfeindung, welche Schlottmann in Zürich auf der Herbstsynode 1858 erfuhr. Persönlich stand er nicht nur zu Hitzig, sondern auch zu A. Schweizer und Biedermann auf freundlichem Fuß. Der letztere barg ein religiös-mystisches Element in der Brust neben einer trockenen, Baurianischen Verständigkeit. Als er einst in schwerer Krankheit dem Tode nahe war, war Christus sein letzter Gedanke. Aber er war doch Pantheist, wenn er es auch nicht sein wollte, was sich insbesondere in der Leugnung der persönlichen Unsterblichkeit und in der mythischen Auffassung des N. T.s zeigt. Mit diesen Anschauungen des Heglianers erteilte er den Religionsunterricht am oberen Gymnasium und tischte seinen Schülern die ganze negative Weisheit auf. Da erhob sich auf der Synode der Dekan Locher, ein in gutem Sinn pietistischer Mann um eine (vorher eingereichte) „Proposition“ gegen diese Weise des Religionsunterrichts zu halten, zu welcher er sich als Geistlicher und Vater berufen fühlte. Der übliche „Reflektant“ (Korreferent), ein junger, wissenschaftlicher Pfarrer, stellte einiges richtig, äußerte aber doch auch seine Bedenken über diese Einwirkung auf die „wehrlose Jugend“. Biedermanns eigene Darstellung seines Lehrgangs bestätigte wesentlich die erhobene Anklage. Das Gerede von Pantheismus sei ihm langweilig, er werde unbeirrt in seiner Weise fortfahren. — Die Diskussion schien auszubleiben und der Antistes wollte schon die schließende Formel sprechen, als Schlottmann „in tiefer Bewegung“ sich erhob und nach Versicherung seiner persönlichen Achtung für Biedermann die Leugnung der Auferstehung und die Verwandlung der Wunder in Tendenzlügen in ihrer Verkehrtheit und Verderbtheit für die unselbständige „wehrlose“ Jugend scharf kennzeichnete. Jetzt folgte eine Debatte, die zum Staunen der Passanten bis in die Nacht währte. Die Gegner verließen die praktische Frage und spielten die Diskussion auf den Prinzipienkampf hinüber. Den heftigsten Ton stimmte

„gegen seine Gewohnheit leider“ A. Schweizer an: Ein Kanonenschuß sei losgelassen; eine mißliebige Theologie solle beseitigt werden, er wisse nicht, wann die Reihe auch an ihn kommen werde. Die verkehrte Richtung im größten protestantischen Staat eben glücklich gestürzt, ringe hier nach der Herrschaft. Man müsse wie ein Mann dawider auftreten. — Das besorgten in den folgenden Tagen die größeren und kleineren Kleffer der Presse. „Brandenburgisch-preußischer Muckergeneral,“ „orthodoxer Fanatiker,“ „pietistischer Pfaff,“ „Obermucker,“ „tanzender Derwisch,“ „Professorchen aus Preußen, das seiner Jugend wegen bescheiden auftreten sollte,“ ist so eine kleine Blütenlese aus den Zeitungen. Von positiver Seite trug man Scheu, die nackten Streitpunkte in die Öffentlichkeit zu bringen. Dahinter witterten die Gegner das böse Gewissen. Ein entstellter Artikel fand seinen Weg in die „National-Zeitung“ in Berlin und bereitete dem Vater Schlottmann in Minden kummervolle Stunden.

Wenn einmal ein „Kanonenschuß“ den faulen Frieden sprengt, zeigt sich der Liberalismus stets in hohem Grade intolerant. — Übrigens kam Schlottmann mit Biedermann bald wieder in ein leidliches Verhältnis. Schweizer dagegen traute er weniger. Nicht lange darnach kehrten beide aus einer Sitzung des Studienrats heim, wo über Volkmar's Beförderung durch ein wahres Meisterstück Schweizer'scher Diplomatie entschieden war. Schweizer sagt zu Schlottmann: „Wenn Sie, Herr Kollege, zu entscheiden hätten, so würden Sie uns alle nicht zu Professoren machen.“

Schlottmann: „Nun, wenn ich zu schalten hätte, würde ich Hitzig, der, wie Sie wissen, nicht eifriger Theolog ist, zum Orientalisten machen; und Sie — Sie hätte ich an Stelle des Dr. Kern (des schweizerischen Gesandten) nach Paris geschickt. —“ Schweizer verteidigte sich, daß er doch nicht sein eignes Interesse suche. Schlottmann replizierte, ob denn hierin etwa das Wesen der Diplomatie bestünde? — Heißer Boden für den Fremdling aus Preußen, von dem er 1860 nach Bonn abgelöst wurde. Eine Genugthuung war ihm der theologische

Doktor, welchen ihm 1858 Halle auf Jacobis Anregung und Hupfelds Betrieb verlieh.

Während er so in der Schweiz seinen Mann stand und gleichzeitig mit der Ev. R.-Ztg. die Verbindung abbrach, weil Hengstenberg sich geweigert hatte, eine Berichtigung über sein Auftreten auf der Alliance aufzunehmen, interpelliert er den Freund über dessen Beteiligung an dem Schenkelschen Unternehmen, der Gründung der allgemeinen kirchlichen Zeitschrift für die evangelischen Geistlichkeit und Gemeinde.

Schenkel schrieb 12. November 1859 an Jacobi: Er wolle — während Gelzers Monatsblätter die kirchlichen Zwecke weniger im Auge hätten — ein Blatt für Gemeindegemeinschaften schreiben, welches die christlichen Wahrheiten und kirchlichen Aufgaben diesen vermittele. Die Zeitschrift werde auf dem Boden des göttlichen Wortes und der reformatorischen Bekenntnisse im Sinn und Geist der Union stehen. Lange, Kraft, Ritschl, Heppe, Hagenbach, Mallet werden das Werk unterstützen.

Jacobi sagt seine Unterschrift zu unter folgenden Bedingungen: 1. daß Schenkel sich offen gegen den Rationalismus erkläre, 2. daß er nicht gegen die badische Agende und 3. nicht gegen Ullmann—Prälaten in Karlsruhe — streite.

Schenkel war ein feuriger Mensch, mit volkstümlicher Gabe. Wir sahen, wie er auf dem Kirchentage die Hörer fortriß. Auch einer von den nach Links gebrängten, der dann im Agendenstreit sich mit Leuten verband, die ihm innerlich fern standen. Jacobi hat nach seiner Weise Sympathie mit einer solchen Persönlichkeit, meint, er wolle durch Annäherung an die eben erwähnten Gelehrten von seinem Schweiß loskommen. Schenkel erwidert auf seine drei Punkte (6. Dez. 1859) daß das erste Heft ein entschiedenes Zeugnis gegen den Rationalismus enthalte (was richtig war); daß ihm eine feindselige oder auch nur unfreundliche Haltung gegen Ullmann fern liege, und schweigt über die zweite Bedingung des Kontraktes. Denn schon hatte er sich immer tiefer in den Agendenstreit gestürzt, worüber Jacobi nach der materiellen und formellen Seite sich mißbilligend äußert. Da er nun auch manche der verheißenen

Namen, z. B. Kraft und Mallet am Kopf der Allgemeinen Zeitschrift vermißt, so schreibt er ihm 26. Dez. 1860 einen Absagebrief.

Wir erkennen seinen Inhalt aus Schenkels Antwort (29. Dez. ej.): Bedauern, daß der Name Jacobis auf dem bereits im Druck befindlichen 1. Heft des 2. Jahrgs. noch stehe — hinfort nicht mehr! — Zufriedenheit, daß der bisherige Inhalt und Redaktion die Veranlassung zur Absage nicht sei. „Über mein Verhältnis zu andern Blättern glaube ich nur Gott und meinem Gewissen Rechenschaft schuldig zu sein, bin übrigens weder Patron noch verpflichteter Mitarbeiter des „Südd. Wochenbl.“ Die R. Ev. K.-Z. lese ich schon längst nicht mehr wegen ihrer gewissenlosen Artikel über uns.

Noch muß ich Ihnen mit aller Offenheit bekennen, daß ich den Schluß Ihres geehrten Briefes, in welchem Sie mich vor „Schritten“ warnen, „die mehr Reue als Freude für mich zur Folge haben könnten,“ nicht verstanden habe. Meine Schriften und mein Leben liegen offen vor aller Augen, namentlich vor dem, der ins Verborgene sieht. Seit meiner Wirksamkeit in Heidelberg habe ich vor den Wegen gewarnt, die unser (Badenser) K.-Regiment in immer bedenklicherer Weise betreten hat. Vergebens habe ich meine Vermittlung angeboten, bin aber schnöde zurückgewiesen . . . Eins dürfen Sie mir glauben, hochgeehrter Herr Kollege, daß ich in meinem Leben noch nirgend mit klarerem und sichererem Gewissen Stellung genommen habe, als im babilonischen K.-Streit. Es wird die Zeit kommen, wo auch denen die Augen aufgehen werden, denen sie bisher gehalten waren (!)“

Schluß (mit verhaltenem Feuer): „Ich hoffe auf die Zeit, wo es Ihnen mehr Schmerz als Freude machen dürfte, Ihren Brief vom 26. Dez., ohne alle Veranlassung von meiner Seite, geschrieben zu haben. Hochachtungsvollst u. s. w.“*)

Ein interessantes Miniaturbild auf größerem Hintergrund: Babilonischer Kirchenstreit, Protestantenverein! Die Scheide nach

*) Vgl. Nippold a. a. D. p. 397 f.

Jacobis, Jacobi.

Links wäre nun definitiv gezogen, wenn auch Schlottmann, Jacobi zugaben, daß das Extrem in etwa die Folge des anderen Extrems war und daß auch lautere, ideal gerichtete Persönlichkeiten dahin „gebrängt“ worden waren. Wenden wir uns nach Rechts:

Eine imposante, geschlossene Phalanx, starrend in den Lanzen spitzen der Bekenntnisse, mutvolle Kämpfer (und Kämpferinnen), behelmte Offiziere. Freilich, wer genauer zusah, bemerkte, daß die Führer nicht in allem einig waren. Thomasius leugnete, daß die Eigenschaft der Unwissenheit sich mit der menschlichen Natur Christi verbunden habe, — auf biblischem Grunde, wie aber stimmte dies mit der Konkordienformel? Rahnis begnügte sich in der Abendmahlslehre nicht mehr mit der Vergebung der Sünden als *res sacramenti*, sondern nahm noch eine andere *res sacramenti* an, Vermählung der Seele mit dem persönlichen Christus. Philippi folgerte eine Wirkung auf den Auferstehungsleib. Gewiß Ansichten auf biblischen Grundlinien, aber in den Bekenntnisschriften nirgend enthalten, eher (das erstere) bei Calvin. In einem sächsischen Ort, Jahr 1856, hielten Kliefoth, Harleß, Rahnis u. a. eine förmliche Disputation. v. Hofmann, so sagte man, soll in vielen Punkten für un-lutherisch befunden sein. „Du mußt alle Irrtümer in deinen Schriften verdammen, welche die Symbole verwerfen.“ „„Ja, aber der Vorwurf trifft meine Abweichungen nicht. Eine lutherische Synode soll Schiedsrichterin sein,““ so soll er gesagt haben. Wie doch die biblische Einheit die kirchliche Einheit überwindet! — Hengstenberg jedoch nannte Delitzsch und Hofmann jetzt „Rationalisten“.

Aber die geschlossene Heeresmacht merkte die Meinungsunterschiede der Führer nicht in dem Maße. Viele folgten blindlings dem Banner: „Einheit der Kirche“, besonders die juristischen Christen, die Göschel, Gerlach, Göge. Die Pastoren begehrten vor allem festen Glaubensgrund, darauf das Wort fassen könne, unbeirrter um Lehrabweichungen, dadurch die Gemeinden nicht erbaut würden. Sie begehrten Gemeinschaft in dem einzigen Bekenntnis zu Christus dem

Sohne Gottes und im reinen Sakrament. Sie bekräftigten in Vorträgen und Schriften das Dogma von der Versöhnung, während man in Halle die Rechtfertigung als das subjektive Korrelat hervorhob. Ein warmer Hauch des Gebets, des Bekenntnisses und des praktischen Christentums wehte durch ihre Reihen. Ob nicht in der starren, konfessionellen und juridischen Hülle ein biblischer Kern- und Einigungspunkt verborgen lag?

Angezogen von dieser gläubigen Gemeinschaft kamen Tholuck und Jacobi gern zu den Frühjahrs- und Herbstversammlungen, die in Gnadau gehalten wurden, dem Flecken in der öden Magdeburger Niederung, der doch der Brüdergemeinde stille Herrlichkeit birgt und zeitweise ein weiterhin bemerkbares Funkeln und Glimmern ausgehen ließ. Hier suchten und fanden die Fakultätsmitglieder die notwendige Fühlung mit tüchtigen und frommen Pastoren der Provinz, deren Mehrzahl auch eine Milde gegen die Union bewahrte, vorausgesetzt, daß der Parteistandpunkt nicht gereizt wurde. Zwar bereits Oktober 1856 war es lebhaft zugegangen. Ein Puseyit Leoscher Observanz hatte Thesen gegen die Union gestellt. Die Thesen sind vergessen, aber seine Erfindung und Empfehlung des Lutherrocks wird das Gedächtnis des Mannes fortleben lassen, der zwar aus uns, doch längst nicht von uns mehr ist. Jacobi nahm mehrmals gegen ihn das Wort, nötigte ihn auch zu dem Geständnis, daß seinen Vorstellungen von der Entwicklung der kirchlichen Dinge unlösliche Schwierigkeiten entgegenstünden. „Gott gab mir, daß ich mit Freude ohne Bitterkeit reden konnte, wie ich denn die Frömmigkeit der Männer von Herzen anerkenne.“ Der Lutherrockerfinder trat später zu ihm: „Glauben Sie denn, daß Luther Sie anerkennen würde?“ fragte er ihn. „„Nein, erwiderte jener, das glaube ich nicht.““ „Sie sind also auch Syntretisten“ (so nämlich hatte man die Fakultät bezeichnet). „„Freilich, das sind wir und das muß ausgesprochen werden.““

Zu dem trefflichen, ihm aus Berliner Kreisen bekannten, poesievollen Schwarzkopf, nun auch schon in der triumphierenden

Kirche, sagte er: Sie kennen doch das lutherische Dogma von der Kirche? Stimmen Sie denn ganz damit überein? „Wenn ich aufrichtig sein soll, nein! Aber ich strebe danach.“ — Ein dritter unter den Führern, als man ihm entgegenhielt, die Symbole selbst stellten die Schrift über sich, erklärte: Die Schrift sei norma credendi, das Symbol norma docendi. Und kein Widerspruch aus der Versammlung erhob sich? — Sehr fein diplomatisch muß sich der „Chefpräsident,“ eine der illustren Gestalten der Zeit, bei dieser Gelegenheit über die Taufe ausgelassen haben: „Allerdings sei in der lutherischen Lehre von der Taufe eine magische Wirksamkeit anzunehmen, wenn nicht im Kinde ein Wille der Gnade entgegenkomme. Nun aber sei im Menschen die Erbsünde, d. h. das natürliche Widerstreben gegen die Gnade; dieser negative Pol sei aber nicht denkbar ohne den positiven einer Hinneigung. Diese komme im Täufling der Gnade entgegen; q. e. d.“

Mit dem Gefühl im Herzen, auch hier keine genuinen Lutheraner gefunden zu haben, zog Jacobi heimwärts. Ungleich schwüler scheint die Luft auf der Gnabauer Konferenz Frühling 1858 gewesen zu sein. Man stellte sich dort auf den Boden der Conf. invariata, welches einen verschärften Gegensatz gegen Unierte und Reformierte in sich schloß, wenn auch weder die Gemeinschaft mit den bisherigen Mitgliedern aufgehoben werden sollte noch ein aggressives Vorgehen gegen die Union beabsichtigt war. Daß dennoch allerhand Befürchtungen für ein unionistisches Gemüt in der Konsequenz dieser Beschlüsse lagen, daß die Invariata die Union ausschließen, die Abendmahls-Gemeinschaft mit Reformierten abbrechen müsse, — das war nicht zu verkennen. Damals ist nach dem brieflichen Geständnis des gleich mehr zu erwähnenden Schulrats Vieß „manch hartes und fast kränkendes Wort gegen Jacobi gefallen, und ein schroffer, exklusiver Geist bei nicht wenigen der Herren hervorgetreten“. Fortab hielt er es für angezeigt, den Gnabauer Versammlungen fern zu bleiben, und regenerierte und förderte in eifrigem Bunde mit Stier, dem tieffinnigen Eregeten, damals Superintendenten in Eis-

leben, den Hallischen Unionsverein. Saßen da noch manche Rationalisten und dem Vernunftglauben entwachsene Pietisten, auch Schleiermacherianer darin neben der im Mannesalter stehenden Tholudischen und Müllerschen Schule: Der wissenschaftliche und praktisch-kirchliche Standpunkt der Union wurde daselbst nun rund und klar vertreten. Gediegene Vorträge, hier und da etwas doktrinärer Natur, riefen eine Debatte hervor, in welche die Hallischen Professoren lebhaft eingriffen. Man folgte zustimmend dem neuen Programm der neuen Regierung; ergriff 1873 mit einer Vertrauensadresse an das Ministerium Fall die neue Synodalordnung, und indem man den Laien den Schoß der Konferenz in umfassenderem Maße öffnete, leitete man den Hallischen Unionsverein in das weitere Bette der Versammlung des „evangelischen Vereins“ über. Diese Erweiterung war nicht ganz nach Jacobis Sinn. Nicht als ob er der neuen Kirchenordnung unter Zufluß des Laienelements nicht zugethan gewesen wäre. Aber er fürchtete durch die Veränderung den Kreis pastoraler Gemeinschaft, die ihm in dem alten Unionsverein lieb und wertvoll war, zerstört zu sehen. Die Laien, welche nach Abzug des ersten, sehr breiten Stroms, ein wirkliches, positives Interesse den Vereinsbestrebungen bewiesen, meinte er, könnten auch ohnehin als *membra praecipua* an den Konferenzen sich beteiligen. Seitdem zog er sich von der Leitung zurück; sein Name findet sich nicht unter dem Aufruf zur Bildung der vergrößerten Versammlung. Doch wir sind vorangeeilt.

Ein Verein also bildete sich, welcher den ruhig abwägenden, vermittelnden Geist der Hallischen Fakultät vertrat, nichts Keckerisches ihm vorzuwerfen, zuweilen ein Trompetenstoß der Freiheit der Wissenschaft, doch stets unter Wahrung der eigenen dogmatischen Integrität, zuweilen ein kleiner Vorstoß gegen die Konfession; tüchtige Männer darin: Die Superintendenten Lic. Wetken, Besser; Dryander, Schott; Herbst, Nebe, der positive gelehrte Verfasser der Perikopen, — wer hat etwas wider sie? — Jenseits der Saale tagte Gnadau, mit seinen streng kirchlich zugerüsteten Persönlichkeiten, mit seiner an-

ziehenden Pflege brüderlicher Gemeinschaft, seinem geheimnisvollen Hellbunkel echt Lutherscher Mystik, seinen aufgethanen Schätzen der Liturgik, seiner praktischen Lebendigkeit, Volkstümlichkeit, geeignet von seinem scharfer bestimmten Standort aus in Krisen des kirchlichen Lebens schneidender und entscheidender aufzutreten; zu Zeiten ein wenig vornehm auf Halle herabblickend, bei dem „schroffen und exklusiven Geist etlicher“ aus seiner Mitte, etlicher Extremer bis hin zum Lutherrocksfinder.

Mancherlei Gaben, wie Union und Konfession sie zieht, diesseits und jenseits der Saale, — dürfen wir nicht rufen: und ein Geist? Im Grunde des Evangeliums ja! und wir hoffen es zu beweisen, wenn nur das zwischeneingekommene Gesetz der Kirchenpolitik nicht wäre.

Inzwischen wurden auch Versuche gemacht, zu vermitteln und Jacobi zurückzuholen. Harnisch aus Elbei schreibt 11. Okt. 1859: „Warum sehe ich Sie nicht mehr in Gnadau? Es würde Ihnen sehr gefallen haben, es war entschieden praktisch. Für mein Teil habe ich öffentlich erklärt, daß nur Kränklichkeit mich gehindert hat, die Konferenz in Halle wie die in Gnadau zu besuchen“. — Der treffliche Schulrat Bied, ein Mann von praktischer Frömmigkeit in Kirchen- und Schulamt, der hochbetagt noch im Jahre 70 durch seine Bibelstunden christliches Leben in Erfurt weckte, hat uns einen Schriftenwechsel überliefert, Zeugnis von unveränderter, noch dem Sohn geschenkter Freundschaft mit Jacobi, und Zeugnis eines echten Konfessionellen, der mit der Union sich wohl verträgt. Geben wir das Bezeichnendste daraus.

Erfurt, 12. Juni 1858: Bedauere Ihre Klage über die feindliche Stellung der Gnadauer zu Ihnen herzlich, — folgt das obige Zugeständnis. Da aber trotz des gefaßten Beschlusses im Verhältnis der bisherigen Mitglieder nichts geändert ist, warum wollen Sie fortbleiben, wo man Ihrem persönlichen Charakter, Ihrer christlichen und evangelischen Gesinnung und Ihrem theologischen Standpunkt die vollste Hochachtung entgegenbringt? Sie dürfen dem Verein das Verhalten etlicher Mitglieder nicht zur Last legen, werden mit Vielen aus dem Unionsverein sich bald in noch schärferem Gegensatz befinden. Was den letzteren betrifft, — fern

jei von mir Verdächtigung und Schmähung! Aber ein flacher Rationalismus wird sich geltend machen und die Indifferenz gegen das Bekenntnis kann auf die praktische Thätigkeit der Geistlichen nicht wohlthätig wirken.“

(Der erstere Argwohn hat sich nicht bewährt; der zweite enthält eine Wahrheit, wenn man nämlich aus lauter Scheu vor Vermengung mit der konfessionellen Partei, das historische Bekenntnis der Kirche in Predigt und Unterricht gar nicht mehr wert hält, was der Brieffschreiber gleich ausführen wird.)

„Ich bin $3\frac{1}{2}$ Jahr in Thüringen; in der Mark, wo ich 22 Jahr Geistlicher, darunter 15 Jahr Superintendent war, lagen mir die konfessionellen Streitigkeiten ganz fern, war sogar 9 Jahr in Cüstrin an einer reformierten Kirche. Aus meiner Erfahrung weiß ich, wie traurig es ist, wenn man eine Gemeinde hat, in der das Konfessionelle fast ganz aufgehört, und nicht etwa in ein Höheres aufgegangen, sondern in Indifferentismus untergegangen ist. . . . Erst, seitdem ich in Thüringen bin, habe ich mich mit der Stellung und den Rechten der Konfession in der Union vertraut gemacht, und bin zu der Überzeugung gelangt, daß die königl. Zusagen von 1834 und 1852 noch immer nicht der Konfession in vollem Maß ihr Recht gewähren. Eine Union, die lutherisch und reformiert durcheinandermengt, und gestatt, halb dies, halb jenes zu sein, die um faulen Friedens willen dem Lutherischen die Spitze abbricht, um eines noch zu Erringenden willen das errungene Gute weniger wert hält, die dies und das für gleichgültig erklärt; — kann ich nicht anerkennen. (Nicht ein wenig zu scharf hineingeregirt in die königl. Ordres, Herr Schulrat?) Ich weiß nur von einer Union, die gemeinsames Kirchenregiment und Zusage zum Tisch des Herrn für bußfertige und gläubige Gemüter einer anderen Konfession fordert. — Dabei stelle ich nicht in Abrede, daß unsere Symbole der Erweiterung noch bedürfen. Aber was die ganze lutherische Kirche als Schriftlehre in ihnen bekannt hat, das wird nicht anshören Schriftlehre zu bleiben, — zu keiner Zeit wird gesagt werden können: „was zu Augsburg 1530 und in den Schmalkalbischen Artikeln bekannt ist, das ist falsch und wider die Schrift gewesen“. Die Kirche, die am 31. Oktober ihren Jahrestag feiert, würde dann aufhören zu bestehen und eine neue sich bilden. — Die von der ganzen lutherischen Kirche angenommenen Bekenntnisschriften sind mir wie das aus den Bergwerken herausgeholte Gold, — was Gold ist, kann kein Messing werden. — Eine Fortentwicklung in Lehre, Kultus und Verfassung erkenne ich an, aber nur nicht eine Fortentwicklung, die wider die zuerst erworbenen Güter streitet. Auch bin ich weit entfernt, die Symbole als Nichtschwert zu gebrauchen.“

Goldene Worte, in welchen das historische Recht der Bekenntnisse und die Freude an den Schätzen der lutherischen

Kirche durchblicken! Wenn ein Unierte das bestreitet, so wirft er seine Erbgüter fort, und die Neuzeit ist wohl zu diesem Standpunkt hindurchgebrungen.

Es ist nun wieder ein Hinabtauchen in die Partei, wenn Bied nicht glaubt, Mitglied des Vereins in Halle werden zu können. „Ich bin konfessionell in der Union und jener ist unionistisch in der Konfession.“ „Das Programm ist mir zu dunkel und es ist nicht wahr, daß die äußerliche Annahme der Agende und der bibl. Spendeformel die Gemeinden in Preußen zu unierten gemacht habe. Aus so äußerem Gebrauch sollte eine so wesentliche Sache wie die Union sich herleiten? — In bezug auf Thüringen, das ich fast ganz durchwandert, in dem ich in 300 Schulen und Gemeinden gewesen bin, wage ich die Behauptung, alle Gemeinden seien lutherisch, keine einzige uniert. Man frage in jeder: „Seid ihr lutherisch?“ Ein lautes Ja! Reformiert? Ein lautes Nein! Uniert? — Sie werden verstummen, sie wissen nicht, was das heißt. — Mit dem Lutherischsein ist aber nicht gesagt, daß sie die Reformierten gering schätzen, sie für Nichtevangelische erklären und sie vom Tisch des Herrn zurückweisen wollen. Ev. Brüder sind sie ihnen und das sind sie auch mir und sollen es — so Gott will — bleiben. Teurer Herr Professor, ich sehe die Sachen und Personen nicht vom grünen Tisch, nicht vom Katheder, auch nicht von der Kanzel an, sondern mit schlichtem, praktischen Blick, ich will mir nichts verschleiern noch verhüllen, umschreiben noch künstlich auslegen lassen, und da muß ich sagen: Die Gemeinden in den östlichen Provinzen, in denen kirchliches Leben herrscht, sind konfessionell, entweder lutherisch oder reformiert; ein drittes giebt es nicht. (Ich sage in den östlichen Provinzen, in den westlichen soll es anders sein.) Will also die Union die Konfession schmälern, allmählich absorbieren, sie wird nicht zum Segen dienen. Lassen Sie die konfessionellen Verhältnisse sich nur fünf Jahre unbeeinflusst entwickeln, Sie werden sehen, wie wenig Boden eine Union hätte, die beide Konfessionen durcheinandermengen will.“ Gewiß, keine absorptive Union, die das Bekenntnis aufhebt! Aber war nicht die Union des Gesetzes nötig wenigstens eine Zeitlang, um die Abendmahls-Gemeinschaft wenn nicht in den Herzen der Gemeinden, so doch in denen der Pastoren zu festigen? Nicht alle stehen sogleich auf Bieds hohem Standpunkt.

Folgen Versicherungen herzlichster Verehrung und Gemeinsamkeit unter dem Motto: *ἀληθεύειν ἐν ἀγάπῃ*, die sich in späteren Briefen wiederholen, da Jacobi unentwegt bleibt.

Konsequente Lutheraner konnten und werden dennoch Bieds Stellung nicht in allem billigen. Mit der Invariata verträgt sie sich nicht (er mußte selber in Gnadau Protest einlegen gegen die Allzuschroffen und erlangte wenigstens im

Protokoll Aufnahme einer abgeschwächten Anerkennung der Union); der Buchstabe der Symbole ist in etwa durchlöchert. Aber Konsequenz hin, — der Standpunkt des praktischen Lutheraners ist der praktisch-kirchlich mögliche. Die starre juridische Konfession muß erweicht werden und unter Wahrung des angestammten Bekenntnisses Abendmahlsgemeinschaft, Brüderlichkeit im Geist, kurz Konfession in der Union der Landeskirche Preußens zugestanden werden. Hier ist eine Vorahnung der positiven Union.

Wir besitzen leider die Antworten Jacobis nicht, ersehen nur seine Weigerung, wieder nach Gnadau zu kommen. Die Freundschaft der Männer bürgt dafür, daß er solchen Standpunkt wohl anerkennen konnte. Allein einmal ist gewiß, daß diese Anschauungen damals noch nicht von der gesamten konfessionellen Partei geteilt wurden; andererseits war Jacobi die Union nicht nur kirchenpolitisches Moment, sie war Ferment seiner gesamten Theologie, an sich gar nicht heterogen der lutherischen Dogmatik,*) sie war der Inhalt der christlichen und kirchlichen Lebensanschauung, von deren milderer Formen er sich eine Erneuerung des wissenschaftlichen und evangelischen Lebens versprach. Wie weit er auf eine absorptive Union sich Hoffnungen machte, ist nicht festzustellen. Für das historische Recht und den Vorzug seiner Kirche hatte der Kirchengeschichtler, meinen wir, vollste Anerkennung. In der Schärfe der Parteigegensätze konnte sich eben manches noch nicht auf beiden Seiten entwickeln.

Ihm war es ein persönlicher Schmerz, daß Tholuck den Stimmen aus Gnadau Gehör schenkte und nicht allein in jenes Lager sich begab, sondern 1859 auch Thesen baselbst stellte. Die zweimal umgearbeiteten Konzepte einer Gegenvorstellung bei diesem Anlaß liegen uns vor; — wie die Reinschrift selbst gelaftet hat, wissen wir nicht; ist auch nichts

*) Er sprach einmal später aus: Warum haltet ihr uns für nicht-lutherisch? Wir haben Kößlin in dem Schoß unserer Fakultät, den genauesten, objektivsten Kenner der Lehre und des Lebens Luthers. Ist sein Werk nicht den Lutherischen ebenbürtig?

daran gelegen, da nur ein psychologisches Interesse an der Charakteristik der Personen und Sachen uns leitet.

Jacobi geht von dem empirischen Thatbestand aus: „Snabau hat durch den bekannten Beschluß seine Grenzen mit der Invariata bezeichnet. Die Union kann den Standpunkt der Konf. Invariata ertragen, aber sie hört auf, würde für die Hallische Konferenz aufhören, wenn er sich als den ausschließlichen geltend macht. Das Ausschließen oder Mitankennen ist das Entscheidende bei der Union. Da nun das Bekenntnis zur Abendmahlsgemeinschaft in Snabau im ersteren Sinne gemeint ist, scheint mir für Sie kein Ort daselbst zu sein. . . . Für Ihren Fall glaube ich zwar die Entscheidung zu meiner Betrübnis schon darin zu erblicken, daß Sie nach Ihrer zweiten Theses gegenwärtig kein drittes kennen zwischen „Absorptiver Union“, welche Sie jetzt für einen Schaden der Kirche halten und „Konföderation“, dieser entente cordiale, die gerade Raum giebt für den herzlichsten Haß.“ Hier bricht das schon mündigte Schreiben ab, vermutlich um noch einmal abgeschrieben zu werden. Im Konzept heißt es dann weiter: „Ihre eigene Fakultätsbeigabe*) vom Jahre 1852 hat so schlagend die Schädlichkeit der Konföderation und zwar vom Standpunkt der positiven Union aus, nachgewiesen, daß ich nichts hinzuzufügen brauche. Auch darf ich Sie nicht erst erinnern, daß hinter Halle und Snabau die evangelisch freie und die symbolisch traditionelle Theologie liegt. Zu jener haben Sie bisher gewirkt und ein Segen wie selten jemandes Thätigkeit begleitet, hat sich an die Ihre geknüpft. Ihre Schriften, Ihre Vorlesungen, viele öffentliche Akte bezeugen diesen Ihren bisherigen Standpunkt. In der ganzen Welt nimmt man Sie als ihm gehörig. Gegenwärtig wollen Sie Zeugnis ablegen, daß Sie mit der Union gebrochen haben, daß Sie einen stärkeren Accent auf das kirchliche Bekenntnis legen. Jedermann wird aber auch erwarten, daß Sie dann auch mit Ihrer bisherigen Theologie gebrochen haben, daß neue Auflagen Ihrer Werke in sehr vielen Punkten Widerrufes des früheren enthalten werden.“ Folgt ein ausführlicher Hinweis auf das „17. Jahrhundert“ und Tholucks Inspirationslehre, wozu vgl. Sein Leben v. L. Witte a. a. O. II, pag. 455. — „Das andere Motiv, das Sie anführen, hat mich, ich kann es nicht verhehlen, befremdet. Also das bewegt Sie, die Union zu verlassen, weil sich unter ihr „soviel Gefinnungslosigkeit“ verbirgt? Ich habe nicht gewußt, daß der Christ Prinzipien aufgeben darf, weil sie gemißbraucht werden. Sollen wir aufhören uns zum Christentum zu bekennen, weil es soviel Nichtchristen giebt? Verdienen es die Prinzipien, in denen, verdienen es die Männer, mit welchen Sie bisher gewirkt, daß Sie

*) Vgl. dieselbe b. J. Müller, Die ev. Union u. s. w. Beilage I, p. 346 ff. Über den damaligen Begriff: „positive Union“ ebendaj. p. 371 Anm.

um der Daben und Wichte willen, die sich daran hängen, in das entgegen-
gesetzte Lager treten? Stände es mit den Anhängern der Union, wie das
Volksblatt es in seinen Verleumdungen sagt, so würde man sich vielleicht
von der Zusammenwirkung der Partei zurückziehen müssen, aber wer, wie
Sie, sein Leben hindurch die wichtigsten geistigen Güter mit den unierenden
Prinzipien in Verbindung gesetzt hat, kann diese zu bekennen nicht aufhören,
ohne sich selbst untreu zu werden. Wollte ich erwidern, — so ständen
Jüge von Gefinnungslosigkeit auch von drüben her zu Gebote. . . .

Ich habe mir diese Einwendungen erlaubt, nicht weil ich glaubte,
Sie in Ihren Entschlüssen aufhalten zu können . . . zu welchen Neigungen,
Absichten ungleich mehr als Argumente wirksam gewesen sind. Für unsere
Fakultät, deren Übereinstimmung zu dem gehörte, was mir Halle am
meisten wert gemacht, und für mich persönlich halte ich Ihre Erklärungen
für das Schmerzlichste, was ich seit langem erfahren. Die Liebe, mit
welcher Sie mir entgegenkamen, nachdem ich hierher berufen war, war
mir um so wohlthuernder, je weniger ich sie erhoffte. Sie sollen mich auch
künftig aufrichtig finden und bemüht, was ich an Ihnen ehre und liebe,
in die Waagschale zu legen gegen eine Handlungsweise, die mir beklagens-
wert erscheint, und entgegenkommend in allem, was nicht Parteisache ist.“

Und was antwortet Tholud hierauf?

„Sehr geehrter Herr Kollege! Sie haben mir erklärt, daß Sie mir
nicht mehr dasselbe Vertrauen und dieselbe Liebe zuwenden können. Die
Regel ist, daß dann auf der andern Seite dieselbe Erklärung erfolgt. Ich
glaube mit Wahrheit aussprechen zu können, daß eine schmerzliche Be-
sangenheit und Enge der Beurteilung wie ich sie in diesem Fall erfahren,
mich in den liebenden Gefinnungen gegen Sie in keiner Weise irre macht.

Ganz der Ihrige
A. Tholud.“

Die Mannhaftigkeit und Energie, mit welcher Jacobi die
Prinzipien vertritt und zur Entschiedenheit den Kollegen auf-
fordert, zeugt für seinen wahrheitsliebenden Charakter. Jedoch
mit solchen Prinzipien um des Gewissens willen wird man oft
einsam stehen bleiben, begnügt mit dem: animam salvavi
meam. — Tholud wußte wohl, was er that. Seine „Stimmung,
Absicht“, die Jacobi vermutet, war, die persönlichen Be-
ziehungen zu dem achtungswerten Teil der Geislichkeit
nicht fahren zu lassen, der von Halle sich zu entfremden drohte
und seine Söhne auf andere Universitäten zu schicken begann.
„Entente cordiale“ hat einen Nebengeschmack; aber brüder-
liche Gemeinschaft, Erbauung, — warum sollte er sie mit den

Gnadauern nicht suchen? Sie hinderte ihn nicht, den Aufruf zur Gründung der Mittelpartei vom 6. August 1873 zu unterzeichnen. Obwohl es ihm niemals einfiel, seiner Theologie und deren Prinzipien untreu zu werden, hatte er doch einen Fühler für das Gemeinsame, für die praktische Lebendigkeit, die aus dem Schoß des Konfessionalismus entsprang. Jacobi nach seiner stärkeren Konsequenz sah mehr auf das Trennende, auf die Auswüchse des Konfessionalismus; so hat er die Fernung von einem Teile der Geistlichkeit Jahrelang tragen müssen, gewiß nach seinem positiven Glaubensstandpunkt unverdient. Denn man wird bei dem jetzigen Stande der wissenschaftlichen Methode nach Kirchenhistorikern suchen müssen, welche die Geschichte in so gläubigem, von der Fülle N. T.s ausgehendem Sinn darstellen, wie wir oben gezeigt haben.

Die Kämpfe zwischen Union und Konfession, welche die besten Männer entfremdeten, sie müssen ein Resultat liefern. Recht und Unrecht auf beiden Seiten muß gesichtet vor der nachfolgenden Generation liegen. Die die Mitte des Jahrhunderts beherrschende Vermittlungs- oder Unionstheologie muß einen Niederschlag ergeben. Und das so heiß umkämpfte praktisch-kirchliche Element der Bekenntnistreue wird seine Beute dazugeben. Der Biograph, der Geschichtserzähler muß hier die Verantwortung auf sich selbst laden. Nehmen wir ein frisches Kapitel.

VIII.

Die Vermittlungstheologie.

Die Vermittlungstheologie,*) deren Ursprünge wir bis in den Quellpunkt bei Schleiermacher (Kap. II.) nachgewiesen haben, trägt ihren Namen zu Ehren und Unehren. Sie durfte mit Fug den alten Satz für sich geltend machen: „Die Wahrheit liegt in der Mitten,“ und darum empfand sie auch bei ihrem stark ausgeprägten Wahrheitsfönn jeberzeit den starken

*) Kahnis, Der innere Gang des deutschen Protestantismus 2. Th. 3. Aufl. Leipzig 1874.

Unwillen, sobald der nüchterne Thatbestand im erbaulichen Interesse oder zu Gunsten der extremen Richtung in der Kirche verbunkelt ward. Mit einem bemerkenswerten Streben nach Gerechtigkeit beurteilte sie die theologischen Erscheinungen auf beiden Seiten, ohne dabei freilich dem Schicksal zu entrinnen, daß sie es keinem recht machte (*τὰ ἐν μέσῳ ἀμφοτέρωθεν κτείνεται*). Mit ihrer ruhig abwägenden Klarheit schien sie da das Schwert nicht in die Waagschale werfen zu können, wo nach der Erfahrung der Geschichte mit pointiertem Programm, mit entschiedenen, ob auch einseitigen Behauptungen mehr ausgerichtet wird. Und als die Vermittlungstheologie mit kirchenpolitischem Beigeschmack zur Mittelpartei wurde, da knüpfte sich mancherlei Streit und Haber an ihren Namen.

Ihre Vertreter und Häupter waren aus der religiösen Neugeburt unseres Volkes hervorgegangen, mit einem pietistischen und subjektivistischen Ferment persönlicher Frömmigkeit, hatten dann die Schleiermachersche Schule durchlaufen und ihren kritischen Aufbau teils begrenzt, teils ausgebaut durch die feste Norm der geglaubten und bekannten h. Schrift. Sie bezeichneten ihre Richtung selbst im Gegensatz zu den Links-Schleiermacherianern und den Hegelianern als „die neuere gläubige Theologie“. Sie gründeten sich auf das Material- und Formalprinzip der Reformation.

Es war die Absicht dieser Theologie, den bibelgläubigen Standpunkt zu vermitteln mit den Errungenschaften der modernen Philosophie und Naturwissenschaft. Die persönliche Frömmigkeit ihrer Vertreter lebte der Überzeugung, daß von einem theistischen Gottesbegriff aus dieser Ausgleich möglich sei, daß man auf apologetischem Wege mehr als durch einen harten Bruch dem Bedürfnis der Gebildeten der Zeit entgegenzukommen vermöge. Versuchen wir, ihr Verfahren an der exegetischen, dogmatisch-ethischen, sowie an der praktisch-kirchlichen Materie zu analysieren:

1. Der Exegete ließ sie zunächst in formaler Hinsicht eine überaus gründliche grammatisch-historische Methode angebeihen. Ihr Gerechtigkeitsgefühl heischte diese ausführliche Quellen-

angabe, diese Vers: für Verserklärung, über welcher der Blick ins Große und Ganze nicht selten zu kurz kam. Ein Hörer des Tholuck'schen Römerbriefes entdeckte dann wohl in der skizzenhaften Inhaltsangabe, dem aufgewiesenen Gefüge des apostolischen Schreibens mit Genugthuung die Quintessenz des Kollegs. Stiers „Reden Jesu“, das induktorische Verfahren von Hofmanns erschienen manchem erst wie der Schlüssel in die heilige Schrift. Freilich vor dem Schauffement jenes Bibeltheologen, vor den Wunderlichkeiten der Erlanger Schule schützte wiederum nur die gesunde Mäßigkeit der Vermittlungstheologie.*) Inhaltlich wurde der Wunderglauben und die leibliche Auferstehung des Herrn als das Centralwunder mit aller Plerophorie aufrecht gehalten. Die Vermittlungstheologie bewährte ihre Position im Kampf gegen das Strauß'sche „Leben Jesu“. Man hat ihr Kraftverschwendung in dem Streit mit der Tübinger Schule vorgeworfen, aber mit Unrecht! Ihre Lebensaufgabe war die Behauptung des theistischen Standpunkts gegenüber den pantheistischen Philosophemen, und ihr historischer Sinn war geeignet, den Mythennebel zu zerstreuen. Daß das Strauß'sche Werk von der Tagesordnung der Wissenschaft abgesetzt ist, und nur noch in den Kreisen liberalisierender Halbbildung vegetiert, ist das Verdienst jener Richtung. Wenn sie zuweilen ihren Prinzipien zum Troß dem Gegner entgegenkommt, wenn Neander dies und jenes Wunder natürlich erklären zu können meint, so bleibt dies nur

*) Die Atricie wissenschaftlicher Exegese, die entschiedene Förderung mancher Probleme, z. B. des synoptischen, erreicht ihren Höhepunkt in den neu bearbeiteten Meyer'schen Kommentaren, sowie in B. Weiß' bedeutenden biblisch-theologischen Arbeiten. Auch wer für seine eigene Theologie anderwärts Ergänzung, z. B. bei Zahn, sucht, kann an den Resultaten dieser Forschung nicht vorüber, darf ihrer historischen Treue auch da die Billigung nicht versagen, wo behnbare Bestimmungen, offene Fragen ihm aufstoßen. Das Punktum saliens bleibt die Inspirations-theorie. Ohne auf die Schwierigkeiten dieses flüchtig gewordenen Dogmas weiter einzugehen, sei bemerkt, daß nach Abzug alles Bildwerks in Prophetie und Evangelium doch ein Punkt anerkannt wurde, wo der Gottesgeist innerlich den Menscheng Geist berührt, und ihm übernatürliche Offenbarung mittheilt.

psychologisch interessant: Es ist der Versuch, dem modernen Bewußtsein mit seiner Empirie Brücken zu bauen. Gewonnen ward nicht viel.

2. Dieselbe Praxis spielt auf das dogmatische Gebiet hinüber, auf welchem die Theologie des ersten Semisäkulum unleugbar Großes, fort und fort Bedeutendes geleistet hat. Die Zeit der lutherischen Scholastik war vorüber, und Hutterus redivivus ist eben nur eine Sach- und Fachquelle. Allenfalls für die dogmatische Methode (saum für die Besetzung theologischer Lehrstühle) ist es von Wert, ob man zwischen articuli primi, so zum Heil notwendig, und secundi unterschied; ob man der Augustana im ganzen oder teilweise, ob man ihr, und nicht der Konkordienformel, zustimmte: Auf dem Grunde der norma normans heiliger Schrift erhob sich selbständig und kräftig der dogmatische Bau, zeigte auf gesunden Stützen hochstrebende christliche Spekulationen, und weil die Augsburgische Konfession so biblisch fundiert ist, darum fügte sie sich in das Lehrgebäude trefflich ein. Wer etwa das festgeschlossene System Julius Müllerscher Dogmatik nach der Hilfslinie vom intelligibeln Fall der Menschenseelen beurteilen wollte, der würdigt das Suchen dieses tief sinnigen Geistes nach Lösung eines der schwierigsten Probleme, von der Erbsünde, nicht hinreichend. Aber das leider nur in den Bruchstücken „dogmatischer Abhandlungen“ herausgegebene Werk ist Speise für die Starken und Milch — für die Katechumenen, wie viele dankbare Hörer dieses Lehrers, der „den Schatz in irdenen Gefäßen trug“ zugeben werden. — Und sollte die gewaltige Gedankenarbeit eines Dörner so schnell der Vergessenheit anheimfallen, es wäre ein testimonium paupertatis unserer Theologie! Gottesgelehrte, wie Riggs, Müller, Dörner, sind klassische Zeugen dafür, daß die Kluft zwischen Wissenschaft und Praxis nicht unüberbrückbar ist und unsere, den praktischen und erbaulichen Aufgaben zu einseitig zugewandte Zeit, thut Unrecht, aus jenen Quellen sich nicht neu befruchten zu lassen. Auch die Vermittlung zwischen Naturwissenschaft und Theologie gelang, vorausgesetzt, daß von jener die Sonderexistenz

des Geistes nicht aufgegeben wurde. In ihren apologetischen Prolegomenen hob die christliche Glaubenslehre die Gesetzmäßigkeit alles Geschehens nicht auf, aber sie hob sie hinein in die sittliche Ordnung eines ewigen, sich selbst bestimmenden Gotteswillens. Es ist eine ihrer Errungenschaften, die Freiheit des Menschen zu betonen, ohne das ausschließliche Verdienst der Gnade zum Zweck der Seligkeit zu beugen, auf biblischen, auch von Bibeltheologen wie Menten hervorgehobenen, Grundlinien. — Im trinitarischen Lehrbegriff wurde die historisch-dogmatische Untersuchung bestimmt von dem religiösen Interesse des Glaubens,*) daß unsere Erlösung notwendig durch eine Hand von oben her geschehen müsse und nicht durch einen graduell oder auch absolut von uns verschiedenen Menschen. Jacobi erzählte, wie Neander mit ihm einst lang und weit die Erklärungsversuche der sündlosen Geburt Jesu durchgesprochen habe, und wie Lehrer und Schüler, von der absoluten Heiligkeit des Herrn als *conditio sine qua non* ausgehend, doch zuletzt zu der evangelischen Geburtsgeschichte als der allein zutreffenden Lösung zurückgekehrt seien. In dem religiösen Bedürfnis dieser Männer beruht die Scheidung von den neuesten, scharfsinnigen Untersuchungen Harnacks, welcher mit Recht zwar fragt: Was ist christlicher Glaube? dann aber den Glaubensinhalt mit anderen, mehr sittlich-asketischen Bestimmungen füllt. Während dieser Forscher nun in dem nicänischen Beschluß nur Dogmenbildung erblickt, sahen seine Vorgänger eine Weiterbildung des religiösen Heilsbewußtseins der Gemeinde darin und erkannten bei und trotz aller Schwäche der cäsareopapistischen Kirche dennoch wie bewundernd eine Leitung des heiligen Geistes! Schlottmann pflegte darüber zu staunen und wurde ein eifriger Verfechter der orthodoxen Kirchenlehre, fragend: Sollte der vielhundertjährige Bau der Gemeinde auf diesem Symbol ein trügerischer genannt werden müssen? Dabei verkannten die Historiker nicht, daß nach der philosophischen Seite allerdings eine Differenz zwischen

*) Vgl. Dörner, *Christliche Glaubenslehre* I. §§ 31 und 31 b bes. 4 p. 428.

der alten und modernen Auffassung der Persönlichkeit bestehe, sofern wir notwendig den Begriff der Eigentümlichkeit damit verbinden. Die Alten haben nicht die Massivität und Unterschiedlichkeit, die heut an die Vorstellung der Person sich knüpft, in die Hypostase verlegt. Wie unsicher und dürftig ihr Begriff war, erhellt u. a. daraus, daß in den monotheletischen Streitigkeiten behauptet wird, der Wille komme nicht der göttlichen Hypostase, sondern der *oúσία* zu. Aus dieser Unvollkommenheit stammt es, daß die Prädikate: „gezeugt“, „ungezeugt sein“, „ausgehen“ u. s. w., welche die Persönlichkeiten der Trinität abtheilen, auch eine gewisse Unzulänglichkeit an sich tragen. Zudem somit die Möglichkeit einer Umgestaltung der altchristlichen Lehre zugegeben wurde, konnten die spekulativen Versuche eines Nitzsch auf diesem Boden entstehen, konnte auch D. Beytschlag seinerzeit zwar nicht auf die Übereinstimmung, aber auf das Verständnis seiner Kollegen rechnen. — Es sei gestattet, hier einschaltend zu bemerken, daß farblose Toleranz, blasse Neutralität gegen den Bekenntnisstand Theologen wie Müller, Tholuck, Jacobi fern lag. Ihre Haltung in den Fragen, welche von Fall zu Fall (Sybow, Werner) die preussische Landeskirche bewegt haben, war eingegeben durch wissenschaftliche Überzeugung und durch gerechte Würdigung des Bildungsganges eines Mannes wie Sybow, dessen theologische Schule einst für orthodox galt. Ihr Gutachten tabelte ernstlich die unfeine Popularisierung des Mysteriorums der Geburt des Herrn; aber sie konnten eine weitgehende Hervorkehrung der menschlichen Seite im Erlöser zulassen, wenn die Sündlosigkeit und die Rechtfertigung nicht geleugnet wurde. Beides aber hatte Sybow im Verhör ausdrücklich zugegeben. So verdiene er, meinten sie, Tadel wegen jener Frivolität, aber dem Mann einer alten Schule gebühre nicht Absetzung. Es steht dem gegenüber eine kirchenrechtliche und kirchenregimentliche Betrachtungsweise mit innerer Berechtigung, selbst wenn man nicht mit dem Breslauer Huschke der Kirchenregierung ein *jus divinum* vindiziert. Die Wahrung der reinen Lehre durch die kirchlichen Organe und die Wahrung freier Forschung

durch die akademischen Potenzen! — gewiß, hier ist ein prinzipieller Gegensatz, der immer wieder auftauchen wird, so lange unsere Universitäten nicht zu kirchlichen Seminarien herabgedrückt werden. Man kann auf jene Seite sich neigen und den Dienst der Theologie für die Kirche heischen; man kann, eingedenk des Lutherschen Wortes: „vera cum timore!“ Schonung des Laiengefühls und gerade der frommsten, edelsten Christen fordern; aber wir meinen es dem Gedächtnis jener heimgegangenen Theologen schuldig zu sein, sie vor dem Vorwurf falscher Konzilianz, leichtfertiger Kompromisse zu reinigen. — Und ist es nicht hinsichtlich der Christologie Gewinn gewesen, daß die vergessenen Fäden eines Theodor von Mopsuest und selbst eines Luther wieder aufgenommen, daß die menschliche Seite des Erlösers lebenskräftiger dem Bedürfnis der Gemeinde vor Augen gemalt wurde? Natürlich darf das einheitliche Bewußtsein des Sohnes mit dem Vater nach der Schrift, insonderheit nach dem Johannesevangelium, — dieser *petitio principii* der Vermittlungstheologie! — nicht aufgegeben werden. Allein auf diesem Hintergrunde sind Ullmanns und Dorners Schriften von der „Sündlosigkeit Jesu“ noch heut klassische Einführungen in die tiefsten Entscheidungen jedes Theologen. Und nun der Angelpunkt der ganzen Richtung, die Rechtfertigung durch den Glauben! Zu ihren Gunsten trat in der dogmatischen Behandlung die Lehre von der Kirche und von den Sakramenten ein wenig zurück. Der christliche Subjektivismus beruhte vielleicht zu ausschließlich auf jenem Kardinalsatz, und der christliche Idealismus schweifte mit Vorliebe auf dem Gebiet der *ecclesia invisibilis*. Die Lehre vom Reich Gottes, wiewohl vorhanden, fand, abgesehen von manchen Mystikern, erst in der neuesten Entwicklung Eingang. Sollten hierfür psychologische Momente maßgebend sein? Sollte der deutsche Individualismus erst mit dem wachsenden Verständnis für ein Vaterland, sich dem Sozialismus auch auf religiös-ethischem Gebiet zugewandt haben? Auch die eschatologischen Fragen überließ man zu sehr den Sekten.

Es scheint uns mit jenen Mängeln zusammenzuhängen, daß die Wissenschaft der Ethik von der Vermittlungstheologie nicht genügend ausgebaut ist. Wohl ist die Rechtfertigung aus Gnaden ein eminentes ethisches Prinzip: Das „*μυστήριον Χριστός ἐν ἡμῖν*“ (Gal. 4 B. 19) umschreibt die Fülle sittlicher Bestimmungen. Jedoch, während man formell Schleiermachers Kategorien von der Güter-, Tugenden- und Pflichtenlehre folgte, oder auch, wie J. Müller, die letzteren zusammenzog, fehlte eine gewisse Abzweckung auf die Gemeinschaft und ihre praktischen Bedürfnisse. Es ist, als ob eine lebendigere Fühlung mit der Volkskirche erst den Ethiker machte.*) In der That steht das religiöse Prinzip, die persönliche Ergreifung des Heils in Christo den Männern voran, die durch die Schule des Pietismus sich hindurchgearbeitet haben: Also auch hier die Subjektivität! Einjam und nicht allgemein anerkannt steht Richard Rothe, in dessen großartig angelegter Sittenlehre sich das fromme Selbstbewußtsein durch das Prinzip des Guten fortentwickelt bis zum Reich Gottes. Wirkte es dieser Mangel einer Ethik, daß die Vermittlungstheologie eine Schule nicht bildete und eines intensiveren Einflusses auf das Volksleben entbehrte? Ist es als eine Folge dieses Mangels zu betrachten, wenn die vorherrschend ethisch gerichtete Schule Ritschls trotz ihrer verhängnisvollen Verflüchtigung und Verflachung der evangelischen Glaubenssubstanz so überraschend un sich greift?

3. Mit der Grundrichtung der geschilderten Persönlichkeiten hängt ihre kirchlich-praktische Stellung zusammen. Die Vermittlungstheologie ist eben so oft als Unionstheologie bezeichnet worden. Ihr milder, die Ranten meidender, das Materialprinzip allein ins Auge fassender Charakter zog sie mit innerer Notwendigkeit in jenes Netz, in welchem ein königlicher Landesbischof „allerlei Fische“ sammelte. Bereits fängt man an, den Beweggründen des fürsülichen Stifters der Union mehr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und aus dem Schreiber der „sieben Bücher preussischer Kirchengeschichte“ ist der Verfasser der „Una sancta“ geworden! Es wird der

*) Wuttke; Harleß; Martensen.

Beweis geführt, daß die schlesischen Dragonaden harmloser gewesen seien, und daß andererseits das Kirchentum der Scheibel und Hutschke alles eher als ein genuines Luthertum darstellt. Dennoch war die gesetzlich befohlene Union, trotz der Machtbefugnis des Summepiskopus hierzu, ein gewagtes Unternehmen auf einem Gebiet, wo nicht nur die Freiheit des christlichen Gewissens, sondern auch liebgewordene kirchliche Überlieferungen zu wahren sind. Wies doch derselbe Schleiermacher, der das Postulat der Kirchenvereinigung aufstellte, die Agende als einen Eingriff der königlichen Hand in die Rechte der Kirche zurück. Es kam hinzu, daß in der That nicht nur ein Konsensus der beiden Kirchen unter Fortbestand des Sonderbekenntnisses angestrebt wurde, sondern, wie die Allerhöchste Erklärung vom 27. September 1817 sich ausdrückt, eine „neu belebte, evangelisch-christliche Kirche im Geiste ihres heiligen Stifters“*) durch die bischöfliche Verordnung hervorgehen sollte. Möchte diese Hoffnung auch vielleicht mehr lebensmäßig als lehrmäßig gemeint sein, keine Frage ist, daß der Troß alter Nationalisten und kirchlicher Libertiner eine Aufhebung alles Bekenntnisstandes in der neuen Unionskirche witterte. Mit bezug hierauf enthält die Tendenz der itio in partes Friedrich Wilhelms IV. in der That eine Verwahrung der Konfession in der Union, und die kirchenregimentliche Konföderation, so schwerwiegende Bedenken die Halenser auch haben mochten, hat sich in der Praxis zu einer einmütigen Vertretung der zweigeteilten Interessen durch die Behörden gestaltet. In Summa beschränkten sich doch die Forderungen der maßgebenden Unionisten auf die beiden Punkte 1. Anerkennung der Abendmahlsgemeinschaft; 2. einheitliches Kirchenregiment.

Wie aus unseren ganzen bisherigen Ausführungen erhellt, mußten die Vermittlungstheologen vollüberzeugt auf den Boden der Union treten. Die Erweichung der Dogmen zu persönlichen Glaubenserfahrungen, die kirchlich-unbefangene Exegese, die gesamte subjektivistische Frömmigkeit traf mit der Idee der Kirchen-Ausöhnung zusammen. Schleiermacher, obgleich er

*) Nitsch, Urkundenbuch der Ev. Union mit Erkl. Bonn 53, p. 125 f.

fast stark den Kirchenbegriff premiirt, obgleich er neben der protestantischen Formel, daß das Verhältnis des Einzelnen zu Christus sein Verhältnis zur Kirche bestimme, den anderen Satz aufstellt, daß der heilige Geist durch die Kirche allein in den einzelnen fortgepflanzt werde (und somit Tradition und Kirche Rechte eingeräumt werden, die wir heut in Nitzsch'schen Axiomen wiederfinden); Schleiermacher rief dennoch frühe die Union herbei. Er wie Nitzsch und J. Müller nach ihm stützten sich auf die Gemeinsamkeit des Formal- und Materialprinzips in beiden Kirchen. Nitzsch gewann gewiß in den Verhältnissen der Rheinischen Kirche noch eine besondere Vorliebe für unierte und presbyteriale Verfassung. Mancherlei Einflüsse sind von jener lokalen und geschichtlich gewordenen Lage der Rheinländer mit samt ihrem fröhlichen Optimismus nach Norddeutschland herübergekommen. Aber auch J. Müller verteidigte mit seiner sittlich-religiösen Wärme und dogmatischen Überzeugungstreue „das Wesen und göttliche Recht der evangelischen Union“.*) — Der Kampf gewann an Schärfe, als die starke Hand des Gründers nicht mehr waltete, und unter dem Nachfolger die Vermittelung zwischen Konfession und Union wie eine noch unentdeckte Formel gesucht wurde. Da gewann die Hengstenbergische Partei Übermacht. Es ist über die wissenschaftliche und kirchenpolitische Bedeutung ihres Hauptes, als des vornehmsten Gegners der Vermittlungstheologie, mehr als genug der Stab gebrochen. Auch das Lebensbild, das wir entworfen haben, hat einen Beitrag zu seinen Irrungen — Diskreditierung der Persönlichkeit — liefern müssen. Allein in Bachmanns leider unvollendet gebliebener Biographie**) tritt uns die Gestalt des Mannes, seine Frömmigkeit, sein christliches Bekenntnis doch sympathisch entgegen. Und trotz Schwarz***) bleibt das Wort Hengstenbergs, — irren wir nicht auf seinem Sterbebett — von der heilsamen Verbindung des Pietismus mit der Ortho-

*) Berlin, Wiegandt & Grieben 1854.

**) Joh. Bachmann: E. W. Hengstenberg nach s. Leben und Wirken I. II. Gütersl. 76. 79. Vgl. auch Büchsel, Erugn. a. m. Berl. Amtsleben. 1886.

***) Bei Nippold a. a. O. 327. Auf seinem Bette soll er auch gesagt haben: Er vergebe allen seinen Feinden. Das Umgekehrte, seine

dorfie in seiner Berechtigung bestehen. Vielleicht war es die starke Betonung des göttlichen Moments gegenüber dem menschlichen in Exegese und Dogmatik, des erbaulichen entgegen dem kritischen, des kirchlichen entgegen dem subjektiven, welches Hengstenberg zu vielen Einseitigkeiten fortriß. Die rechte Frucht aus jenen Gegensätzen besitzt eben auch erst ein nachfolgendes Geschlecht. Daß er dabei selbst zahlreicher „Rezereien“ sich schuldig machte, daß er von einer gewissen advokatischen Neigung nicht nur im Ausbau der Prinzipien, sondern vor allem in der Kirchenpolitik nicht frei zu sprechen ist, das sind Schatten auf diesem energischen Charakter. Schwer nur bewahrt man in ministeriellen Vorhöfen und auf journalistischen Fachtgängen ein heiles Gewissen. Auch die Unionstheologie, sobald sie in die kirchenpolitische Arena hinabstieg, entbehrt der Säure nicht.

Fassen wir jetzt die Ergebnisse zusammen, welche aus der versuchten Darstellung der Vermittlungstheologie sich uns aufdrängen: Persönlichkeiten treten in unserer Kirche auf, nicht nur von hoher wissenschaftlicher Begabung und leuchtender Reinheit des Charakters, sondern auch von tiefem praktischen Christentum. Ja, ihre Frömmigkeit influirt ihre kritischen Neigungen. Sie alle verbindet ein Band theologischer Gerechtigkeit und Nüchternheit. Obwohl sie den dogmatischen Meinungen innerhalb gewisser Grenzen weiten Spielraum lassen, würden sie wissenschaftliche und kirchliche Erscheinungen ganz übereinstimmend beurteilt haben. Dennoch kann man nicht von einer einheitlichen Theologie reden, und sie haben keine eigentliche Schule hinterlassen. Es sind christliche Persönlichkeiten, welche aber ein breiteres Niveau neben und unter sich nicht haben. Daher zuweilen eine vornehme Zurückgezogenheit gegenüber dem zeitgenössischen Pastorenstand, eine Kluft zwischen Gelehrsamkeit und Praxis. Niemand klagte weder mit Unrecht noch zu Unehren, „daß

Bitte um Vergebung — wird nicht berichtet und erinnert an eine Äußerung des milden Dornier: G. müsse wohl anders organisiert sein als andere, da er nur immer bedente, was andere ihm, nie was er anderen gethan habe. Gespräch mit Jacobi nach dessen Drfn.

seine meisten Schüler in das orthodoxe Lager übergegangen seien“*): Die Gerechtigkeit und unbefangene Forschung nach allen Seiten, welche dieser Lehrer und ihm gleich die Hallische Universität ihren Jüngern als Mitgift hinausgaben, wirkte, daß man später nach Ergänzungen oder festeren Positionen umschauend, durch Lebenserfahrungen geführt, anderen Richtungen sich anschließen konnte. Nach der linken Seite hin wird die gehaltene, vermittelnde Kritik nicht jeden angesprochen, vielleicht zur kritischen Schule ihn geführt haben; nach Rechts wird das suchende Gemüt in einer tieferen Bibelauslegung, in einem straffer gefaßten Kirchenbegriff Befriedigung gefunden haben; aber jenes Erbgut gerechter Betrachtung der Dinge wird von den Lehrern her keinem der Schüler gänzlich abhanden gekommen sein.

Denn — wohl haben jene eine Schule nicht gebildet, aber ihre Ideen haben sich in umfassendem Maße ausgewirkt in der nachfolgenden kirchlichen Periode. Es ist eingetroffen: Während sie einsam standen, ist „die Wahrheit in der Mitten,“ die sie vertraten, immer mehr Gemeingut weiter theologischer Kreise geworden. Thatsache ist, es giebt keinen orthodoxen Theologen im Sinn früherer Jahrhunderte mehr! Sie alle stehen mehr oder minder auf dem Boden der neueren gläubigen Theologie. Zu dem bereits im vorigen Kapitel Angezeigten ließe sich leicht der Nachweis führen, daß die ganze Linie kirchlicher Theologen von Hengstenberg über Hofmann und Thomafius bis zu dem ehrwürdigen Delitzsch, indem sie den Supranaturalismus verbannten, die Prinzipien einer gewissen Vermittlung und die Prinzipien verbesserter und vertiefter Bibelforschung, sowie ein pietistisches Ferment angenommen haben. Wir erinnern nur an den springendsten Punkt, an das Verhältnis menschlicher Freiheit zu göttlicher Gnade (s. o.). Wer ist, der noch den natürlichen Menschen für truncus et lapis im Sinn der Konfordinformel hält? Selbst Frank nimmt eine passive Rezeptivität in seinem System der Chr. Gewißheit an. Wir erinnern an die Inspirationslehre

*) Bei Rippolb, a. a. O. p. 251.

und kritisch-exegetische Fragen; an die Kenose, an die Abendmahlslehre. Die Aufrichtigkeit fordern wir von den Männern im Gewande der konfessionellen Theologie, zuzugestehen, daß eine Fortbildung der Symbole stattgefunden habe. Dann darf mit freudigem Dank gegen ihre nicht vergebliche Arbeit in dem Herrn bekannt werden, welche starke Stützen sie in den objektiven Dogmen von der Versöhnung, im Artikel von der Kirche und in der ganzen von ihnen ausströmenden praktischen Lebendigkeit hinzugefügt haben.*) Nachdem alsdann noch die im engeren Sinn bibelgläubige Theologie der Beck und Stier ihre wertvollen Ergänzungen und Vertiefungen zugeführt hat, erhebt sich auf dem Fels und Eckstein der Frage: Wie dünket dich um Christo, wes Sohn ist er? das reiche Höhenland, auf welchem das gegenwärtige Geschlecht stehen muß im Kampf mit den feindlichen Mächten, um welches her es den „tiefen Graben“ zieht, von welchem das Testament des greisen Delitzsch jüngst so ergreifende Worte gesprochen hat. Wunderglaube, göttliche Offenbarung im Wort, gerechte, voraussetzungslose Kritik an dem Maßstabe der Wahrheit Christi und an dem Maßstabe menschlicher, demütiger Beschränkung; tiefes Sündenbewußtsein; Versöhnung und Rechtfertigung; Gebet und Gebetserhörnung; ein Stück echter lutherischer Mystik und rechter pietistischer Heiligung, das ist der Boden, auf welchem wir die Gemeinde des Herrn zu erbauen hoffen dürfen. Mit verehrungsvollem Aufblick gegen die meist schon in die obere Gemeinschaft versammelten Lehrer zur Gerechtigkeit, die äußerlich getrennten, und doch innerlich soviel mehr geeinten, nimmt die nachstrebende Generation den kostbaren Besitz in Anspruch. Er ist ihr weder ein Erbe zur toten Hand, noch ein Effektivismus. Er ist ebensowenig wie die Theologie Pauli und Luthers ein unfruchtbarer Besitz; denn nur diese haben die Lehrer um die Wende des Jahrhunderts entfaltet. Bewundernd steht sie vor den reichen Schätzen, welche konfessionelle, vermittelnde und bibel-

*) Zu diesen Lehrern rechnen wir auch Steinmeyer, dessen eigenartigen, anregenden, die altprotestantische Dogmatik fortbildenden Arbeiten ein großer, dankbarer Schülerkreis erwachsen ist.

gläubige Wissenschaft ausgeküttet haben und gedenkt nach der ihr verliehenen praktischen Gabe damit zu wuchern, gleichsam an der Schwelle des paulinischen und johanneischen Zeitalters der Kirche, von welcher Jacobi redete. Aber sie muß sich jederzeit bewußt sein, daß die Praxis entleert und verflacht wird, ohne die beständige Befruchtung mit der gesunden Lehre, daß innere Mission zum Zerrbild und humanistischen Affen wird, ohne lebendigen, positiven Glauben. Und wie sie daher selbst von der Theologie „jenseits des Grabens“ die Idee des Reiches Gottes annimmt und auf ihre Weise anwendet, auch die Erruierung reformatorischer Lehrurkunden anerkennt, ohne jedoch den Spott über „Hofmannsche Lyrik“ zu teilen, weil sie weiß, daß mehr in dem religiösen Leben der Zeugen der Kirche, als in ihren Lehrschriften enthalten ist; so weiß die jetzige positive Generation auch, daß die Wissenschaft von den wahren, unwandelbaren Grundprinzipien aus im Fluß ist, nimmer stagnierend, und daß z. B. auf dem Übergang vom Religiösen ins Ethische, auf dem Sozialen, auch auf dem Eschatologischen noch viel Fruchtbare für Theologie und Praxis geschaffen werden kann. Bei dieser warmen Berührung zwischen beiden wird dann auch jene tragische Ferne von akademischer Gelehrsamkeit zu geistlicher Thätigkeit schwinden, unter welcher wir frühere Zeiten leiden sahen, und das heilsame notwendige Band wird sich schließen. Der evangelische Pfarrer muß wissenschaftlich fortarbeiten in ihm homogenen Sphären, und der evangelische Dozent muß ihm ein freundlicher Leiter sein, dessen Forderungen und Gründen in der ewigen Wahrheit er auch vertrauensvoll anerkennt.

Was wir soeben bis in die Ausläufer praktischer Anwendungen skizzirt haben, ist der Boden der positiven Union. Nicht als ob das Niveau mit der Partei sich deckte. Diese kirchliche Rechte hat kein geschlossenes System der theologischen Wissenschaft; Ursprung und Wirksamkeit weisen sie auf ein anderes Gebiet. Sie nimmt, soweit wir die Bildung ihrer Häupter und Mitglieder aus ihren Schriften und Predigten beurteilen können, den Ertrag der neueren

gläubigen Theologie, der Tholud, Müller, Dörner auf, und vermählt ihn mit den gleichartigen Elementen der konfessionellen und besonders der Bibeltheologie, als wertvoller Ergänzungen und Bereicherungen. Sei es ihr Verdienst, sei es der gottgewollte Zug der Zeit, sie hat die vormals unmöglich scheinende Annäherung nach der Rechten vollzogen und dadurch eine Gesundung jener Hengstenbergischen Partei, resp. der Konfession in der Union erwirkt. Hier ist ein breiterer gemeinsamer Boden, der über die Grenze der Partei als solcher hinausreicht und sie auch mit den positiven Elementen der Mittelpartei durchaus verbindet. Fern sei es von uns, kirchenpolitische Gegensätze heraufzubeschwören, wo wir gleichsam nur psychologische Charakterzeichnungen innerhalb der jüngsten Kirchengeschichte geben wollen. Die Entstehung der positiven Unionspartei datiert bekanntlich von jener Minorität, welche auf der Generalsynode den sog. Schlußparagraphen, die von einer Überzahl des Laienelements in den kirchlichen Vertretungen handeln, widerstrebte. Der Kultusminister seinerseits aber erklärte, ohne diese Bestimmungen die Synodalordnung nicht beim Landtag durchbringen zu können. Eine akademische Frage, was geworden wäre, wenn die opponierende Minorität die Majorität erhalten hätte! Wir gestehen auch zu, daß, in Folge der Einschläferung der liberalen Agitation und der Ermunterung der positiven Elemente in der Kirche, trotz der Schlusartikel günstigere Resultate in den synodalen Körperschaften erreicht sind, als sich erwarten ließ. Gleichwohl besteht in den kirchlichen Vertretungen namentlich der größeren Städte noch ein Liberalismus, der lau und schlummernd erscheinen mag, bis eine Agitation oder ein Aufzug von Oben oder eine Predigerwahl ihn aufweckt. Mit ihm kann das positive Christentum um des Gewissens willen keinen Kompromiß schließen. Wir weisen dabei auf das Entschiedenste die Anklage ab, als ob wir nicht pädagogisch jedem einzelnen in einer liberalen Gemeinde nachgehen wollten, nicht jedem, der aus der Wahrheit ist, von Herzen die Hand reichen; als ob nicht humanistisch gebildete, edle, tüchtige, durch ihre Er-

ziehung und sonstige Einflüsse hineingetriebene Charaktere in Menge unter dieser breiten Schicht unseres Volkes wären, als ob politischer und kirchlicher Liberalismus sich jederzeit deckten, wie hierfür z. B. die rheinische Kirche den Gegenbeweis führt. Wir richten niemand. Aber gegen den Liberalismus als die Sinnesart, welche die Heilsgüter des Evangeliums nichts achtet, und eine natürliche, eine bürgerliche Sittlichkeit als einziges Gut postuliert, welche im Namen der vermeintlichen Freiheit Gleichgültigkeit gegen den Glauben an die Gnade der Erlösung und, wenn sie gereizt wird, offene Feindschaft zur Schau trägt, — gegen die Mitwirkung dieser Richtung an den Angelegenheiten der Kirche haben wir uns widersetzt und glauben noch, daß kein wohlgemeinter Optimismus, sondern vielmehr standhaftes und, wenn es sein muß, leidendes Bekenntnis (z. B. bei Predigerwahlen) den Schaden am Leibe der Kirche zu heilen geeignet ist. Diese Standhaftigkeit aber gegenüber dem Liberalismus und sodann ein Streben nach einer gewissen Selbstständigkeit gegenüber dem Staat, der von seinen politisch gemischten parlamentarischen Faktoren die Geschichte der Kirche abhängig macht, — diese zwei Punkte sind es, welche die Unionspartei gleichsam als ihr Bekenntnis in das Wörtlein „positiv“ hineingelegt hat. Das ist ihre Charakteristik. Sie ist den Anfeindungen zum Trotz fern von hierarchischen Gelüsten. Sie schließt nach ihrer Herkunft weder ein weites, evangelisches Herz noch eine freiheitliche Bewegung der Kirche aus.*)

*) Es liegt außer unserm Bereich, auf die Forderungen der positiven Unionspartei einzugehen, welche den Ausbau der Kirche, spez. der synodalen Verfassung betreffen. Auch hier wird ein Streben nach Stärkung der Selbstständigkeit der Kirche sich nicht verkennen lassen und die Abneigung dagegen nimmt uns zuweilen Wunder. Sie würde auch nicht bestehen, befürchtete man nicht eine Herrschaft der majorisierenden Partei in den mit größerer Machtvollkommenheit ausgestatteten synodalen Organen. Aber sieht man denn nicht, daß es sich um freiheitliche Güter handelt, daß die dafür kämpfende Partei sich selbst der Möglichkeit aussetzt, daß die Zeitströmung auch wieder einmal eine andere sein könne? Genug, wir halten dafür, daß die Spannung der verwandten Parteien nachlassen sollte zu Gunsten der einigenden Momente, und daß kein Programm in allen seinen

indem sie Selbstbesinnung, Bewußtsein von kirchlicher Autonomie, die vor dem Übergewicht des Staates verloren zu gehen schien, wie eine kirchliche Ehrensache, lehrte, reichte sie sich auch hier die Hand mit den Konfessionellen, den alten Vertretern größerer Selbständigkeit. Und der Bund konnte bestehen:

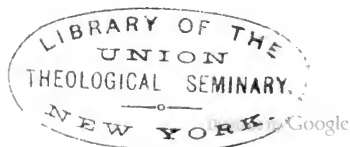
Denn, wie es ein Gesetz der Kirche ist, in welcher der Herr, der Geist, regiert, — die Formen, die Menschenfügungen streifen sich ab, das Berechtigte und Lebendige bleibt als dauernder Niederschlag zurück. So hat statt der Gesetzesunion eine Geistesunion und statt der starren, gesetzlichen Konfession das historische Recht des Bekenntnisses immer mehr die Getrennten und doch innerlich Geeinten verbunden. Mit dem wachsenden historischen Sinn der Zeit ist das Bekenntnis in seiner Gehorsam fordernden und befreienden Macht anerkannt. Auf dem Grunde des Evangeliums ist eine Anschauung von der Realpräsenz des Abendmahls erwachsen, an welcher die biblische Theologie und die Orthodogie gleicherweise mitgearbeitet haben. Es ist kein Sakrileg mehr, statt der unierten Spendeformel die lutherische zu gebrauchen; aber auch in die referierende aus der Schrift legt man gläubigen Sinn. Es sind die Schätze altkirchlicher, liturgischer Formen auch auf die Tenne der Union ausgeschüttet. Es ist der große Gewinn, daß die, welche sich mit Freuden Lutheraner nennen, doch zu ihrem landeskirchlichen Ordinationsgelübde nicht mehr in inneren Widerspruch zu treten brauchen. Die anderen deutschen Landeskirchen

Punkten gesetzliche, bindende Kraft dem besitzt, welchem die erbauenden Aufgaben der Kirche vor allem stehen. Wir haben selbst unsern Dissensus hinsichtlich der akademischen Lehrfreiheit im Laufe unserer Erzählung nicht verschwiegen. Sollten wir das Verhältnis der Mittelpartei zur positiven Union psychologisch auf Grundstimmungen zurückleiten — und darin wurzelt alles Bethätigen der Menschen, — wir würden sagen: Dort ein freudiger milder Optimismus, der nach Links noch Brücken schlägt; hier ein ernster Pessimismus, der die Kompromisse scheut, ob er gleich alles hofft in wahrhaftiger Liebe. Und diese Position ist die festere, darum aussichtsvollere, und ein warmer Strom praktischen Lebens rauscht hindurch.

lutherischen Bekenntnisses haben wahrlich keine Ursache mehr, ihre Brüder in Preußen der Häresie anzuklagen. Sie sollten den zuweilen auch geseglichen und, ehrlich gesagt, oft politisch verquidten Konfessionsbegriff fahren lassen, wenigstens nach seiner herb-polemischen Seite. Schön ist die genuine Gestalt der lutherischen Landeskirche, wo sie auf dem positiven Grunde von Lehre und Wandel in Liturgie und Jurisdiktion zum Ausdruck kommt. Aber die größte evangelische Landeskirche liebt und erstrebt nicht minder die gleiche lebensmäßige Gestalt; nur ist der Wogenschlag in ihr stärker, die Lebens- und Kampfesbedingungen müssen weitere, freiere sein. Wer wollte leugnen, daß Luthers Wort und Lehre durch das gesegnete Jubeljahr 1883 immer mehr ins Gemeinbewußtsein gepflanzt sind? Und selbst wenn jetzt, wie es von ferne scheint, die reformierte Minderheit in Deutschland mit schottischen und schweizerischen Einwirkungen das calvinische Bekenntnis wieder fester anziehen sollte, es sind die historischen Erbgüter der reformierten Gottesmänner, für welche auch wir eine Schätzung empfangen haben; es wird die Liebe zu der geschichtlich gewordenen Gotteſthat der Reformation hüben und drüben die Union des Geistes nicht aufheben! Die kleinen Freikirchen, vielfach in sich gespalten, können die erziehliche Aufgabe der Volkskirche nicht übernehmen. Aber sie fordern unsere Achtung als ehrwürdige Überreste, als fromme Gemeinschaften, in welche viele ernste Gemüter sich gerettet haben.

* * *

Eine Union des Geistes ist das sieghafte Produkt der Kämpfe, welche um die Wende des Jahrhunderts teure Männer, die weit innerlicher zusammengehörten, von einander geschieden haben. Wußten die konservativen Unionstheologen nicht immer, wohin sie ihre positive und konservative Gesinnung eingliedern sollten — wir „haben es besser“, wir dürfen das Gut der christlichen Gemeinschaft pflücken: Auf dem Erbe der neueren gläubigen Theologie, vermehrt um die praktische Lebendigkeit und Thatkraft aus dem Quell der Bekenntnistreue, und um



die Bibelforschung eines Beck u. a. steht dem Anschein zuwider, den Gegnern zum Troß, eine starke, geeinte Heeresmacht da, welche die Aufgaben der Zukunft hoffentlich gerüstet finden werden, und sie schreibt, ob auch wegen Unduldsamkeit viel-angefochten, auf ihre Fahne mit Zug ein vermittelndes Wort: In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas!

IX.

Der Polemiker wider Rom.

Je mehr sich Jacobi zu den Fragen innerer Kirchenpolitik zurückhaltend verhielt, seitdem im Jahre 1873 der Unionsverein zur Partei der evangelischen Mitte sich erweitert hatte, um so aufmerksamer folgte er den Bewegungen des äußeren Feinds, den er von der Warte des Kirchenhistorikers aus vornehmlich zu beobachten geeignet war und auch den Beruf dazu fühlte. Mit der fachgemäßen Kenntnis der Geschichte der römischen Kirche verband sich die in seiner Jugendzeit bemerkte und jugendlich gebliebene satirische Ader, wo es die Schachzüge kurialer Politik galt, und beides trug in den Jahren des Kirchenstreits seinen Namen in Deutschlands Gauen und darüber hinaus. Man würde aber irren, wollte man ihm Lust an kulturkämpferischen Plänkelleien unterstieben. Sehr wahr beschließt er seine „Streiflichter“ mit dem Satz: „Wenn ich die katholische Kirche haßte, so würde ich ihr die freie Universität wünschen, weil ich aber unser Deutschland liebe, darum hoffe ich, es werde mit ihr verschont bleiben.“*) Dem, welcher im zweiten Teil seiner kirchengeschichtlichen Vorlesungen ein glänzendes Bild der jungen, aufstrebenden Kirche zu entrollen pflegte, und ebenso wenig ihre Mission im „petrinischen Zeitalter“ verkannte, wie er in ihren großen mittelalterlichen Gestalten „Unsichtbare Kirche“ trotz der mönchischen Gewandung mit Luther erkannte, — seinem rückwärts gewandten Auge besaß die katholische Kirche eher etwas Anziehendes, wovon

*) Vgl. ebendas. die schöne Charakteristik auf p. 1. f.

dann freilich die infallibilistisch gegipfelte, jesuitisch durchfäuerte Kirche um so greller sich abhob. Zwar konnte es ihm nicht zweifelhaft sein, daß über Pisa und Costniz, über Triumphus und Loyola der Gang päpstlicher Anmaßung zum Konzil von 1870 führte; aber sein scharfer Blick durchschaute die windigen Mittel und die aufgeblasenen, an Karikatur streifenden Persönlichkeiten, die so folgenschwere Beschlüsse zuwege brachten. Dazu hatte ihn nicht nur der Augenschein gelegentlich einer Romreise um das Osterfest des entscheidungsvollen Jahres, sondern auch eine umfassende Materialsammlung aus Vergangenheit und Zeitgeschichte, — die interessantesten Details — in den Stand gesetzt. Zuweilen konnte er ergrimmen, daß die Lüge so lange und so erfolgreich den Platz behauptete. Und das sittliche und evangelische Wahrheitsgefühl im Gegensatz zu jener, sowie die genaue Kenntnis römischer Praktiken und Pfliffigkeiten drückte ihm dann die Geißel der Satire in die Hand, um sie über Päpste und Heiligencreierungen, über Zentrums männer und das scheinbar so schwere Rüstzeug katholischer Wissenschaft zu schwingen.

Die Kirche Roms erschien ihm also auf jener unaufhaltbaren Bahn, welche den Extremen zueilt und auf welcher nach einem kirchengeschichtlichen Gesetz nur in den Extremen die Frömmsten erblickt werden. Dieser Abweg wird innerhalb der letzten fünfzig Jahre bemerkbar. Warum früher ein friedfertigerer Ton und ein friedlicheres Verhältnis zwischen Katholischen und Evangelischen möglich war, ob als Nachklang des nivellierenden Rationalismus oder im Einklang mit der religiösen Erweckung zu Anfang des Jahrhunderts, bleibe dahingestellt. Jedenfalls sind jetzt die gemäßigteren Elemente dem vorherrschenden jesuitischen Einfluß gewichen, und fromm sein heißt: ultramontan gesinnt sein, und Bischof, zumal ein deutscher Bischof werden, heißt: durch irgend einen heftigen Angriff und Eingriff in die andersgläubige Kirche Profeß thun von der eigenen, in Belschland immer etwas bemistrauten Orthodorie. Jacobi fand darum den Gesinnungswechsel der deutschen Prälaten auf dem Konzil nicht so unerwartet, wie

sein Freund Schlottmann, der in seinem „Erasmus redivivus,“ resp. „dem deutschen Gewissenskampf gegen Rom“ dem sacrificio del' intelletto der Kirchenfürsten eine menschliche Teilnahme entgegenbringt. Diese Wandlung der Überzeugung war vorauszu sehen nach der ganzen Entwicklung des papal-episkopalen Systems und nach dem Vorgang der Dinge bei Erklärung des Dogmas von der immaculata conceptio, wo ein katholischer Dozent gestanden hatte: „Bis zum Vorabend der Proklamierung des Dogmas halte ich daselbe für Unsinn; hat Rom gesprochen, so unterwerfe ich mich.“ Darum setzte Jacobi auch in den der preussischen Staatsregierung gemachten Vorschlag, eine deutsche Nationalkirche unter Führung der Bischöfe ins Leben zu rufen, gegründete Zweifel. — Nicht mehr versprach er sich von dem Fortbestand der altkatholischen Bewegung, so gewiß in dies Bette die reinsten und edelsten Erscheinungen der über Nacht infallibel gewordenen Papstkirche sich flüchteten — sie gehören eben der Gemeinde der Heiligen über den Konfessionen an; — und so gewiß das nachmalige kühle Verhalten des Staats gegen sie, aus Gründen der Politik, ein sittliches Unrecht involviert, welches die evangelische Kirche in begrenztem Maße durch brüderliche Teilnahme sühnen mag. Allein er verhehlte sich nicht, daß eine Strömung, die nur aus Opposition gegen das römische Dogma entstanden war, und die, nachdem sie einen starken Zufluß des kirchlichen Liberalismus in sich aufgenommen hatte, auf halbem Wege stockte, zuletzt an der hierarchischen Übermacht sich brechen und verlaufen mußte. So sah er ziemlich pessimistisch die päpstliche Gewalt auf ihrem Gipfel, und im Schoße der jesuitisch durchsetzten Kirche ein Überwuchern des Aberglaubens in schier heidnischer Verehrung der Heiligen und der heilbringenden Reliquien und Wässer; eine wachsende Korruption der Lehre und Sitten, mit ihrem furchtbaren Rückschlag des Atheismus zumal bei der gebildeten Männerwelt; eine Materialisierung der Wissenschaft und eine Verweltlichung der Kirche, über welche für seine realistische Auffassung keine Brücke der Verständigung mehr führte, während der ökumenischer und idealer gerichtete

Schlottmann noch gerne an dem gemeinsamen Fundament der alten Konzilien festhielt.

Indem der Kirchenhistoriker nun den Ursprüngen jenes Streits zwischen Staat und Kirche nachforschte, der unter dem Namen „Kulturkampf“ doch nur eine sekundäre Seite begreift, gelangte er, abgesehen von nächstliegenden Ursachen, die sich auf staatsfeindliche Umtriebe in Rheinland und Polen, sowie auf Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes zu Anfang der siebziger Jahre beziehen sollen, zu der prinzipiellen Erörterung, daß nicht die Preisgabe bischöflicher Überzeugung an ihr Oberhaupt — das sei eine innerkirchliche Sache —, sondern der Syllabus mit seinen Übergriffen in den staatlichen Bereich den Anfang des Kampfes bezeichne. (Streifl. p. 6 ff.) Der § 23 der Schrift, welcher diejenigen verdammt, die da behaupten, „daß die römischen Päpste und Konzilien die Grenzen ihrer Gewalt überschritten und Rechte der Fürsten usurpiert haben,“ — der sei der Stein des Anstoßes, welchen keine Obrigkeit unbeachtet lassen dürfe. Tief gegründet in der Geschichte des Papsttums, verkündet mit der ganzen Machtfülle des Statthalters Christi sei dieser Anspruch kein theoretischer: Schon biete Deutschland das Versuchsfeld dar; andere Staaten würden folgen. Und während wir Deutschen treuherzig meinen, den Papst müsse die Verwaisung der Gemeinden durch Entfernung ihrer Hirten und Seelsorger dauern wie uns, so sind ihm die Klagen darüber nur Mittel zum Zweck der Durchführung seines Machtanspruchs, nur „Glöcklein am Gewande des römischen Oberpriesters. Der Gegenstand der Religion ist der Papst selbst. Seine Ehre ist Gottes Ehre; seine Herrschaft das Reich Gottes. Die christliche Dreieinigkeit ist für ihn veraltet. Die Dreieinigkeit, welche lebendigen Wert hat, ist er selbst, der heilige Geist, der ihn inspiriert, und Maria, welche er ehrt und die ihn wieder ehrt. Nach römischer Praxis hat der Papst nicht die Aufgabe, die Menschen zu Christo zu führen, sondern Christus ist dazu da, die Menschen der Herrschaft des Papstes zu unterwerfen. Zur Zeit des vatikanischen Konzils sah ich am Eingang der Straße, die zur

Peterskirche führt, ein riesenhaftes Gemälde aufgerichtet, ein schlechtes Bild, wie alle, welche Pius inspiriert hat, doch bezeichnend: Christus auf einer Wolke thronend. Nicht zur Anbetung forderte der Papst auf, sondern Christus wies mit dem Finger auf eine Inschrift zum Lobe des Papstes in Form seiner eigenen Worte und gebot den Völkern: beuget die Kniee vor meinem Gesalbten.“ (Streisl. p. 11 f.)

Man sieht, Jacobi giebt dem Papsttum Schuld, eine weltliche Macht geworden zu sein; aber er betont die religiöse Fundamentierung und das immerhin heuchlerische religiöse Gewand, in welches der Satz sich hüllt: Die Könige sollen dem Nachfolger Petri unterthan sein, wie Christo. — Wir haben uns gewöhnt, entsprechend dem Standpunkt des großen Staatsmanns, die Kurie rein als politische Instanz zu betrachten, mit welcher auf diplomatischem oder parlamentarischem Wege gehandelt werden muß. Im Volk und in den Zeitungen kann man die Ansicht finden: Der Papst ist ein weltlicher Fürst; Bismarck verhandelt mit ihm, wie mit jeder weltlichen Regierung. Dieser materialistische Grundzug unserer Kirchenpolitik ist ein verhängnisvoller Fehler. Der Schwerpunkt des Papsttums und sein Zauber über die ihm anhängenden Völker liegt in dem göttlichen Recht, welches es prätendiert. Hiergegen wäre mehr, als geschehen ist, die göttliche, die evangelische Wahrheit ins Feld zu führen gewesen. Erst spätere Zeiten werden vielleicht einsehen, wie bar der idealen Gesichtspunkte doch unsere Politik in den entscheidungsvollen Zeiten gewesen ist. Christliches Gewissen und Wissenschaft müssen von der jetzt auf sich selbst gestellten evangelischen Kirche energisch zum Kampf aufgerufen werden! Die guten exegetischen und historischen Waffen dürfen nicht rosten zu Gunsten der Erbaulichkeit und der Praxis! Mit gespanntester Aufmerksamkeit verfolgte Jacobi noch in den letzten Monden seines Lebens die wissenschaftlichen Bewegungen im andern Lager, besonders die Studien eines Deniffel, und er äußerte seine Befürchtung, daß unsere positive Theologie, der reinen Wissenschaft zu abhold, ihre Überlegenheit einbüßen könne.

Diese ruhige Überlegenheit voll scharfer Polemik und zugleich Anerkennung des minder entwickelten Standpunktes war es gerade, die ihn auszeichnete. Dem kulturkämpferischen Sturmlaufen unter der hochgehobenen Fahne des bekenntnislosen Liberalismus standen er wie Schlottmann innerlich und äußerlich fern. Sie bedauerten aber, daß die, denen sie sich verwandt fühlten, die positiven und konservativen Parteien und ihre Organe durch den Gegensatz gegen den kirchlichen und politischen Liberalismus sich zu einer neutralen, ja dem Zentrum freundlichen Haltung bestimmen ließen: Keine konservative Zeitung öffnete damals den polemischen Artikeln der Halleenser ihre Spalten. Heut erklingt ein heller protestierender Ton gegen Roms Hoffart in ihnen, und er ist kein anderer als die Warnungstimme, die einst die treuen evangelischen Männer erschallen ließen. Wir können die Verstimmung weiter kirchlicher Kreise, die unter dem Rechtsstandpunkt der Parität sehr imparitätisch bis in ihre vitalen Interessen hinein behandelt wurden, verstehen, dennoch wäre zu wünschen gewesen, sie hätten den Kampf gegen Rom nicht den Liberalen allein überlassen: „Der liebe Gott,“ sagt Jacobi, „hat jedem guten Protestanten zwei Ellenbogen gegeben: den einen, um sich gegen den Unglauben, den andern, um sich gegen den römischen Aberglauben Raum zu schaffen.“

Er sah sich erst veranlaßt, öffentlich aufzutreten, als es die Abwehr gegen Zentrumsangriffe auf die Halle'sche Fakultät galt. Schlottmanns 1882 lateinisch geschriebenes und in erweiterter Form herausgegebenes Osterprogramm: „Erasmus Redivivus,“*) worunter er Döllinger in bonam partem meinte, hatte Altes und Neues aus dem Schatz des gelehrten Verfassers gebracht, geistvolle Parallelen zwischen Einst und Jetzt gezogen in guter, leider fremdsprachiger Form, damit das Buch auch in Holland und Italien gelesen werden könnte.

*) Erasmus Redivivus sive de Curia Romana hucusque insanabili scripsit Constantinus Schlottmann. Halis, sumptibus orphanotrophiae 1883. Justo Jacobi, amico a juventute carissimo etc. gewidmet. Th. II ist nach seinem Tode 1889 unvollendet herausgegeben.

Immerhin war es ein Programm, welches er nicht im Namen der Fakultät, sondern unter eigener Verantwortung herausgab. Die Schlaglichter besonders in Caput II auf Pius IX., das vatikanische Konzil und den infolge dessen entbrannten Kirchenstreit, bei welchem auch die „centri sodales“ geschildert wurden, hatten die Erwidrerungen der Führer, Windthorst's und des Freiherrn von Fürth, herausgefordert. Man hatte dem Minister nahe gelegt, solche Publikationen, zumal unter vermeintlicher Autorität der Fakultät, zu verbieten. Bereits hatte die Regierung um diese Zeit eine Verständigung mit der klerikalen Opposition gesucht und gefunden; — es wurde von der letzteren nur jede Gelegenheit, den noch nachzudeckenden Brand zu schüren, gern wahrgenommen. Schlottmann und Jacobi lag die Absicht in ihren Streitschriften durchaus fern, dem Minister Ungelegenheiten bereiten zu wollen. Doch heischte der hohe Ton der Herren vom Zentrum eine geharnischte Antwort. So beschriftet er denn in einer rasch geschriebenen und rasch verbreiteten Flugchrift: „Professor Schlottmann, die Hallesche Fakultät und die Zentrums-partei“*) den, wie uns dünkt, einzig würdigen Weg der Polemik: Er appelliert an das Gewissen, an den gesunden Sinn nicht allein der protestantischen, sondern selbst der besseren katholischen Christen, vor welchem die Widersprüche zerreißen müssen, in die das Papsttum selbst sich verstrickt hat. Das Mißverhältnis zwischen der in den höchsten Dingen unumgänglich zu fordernden Lauterkeit und der thatsächlichen Lügenhaftigkeit, zwischen religiösen und politischen, reichsfeindlichen Tendenzen erregt Empörung, und diese kleidet sich in die Form der Ironie. So, wenn er davon ausgeht, das klassische Bild, welches Schlottmann von Pio Nono entworfen, nachzuzeichnen: Des Papstes natürliche Gutmütigkeit, ja aufrichtige Frömmigkeit, sein anfängliches Liebäugeln mit dem Liberalismus, welches Alles in der Revolutionszeit sich wandelte in die Rückkehr zum mittelalterlichen Standpunkt und, weil ihm der Sinn für da

*) Bei E. Strien, Halle 1882. Zweite, verschärfte Auflage 1883.

Wahre und wahrhaft Große fehlte, sich verdunkelte in beschränkten Eigensinn; — hier fragt Jacobi alle Katholiken von Kenntniss und Wahrheitsliebe, ob nicht des Papstes Unwissenheit in der That ungewöhnlich war, und weist nach, daß seit Leo IX. die unwissendsten Päpste die unfehlbarsten waren. „Professoren der evangelischen Theologie sind aber nicht dazu da, die Dunstwolken (päpstlichen Weihrauchs) zu vermehren sondern sie zu lichten.“

Nachdem er den Gesinnungswechsel der Bischöfe gebührend gewürdigt hat, schlägt er Herrn von Fürth mit dessen eigenen Waffen. Dieser hatte auf den Katechismus des Perrone zurückgreifend, behauptet, die niederträchtigen Beschimpfungen der Evangelischen in diesem weit verbreiteten Lehrbuch bezögen sich nur auf die Waldenser. Allein der Jesuit häuft auf sämtliche Häupter des Protestantismus die nichtswürdigsten Beschuldigungen, und läßt etliche Anklagen auf Mißbrauch des Fleisches in der deutschen Version geflissentlich fort, bringt jedoch immer noch genug, um Luther mit Carlstadt und Münster in Westfalen (sic!) als Revolutionäre zu brandmarken. Daher haben katholische Seminaristen ihre Geschichtskennntnis, während Herr Majunke Schlottmann rät, Geschichte zu studieren

Der Polemiker giebt sodann den Ruf der Jesuiten Schrader und Schneemann nach der Inquisition wieder, und meint, bei den Herren vom Centrum eine stille Anerkennung hierfür voraussetzen zu dürfen. So, im eigenen Lager die Gegner auffuchend und mit den Pfeilen der Ironie sie überschüttend, sagt er ihnen unverblümt: Wenn auf ihrer Seite eine Schrift so quellenmäßig, so gründlich, wie die Schlottmannsche, erschiene, würde kein Evangelischer die Staatsgewalt anrufen, sondern mit der Feder in den Formen der Bildung und Gelehrsamkeit dawider kämpfen. Aber es verrät ein böses Gewissen, wissenschaftliche Impotenz und — Politik, sich als Märtyrer zu gebärden, wenn man ein Verfahren, wie das des Centrum's ist, einschlägt. Unter Anerkennung der katholischen Frömmigkeit, die frei von brutalem

Fanatismus sich hält, schließt die Schrift: „Soweit aber der Katholizismus der Gegenwart sich in Papismus verwandelt, werden wir ihm widerstehen, und wenn man uns dazu drängt, so werden wir uns erinnern, daß unsere Universität nicht bloß Halle, sondern auch Wittenberg heißt.“

Die erneuerten Angriffe des Centrums auf die Fakultät, welche in der eigenen Kirche genug zu thun habe; die auf Gründung einer freien katholischen Universität gerichteten Bestrebungen; endlich Leo's klügere Taktik als die seines Vorgängers veranlaßten eine neue, ausführlichere Schrift: Streiflichter auf Religion, Politik und Universitäten der Centrumspartei.*) Eine Vereinigung von tiefer Sachkenntnis, evangelischem Wahrheitsinn und frischem Mannesmut springt aus dieser Streitschrift dem unbefangenen Leser entgegen. Schon das Motto ist scharf zugespitzt, aber glücklich gegriffen. Es lautet bekanntlich nach Jl. VI, 181 *Πρόσωπὸν λέων, ἴππιδενδὲ δράκων, μέσση δὲ χίμαιρα*. Und wird verdeutscht: Leo's Gesicht, eine Drache von hinten, im Centrum die Lüge. Natürlich soll damit nicht die Persönlichkeit des Papstes, sondern das zeitweilige, sich immer gleiche Papsttum und die Politik seiner Trabanten von dem Polemiker gezeichnet werden. In dreizehn Abschnitten wird zuerst der tiefere Grund des Kirchenstreites entwickelt (s. o.); sodann der dem „reizbaren, ungeduldigen, häufig plump zufahrenden“ Pio folgende Leo charakterisiert, welcher mit milderer Erregung, zögernd, zweideutig dieselben Zwecke verfolgt. „Nichts hat er gethan, was die schmachvolle Beleidigung der Regierungen und Nationen mindern könnte, aber er hat mehr Gesichtspunkte theologischer Gelehrsamkeit, welche seinem Vorgänger völlig fremd sind.“ Dieser Papst hat den heiligen Thomas von Aquino zum Patron der Schulen und Universitäten erhoben. Das führt den Verfasser auf die Beurteilung katholischer Lehranstalten. Thomas lauterer Charakter und tiefsinnige Theologie wird nicht in Abrede gestellt. Der Protestant freut sich, hier mit

*) 1883 bei Strien in Halle erschienen.

dem Papst übereinzustimmen. Aber der Aquinenser, obwohl eifriger Mönch, hat sich schlagend gegen die absolute Sündlosigkeit der Maria erklärt, auch das Belieben der *Konfalia evangelica* gegenüber dem Begriff der Pflicht wesentlich modifiziert. Jacobi vermutet mit Recht, daß die thomistische Weisheit wohl nur insoweit die Patronage über die Schule besitze werde, als sie päpstlichen Definitionen nicht widerspricht. Unter dieser Agide ist es bedenklich bestellt um die Freiheit der Wissenschaft auf römischen „Zukunftsuniversitäten“. Proben ihrer Gelehrsamkeit, welche ein Krenemz liefert, indem er das Leben Jesu als Typus auf das seines Statthalters faßt; die Verklärung des Herrn als Vorbild der Verklärung Pius' IX., die Hochzeit zu Kana als Prophetin auf die Hochzeit Ferdinands des Katholischen mit Isabella, und das Alles unter dem Motto auf dem Titelblatt: „Wie der Himmlische ist, so sind die Himmlischen“, — der himmlische Johann XXIII. und der verklärte Pius! — solche Proben eregetischer Wissenschaft rücken das Bildungsideal in ein noch zweifelhafteres Licht. Nicht besser wird es mit der Geschichtsforschung stehen, wenn man hier Janssen, und dort des gelehrten Gefese Widerruf dessen erwägt, was er gegen die Rezereien des Papstes Honorius einst geschrieben hat. — Der Wert freier Verfassung und Meinungsäußerung auf unsern Hochschulen wird eingehend und gebührend gewürdigt. Wohl wünscht der Verfasser im Angesicht der päpstlichen, mittelalterlichen Postulate, „daß neue Erkenntnisse mit einer vorsichtigen Schätzung ihres Werts vorgetragen werden möchten. Allein bedeutsame Entdeckungen pflegen eine Herrschaft über viele Geister auszuüben, welche dieselben einseitig macht, und während sie die Kräfte erfolgreich auf einen Punkt sammelt, beschränkt sie den Horizont nach anderen Richtungen.“ Er denkt u. a. an die Darwinische Theorie. Im weiten Ausblick sieht er die Prinzipien des Heidentums und Judentums mit dem Christentum in immer sich erneuerndem Kampf. Aber wie die altchristliche Wissenschaft das Judentum überwunden hat, so wird die protestantische das moderne Heidentum geistig überwinden. Nichts ist gewisser,

als daß die Christliche Erkenntnis auch darüber triumphieren wird, und unsere Universitäten werden, wie seit Jahrhunderten, ihren Anteil daran haben! Denn auf Wahrheitsliebe, in Prinzipien und Methode, auf Unparteilichkeit und Gründlichkeit in der Ermittlung des Thatsächlichen ohne Rücksicht auf unerwünschte Konsequenzen kommt es an. Diese Gesichtspunkte liegen nicht im römischen System und unterliegen dem römischen Zwang. Verhüte Gott, daß der Staat auf diesen Linien, die den Kulturkampf fortsetzen, je nachgeben sollte!

Es ist viel Kryptokatholizismus neuerdings in unsere evangelischen Anschauungen eingebracht, wie ein jüngst erschienenes, beherzigenswertes Büchlein: „Christliche Bedenken über modern christliches Wesen von einem Sorgenvollen“*) in überraschender und erschreckender Weise ausführt. Dazu gehört auch die Beschränkung wissenschaftlicher Regsamkeit zu Gunsten treuen Gehorsams, wie sie in manchen wohlmeinenden Köpfen sich darstellt. Den Prinzipien deutscher Wissenschaftlichkeit entspricht diese Einschränkung nicht. Welch' Resultat sie auf katholischem Boden liefert, zeigt Jacobi, nicht übertreibend, und die Anwendungen auf unsere akademische Bildung dürften unschwer zu ziehen sein: Manche Fehler, schreibt er, die man an unseren Studenten tabelt, werden auf bischöflichen Seminarien nicht vorhanden sein und die eigentümlichen wird man zu verbergen wissen. Die Studien werden ungemein erleichtert werden. Der Index der verbotenen Bücher zählt nach Tausenden. Die Theologen würden sich auf die rechtgläubigen Bücher beschränken und, dem Räte des heiligen Thomas folgend, sich mit einem einzigen Lehrer begnügen. Der richtig ausgebildete Priester liest vielleicht während seiner Studien den Perrone und nach seiner Ordination nur das Breviarium. Die Philosophie ist die Magd der Theologie. Verdammt der Papst ein System (z. B. das Günthersche), so wechseln Lehrer und Schüler. „Eine Anzahl Studierender, welche vor ihrem Examen die Vorsicht angewandt hatten, ihre Federn in die Wunderquelle

*) Gütersloß, Bertelsmann 89, 2. Aufl.

von Lourdes zu tauchen, kamen alle durch, verschiedene mit besonderer Auszeichnung, und zwar gerade wegen der Arbeiten, die mit solchen Federn geschrieben waren. (Miracles de N. Dame de Lourdes p. 85).“

Wir verzichten darauf, die andere Hälfte der Schrift zu skizzieren, welche Streiflichter auf die Politik des Papstes wirft. Eine Fülle vortrefflicher Bemerkungen in treffenden, populären Bildern wird da geboten, wo die Reformation gegen den Vorwurf der Revolution verteidigt und die Anklage auf das päpstliche Gebiet hinübergeschleudert wird. Solche wohlverbürgte und geschichtlich wohlbegründete Ausführungen sollten nicht vergessen werden. Sie beugen immer wieder auftauchenden Meinungen der Gegner vor; ebenso wie die vor Jahrzehnten geschriebene Flugschrift desselben Verfassers: „Der Nuntius in Berlin“, einer noch immer nicht voll abgewendeten Gefahr Rechnung trägt, gegen welche u. a. geltend gemacht wird, wie die aristokratischen Kreise der Residenz mit ihren noch hier und da vorhandenen hochkirchlichen, hochkonservativen Neigungen in dem vornehmen, in der Fülle des Glanzes und der weltmännischen Bildung einherschreitenden Würdenträger der Kurie leicht ein Zentrum finden könnten.

Außer diesen Brochüren vertrat der unermüdete protestantische Wächter seine Kirche in einer Reihe von Artikeln, welche die „Magdeburgische Zeitung“ aufnahm. Aus dem Jahr 1885 liegen uns vor: „Papistische Toleranz“ und „Neues päpstliches Jubeljahr“. (Ztg. vom 15. März und 16. Oktober.) Ein anderes Mal hatte er das Reliquienwesen gezeißelt, welches mit dem ablaßkräftigen Schuh der Maria in Spanien getrieben wird. Eine Photographie dieser Fußbekleidung war ihm übersandt worden, ein kleiner, netter, reinlicher und ziemlich moderner Stiefel. Da nach gewissen kanonischen Satzungen die Kraft des Urbildes sich in beschränktem Maße auch dem Abbild mitteilt, so berechnete er die Wirkung des letzteren auf 300 Tage Ablass und schrieb nicht allein sich seine gegen das Papsttum begangenen Sünden daraufhin gut, sondern bot auch die in seinem Besitz befindliche Abbildung Reliquien-

jüchtigen zum Fußfuß aus. Er genoß die Genugthuung, daß ein ultramontanes Rheinisches Blatt alles Ernstes sich mit der Frage beschäftigte, ob eine solche Übertragung, zumal in den Händen eines solchen Regers, die verheißene Kraft besitze.

Weniger harmlose Angriffe, Drohbriefe voll gehässigen Unflats, verschonten ihn nicht. Auf eine der letzten Kontroversen, die von dem römischen Priester Woker zu Halle in dessen Schrift: Aus Norddeutschen Missionen des 17. und 18. Jahrhunderts ausging, antwortete er 1887 mit einem „Offenen Brief“, worin er den Adressaten auf seine bedenklichen Schnitzer in Wiedergabe jenes griechischen Mottos der „Streiflichter“ aufmerksam machte, dann die Polemik auf das Gebiet römischer Propaganda unter den Evangelischen hinüberspielte, und mit sittlichem Unwillen die Staatsfeindlichkeit der Römlinge aufdeckte. Er greift in die Aufgaben der Gegenwart mit seinem letzten Wort der Hoffnung: „Als der Staat in seinem Kampf gegen Rom die Außenwerke der evangelischen Kirche verteidigte, hat er nicht die Unterstützung in ihr gefunden, welche er erwarten durfte; jetzt ist es an ihr, den Kampf ohne den Staat fortzusetzen. Sie wird es ohne Zweifel thun und wird damit auch die evangelische Volkskraft wach rufen, welche der Politik andere Ziele stecken, aber auch wirksame Mittel darbieten wird.“

Gehört nun zu diesen „wirksamen Mitteln“ der evangelischen Kirche nach der Meinung des kundigen Veteranen der „evangelische Bund?“ Es wird vielleicht Verwunderung erregen, daß die beiden eng verbündeten Kämpfer gegen Rom den Anfängen dieser Bewegung fern standen. Sie erfuhren die Tendenzen derselben erst aus dem vorgelegten Programm. Ohne Zweifel hätten sie in den vorbereitenden Verhandlungen gegen gewichtige Punkte ihre Bedenken nicht verhehlt. Auf eine Anfrage seines Sohnes, der im Namen der Mitglieder seiner Gemeinde über die Stellung zu dem neuentstandenen Bund sich informieren wollte, äußerte sich Jacobi in einem Brief vom 11. Dezember 1886 folgendermaßen: „Ich denke, Du möchtest einiges näher wissen über mein Verhältnis zu

dem evangelischen Bunde. Die Zwecke, welche in dem Aufruf ausgesprochen sind: Gemeinsamer Kampf gegen Rom; Vereinigung der getrennten protestantischen Parteien; Zusammenführung der protestantischen Landeskirchen und Unterstützung der frommen und toleranten Katholiken, billige ich alle. Aber dennoch habe ich die Unterschrift abgelehnt, weil es auf die Mittel zu diesen Zwecken ankommt und davon nichts im Aufruf steht. Es ist völlig verfehlt, alle diese Ziele auf einmal zu verfolgen. Hätte man Kampf gegen Rom proklamiert und die Hoffnung ausgedrückt, dadurch vielleicht später zu größerer Eintracht im Innern zu gelangen, so wäre etwas Erreichbares hingestellt worden. Dann hätte man aber auch bescheidener anfangen müssen; man hätte möglichst viel zuverlässige Männer in allen Teilen Deutschlands privatim gewinnen müssen, um die Römischen zu überwachen, anzugreifen und ihre Feindseligkeiten bekannt zu machen. Statt dessen redet man von einer Art Kirchentag, macht eine künstliche Organisation und fordert um so sicherer den Widerspruch der Konfessionellen heraus. Ich verstehe nicht, wie die, welche mit ihnen im heftigen Konflikt begriffen sind über den bekannten Antrag auf Änderung des Kirchenregiments, sich vorstellen konnten, daß Viele die dargebotene Hand annehmen würden. — Obwohl Schlottmann und ich von den um Ostern bereits stattgefundenen Verhandlungen, ebenso von der Erfurter Versammlung nichts erfahren haben, würde ich dennoch den Aufruf unterzeichnet haben um der guten Sache und der vielen trefflichen Namen willen, welche sich beteiligen, wenn ich nicht voraussähe, daß von dem vielen Rauch nur wenig Feuer übrig bleiben wird, und das zu großem Nachteil der evangelischen Kirche und unserer Partei. . . . In Württemberg haben sie nicht viel unter 200 Namen. So werden sie immerhin mit einer stattlichen Zahl auftreten können. . . .“

Die Vielgestaltigkeit der zusammengefaßten und beabsichtigten Ziele des neuen Unternehmens erregte ihm Zweifel und der bisherige Verlauf hat ihm Recht gegeben: Von allen den verschiedenen in Aussicht genommenen Vereinigungspunkten

ist nur der Kampf gegen Rom übriggeblieben. Nun streifen ja die Ideale sich ab und das Wesentliche bleibt. Aber mit bezug hierauf verkennt er nicht die Schwierigkeit, die Sonderstandpunkte unter einen Hut zu bringen. Ihm wäre eine Vereinsbildung aus den gemäßigten Vertretern der positiven Richtungen zusagender gewesen. Vielleicht war dies ein Weg, Mißtrauen zu beseitigen, das an die Spitze gestellte Bekenntnis recht zu definieren und Männern der liberalen Partei den Anschluß, ähnlich wie im Gustav-Adolf-Verein, dennoch zu ermöglichen.

Hinsichtlich der gegenwärtig gewordenen Gestalt des evangelischen Bundes wird eine zuwartende Neutralität den Nichtbetheiligten geboten sein. In einzelnen Städten und Versuchsstationen der Ultramontanen, wie am Rhein und in Württemberg, werden auch positive Männer, zumal wo sie in der Majorität sind, den Beitritt nicht versagen. — Der Polemiker gegen Rom bezeugt, daß man auch außerhalb jener Reihen eine gut protestantische Klinge führen kann und dabei das Schwert evangelischen Bekenntnisses nicht in die Scheide stecken soll.

X.

Friede nach dem Streit!

Den Freunden Gottes ist verliehen, nicht allein, daß ihre Gestalt unverfallen und das Auge ihres Geistes unverdunkelt bleibt, sondern auch, daß das Alter verklärt und harmonisch gerundet ihre Entwicklung wiederspielt, wie die scheidende Sonne noch einmal mit mildem Licht die Landschaft küßt, die

sie am frühen Morgen erweckt, um den Mittag heiß besirrahlt hat. Vom Pietismus nahm Jacobi den Ausgang, zu Neanders Füßen vermählte sich die erweckliche Richtung seiner Frömmigkeit mit der ernstesten, nüchternen Wissenschaft. Auf des Lebens Höhe lagen die Kämpfe. Jetzt kehrte er zurück zu den Leitsternen seiner Jugend: ein schlichter Christ mit engem Gewissen und ein Theolog mit weitem Herzen, — mehr begehrte er nicht zu sein. Der Mantel der Partei fiel von seinen Schultern; unter dem einzigen Gesichtswinkel von Sünde und Gnade betrachtete er immer ausschließlicher die Tiefe oder die Flachheit der kirchlichen und wissenschaftlichen Erscheinungen. „In meiner Jugend,“ pflegte er zu sagen, „frug man: „Bist du ein Christ?“ In meinen Mannesjahren forschte man: „Ist der Mensch kirchlich?“ In meinem Alter lautet die Losung: Ist er positiv? Ich halte es mit der Kardinalfrage: Bist Du ein Christ?“ Hierin liegt die Summa seines Lebens und auch seines Verhaltens sowohl gegen die, welche das subjektive Christentum erfassen wollen in den festen Rand objektiver kirchlicher Gemeinschaft, als auch gegen diejenigen, welche in den Begriff „positiv“ die Fülle der biblischen und dogmatischen Weltanschauung gegenüber der modernen Negation sammeln. Er blieb bei der persönlichen Herzensfrömmigkeit auf dem Grunde von Veröhnung und Rechtfertigung, und ließ in den theologischen Fragen der Kritik und der Dogmatik dem Einzelnen eine freiere Überzeugung zu. Aus dieser Lebensanschauung, welche ihm Jugendentwicklung und reife Erfahrung bewährt hatten, gingen die Biographien der beiden Repräsentanten seiner eigenen Theologie hervor: Kottwitzs und Neanders. Wir haben die „Erinnerungen an den Baron Ernst von Kottwitz“ (1882) und die „an D. August Neander“ (aus demselben Jahr) bereits in unsere Darstellung eingeflochten, so daß wir einer Wiedergabe an dieser Stelle überhoben sein dürften. Mit einem nach Innen gewandten Auge und mit dem Griffel der Pietät gegen zwei unvergeßliche Größen aus dem Reiche Gottes geschrieben, werden die beiden Büchlein Bausteine für spätere Würdigung der Epoche wiedererwachter

Theologie sein, und sind in diesem Sinne u. a. von Baur und Wiegand bereits benutzt worden.

Der Jünger dieser Männer konnte darum ihren Geist so treu darstellen, weil von ihrem Geist selbst etwas in ihm war. Überaus einfach im innern wie im äußeren Leben zeugte er von der Verbindung des Pietismus mit der Wissenschaft durch die That. Zur Einfachheit im theologischen Denken und methodischer Forschung, in der Predigt wie in ihrer Form gemahnte er seine Schüler. Spürte er in einem Jüngling einen einfältigen Blick und eine gewisse originale Gabe, so ermunterte er ihn gern zu weiterem wissenschaftlichen Studium, während er anderen von der akademischen Laufbahn mit einer Art von Herbigkeit abraten konnte, die doch wohlmeinend an das Apostelwort sich anlehnte: „Unterwinde dich nicht jedermann, Lehrer zu sein,“ und die aus der eigensten Erfahrung von den Schwierigkeiten dieses Berufs stammte. — Einfach, an Neander erinnernd, war auch das ganze Gepräge seiner häuslichen Umgebung. Unter seinen Büchern, seinem einzigen Luxus, vergraben, an dem mit Papieren bedeckten Tisch empfing er den Besucher. Inmitten der scheinbaren Unordnung, die jeglichem Ordnungsversuch seiner Hausfrau abhold war, wußte er sich doch vortrefflich vermöge der Gewohnheit und eines Ortssinnes, der den Platz des einzelnen Buches genau kannte, zurechtzufinden. Und diese Gabe kam ihm zustatten, als seit Anfang der siebziger Jahre ein Augenleiden — eine Ablösung der Netzhaut — das wichtigste Organ des Gelehrten zu lähmen begann: Auch in diesem Pfahl im Fleisch sollte er dem geliebten Lehrer ähnlich werden. Schwer und bis zu Stimmungen tiefster Hypochondrie hat er daran getragen. Nur der treue Freund verstand es, ihn von der Absicht der Amtsniederlegung zurückzuhalten. Doch ward ihm von dem, der niemand über Vermögen versucht, gegeben, trotz oft nicht beobachteter Schonung den Gebrauch des Auges zu bewahren. Abwechselnd mit Frau und Tochter leistete die jüngste Schwester, die im Haus wohnte, bei Lampenlicht ihm Schreiberdienste.

Die Morgenstunden gehörten der Vorbereitung auf die

Vorlesungen. Mit dem Glockenschlag 11 Uhr konnte man ihn raschen Schritts zur Universität hinüber wandern sehen, von wo er um 1 Uhr zurückkehrte. Nach Beendigung der nachmittäglichen Sprechstunde verweilte er arbeitend auf seinem Zimmer, bis die eintretende Dämmerung Halt gebot. Dann, selbst in rauhen Tagen nur leicht eingehüllt, nach seiner kräftigen Natur, das Haupt mit dem schönen vollen Haar unbedeckt, wandelte er im Garten auf und nieder. Hier gefellte Schlottmann sich zu ihm und im lebhaftesten Austausch wurden die Erscheinungen der Gegenwart besprochen. Nie hat ein Miston die Einmütigkeit der beiden Männer gestört, die nach dem Optimismus und Pessimismus ihrer Naturen sich eigentümlich ergänzten und der Wahrheit jederzeit sich unterordneten. — Der Abend, oft bis in die tiefe Mitternachtsstunde gehörte wiederum dem Studium, worauf dann leider häufig genug der Schlaf die Augen flog.

So, in seltener Regelmäßigkeit verfloßen die Semester, nach welchen zu zählen der Lehrer den Vorzug hat gleichsam als einen immerwährenden Anteil an der Jugend. Auch in den großen Universitätsferien wurde die Arbeit nur in wenigen Jahren durch weitere Reisen unterbrochen. Doch ward ihm bereits 1859 die Sehnsucht erfüllt, die Schweiz und wenigstens Oberitalien zu sehen. Verlangend hatte er damals von Mailand nach Rom hinübergedacht, wo Freund Heinz noch winkte. Allein „die Kasse erlaubte es nicht,“ diesen Grenzpunkt zu überschreiten. Den Mailänder Dom fand er in diesem italienisch-österreichischen Kriegsjahr „bis auf die Spitze gefüllt mit roten Hosen“. Die Italiener gefielen ihm weit besser als die Franzosen und dem Kirchenhistoriker wertvolle Eindrücke von ihren Städten und Sitten nahm er hinweg. Im Verkehr mit ihnen geriet er zuweilen in Verlegenheit ob der preussischen Politik. Er bebauerte aufrichtig, „daß Italien durch sein Verhältnis zu Frankreich und Deutschland Preußen um seiner eigenen Existenz willen nötige, auf der Gegenseite zu stehen“. Von Turin aus suchte er die Walbenser in La Tour auf, sah Malan und Revel, treffliche Leute, eifrig für ihre Gemeinden

und Schulen, die ihm aber den traditionellen Waldensercharakter immer mehr einzubüßen schienen. Sie waren begreiflicher Weise aus nationalen und kirchlichen Gründen enthusiastisch für Piemont und Annexion, so weit als möglich. Dem Waldensischen Stellvertreter von Schaffter in Florenz hatte der preussische Gesandte deshalb seinen Schutz entzogen, was Jacobi aus politischen Gründen versteht, nicht aber die weiteren Maßnahmen desselben katholischen Herren, das Verbot italienisch zu predigen und den Zutritt der Katholiken zur Gesandtschaftskapelle. Auf dem Rückweg durch die Schweiz wurde in Basel Rast gemacht, wo das Missionshaus seine volle Teilnahme erweckte und schöne Stunden der Gemeinschaft mit Geß, Auberlen, Riggerbach, Gelzer gepflogen wurden. — Erst Ostern 1870 war ihm gestattet, seine Romfahrt an Ulrichs Seite zu halten. Die schriftlichen Nachrichten von weiterer Bedeutung liegen spärlich vor, da Schlottmann bereits in Halle war und Heintz längst heimgegangen (1862). Er teilte sein Interesse zwischen der Beobachtung der Römischen, wovon wir den Niederschlag in den Streitschriften fanden, und zwischen den Kunstschätzen Roms und Neapels unter seines Reisegefährten kundiger Leitung. Beide Männer sahen zum erstenmal das klassische Land, in welches die Studien ihres Lebens sie längst eingebürgert hatten. Mit Professor Friedrich und dem gelehrten Kardinal Pietra, dessen Dolmetsch in Deutschland er geworden war, verkehrte er mehrfach, und erlangte durch den letzteren auch Eingang in die Vatikanische Bibliothek. Wie weit auf römischer Seite die Beobachtung der Gegner geht, erhellt aus dem kleinen Zug, daß, als ein Hallischer Student im Feldzug 1870/71 bei einem französischen Priester in Quartier, von diesem nach seinen Lehrern befragt, u. a. auch Professor Jacobi erwähnte, ihm die überraschende Notiz wurde: „Professor „Jacobi, — der ist zu Ostern mit einer geheimen Mission betraut in Rom gewesen“.

Auch in späteren Jahren, bereits unter dem Druck des Augenleidens, besuchte er mit den Seinigen noch etlichemale die Schweiz. Auf halber Höhe des Aargensteins im Hotel

Frohnalp wurde dann Rast gemacht. Gelehrte aus allerlei Ländern sammelten sich dort; auch die Freunde Siefert's gaben sich hier ein Rendez-vous, und in lebhafter, anregender Unterhaltung verfloßen die Tage. Die Farbenpracht der Alpen übte auf sein geschwächtes Auge einen eigenartig, wirksamen Reiz aus, wonach die Sehnsucht ihm in die grauen Wintertage hinein lebendig blieb. Von dem Maler Behrens ließ er den mächtigen Altar des Urrothstock mit seinen vier Hörnern sich malen, um auch daheim betrachtend und sinnend seine Schönheit zu genießen.

Mit den zunehmenden Jahren wurde sein Heim ihm immer teurer und unentbehrlicher. Wie ein rechter Hausvater waltete er in demselben; der sorglichste Berater der Seinen in der Nähe und Ferne. Der Morgen wurde mit einem Bibelabschnitt und freiem Gebet begonnen. Keines der vielen vorzüglichen Andachtsbücher, so meinte er, biete Ersatz für diese Art der täglichen Erbauung. Aber ihm strömte auch das Gebet gleich einem immer frischen Born aus dem Urquell seiner ernstesten, kindlichen Frömmigkeit zu. Wenn er an den Geburtstagen der Familienglieder nach stehendem Brauch den 90. und 91. Psalm las, um dann demütigen Dank und Fürbitte dem Herrn und Güter seines Hauses darzubringen, so ergriff die schlichte Bewegung seiner gläubigen Seele, fern von allem erkünstelten Enthusiasmus, den kleinen Kreis. — Ernst und gehalten war auch der Ton seines Verkehrs mit den Seinen und mit den Gästen des Hauses. Wenigen sind wir begegnet, denen die Trivialitäten der Konversation so fern lagen, wie ihm. Wohl verstand er einen treffenden Scherz, und eine gewisse ritterliche Zuverlässigkeit gegen Frauen stand seinem strengen Wesen gut; aber immer wieder lenkte das Gespräch auf ernste und bedeutende Gegenstände ein. Dem Hausherrn zur Seite ging die milbernde Freundlichkeit der treuen Lebensgefährtin. Und wie sie die Sorgen vom Gemüthe des Gatten zu scheuchen wußte, so sorgte sie für harmlose Fröhlichkeit in ihrem Hause. Die Gefährten der Mannesjahre schieden einer nach dem andern aus der Wallfahrt des Lebens.

Bereits seit Müllers Tode 1878 war Jacobi der Senior der Fakultät. Es ward einsamer um ihn her. Doch herrschte im Schoß der Kollegen der freundschaftlichste und geselligste Verkehr. Mit dem Hause des Kurators, späteren Konsistorialpräsidenten, Roedenbeck, dem Manne, der juristische, theologische und humane Bildung in seltenem Maße vereinte, knüpften sich innige Bande. — Schon befand sich Jacobi in jenem Lebensalter, welchem Pietät und mancherlei Ehren wie ein natürlicher Tribut zufallen. Er hat Würden und Titel allzeit als etwas behandelt, worauf der Gottesgelehrte keinen Wert legen müsse. Dem Charakter eines Konsistorialrats, den das Fest der Vereinigung Magdeburgs mit der Krone Hohenzollern 1880 ihm eintrug, zog er den Charakter des Professors p. o. mit einem gewissen akademischen Stolz vor, setzte auf seine Bücher keinen anderen Titel, als den des theologischen Lehrers. Als ihm neben einem preussischen Orden, wegen seiner Teilnahme an den Kandidatenprüfungen in Dessau die Romthurin insignien des Hausordens Albrechts des Bären verliehen wurden, richtete er folgendes charakteristische Dankschreiben an den Herzog von Anhalt: Indem er das Zeichen der Huld nur im Namen seiner Kollegen anzunehmen versichert, schätzt er sich mit diesen glücklich einer Landeskirche amtlich verbunden zu sein, „welche schon in der Zeit der Reformation durch ihre Landesfürsten von hoher Wichtigkeit für die ganze evangelische Kirche geworden ist, und welche neuerdings in der Durchführung der Union den Beweis geliefert hat, daß sie in dem evangelischen Christentum das Gemeinsame höher achtet, als das Unterscheidende, Eintracht in der Zusammenstimmung zu jener höher, als die Scheidung durch die Besonderheiten . . .“

Eine herzlichere Freude bereitete dem alternden Lehrer das Ehrenphilisterium, welches an seinem siebenzigsten Geburtstag der studentische Gesangverein „Friedericiana“ und etwas spätere „Bingolf“ und „Luisconia,“ die christlichen Verbindungen, ihm antrugen. Gern weilte er auf ihren Festkommercen, trotz Hitze und Tabakrauch. Seine launigen Ansprachen und freundlichen Ermahnungen werden manchem der Kommilitonen in

Erinnerung sein; wie er aus ihrem Kreise mit besonderem Vergnügen einmal ein Schwert nach Hause trug, das Symbol seines Kampfs gegen Rom, ein anderes Mal einen Miniaturstuhl, die „sella docilis“ mit humoristischer lateinischer Widmung:

Fratres maxime amemus
Hunc philistrum celebrem
Et amoris signum demus
Sellam quasi docilem. —

Mögen die, welche Zeichen ihrer Liebe noch über den Tod hinaus dem Lehrer auf das Grab gelegt haben, wissen, daß sie einem, der sie väterlich liebte und nach seiner Bescheidenheit der Gegenliebe wenig sich versah, in tiefster Seele wohl gethan haben.

* * *

Wohl war es um den Abend Licht. Und doch ist Friede erst nach dem letzten Streit und Strauß! Auch ihm blieb nicht erspart, durch die dunkle Pforte großer Trübsal in das Reich Gottes einzugehen. Bereits im Sommer des Jahres 1887 schrieb die besorgte Mutter den Kindern, daß ein Wurm an dem edlen Stamm nage. Ein Blasenleiden zeigte zunächst nur seine beängstigenden, noch nicht seine schmerzhaften Symptome. Er arbeitete unermüdet. Sein letzter Aufsatz war eine Abhandlung über die Euchiten für die Zeitschrift f. hist. Theologie. Harnack's Dogmengeschichte trägt am Rand die Zeichen eingehendster Beschäftigung. Aber die Schmerzen nahmen überhand und eine Kraft nach der anderen sank dahin. Es folgte der trübe Winter 1887/88, welcher der hallischen Fakultät ihre Zierden, dem Freund die Freunde raubte; Schlottmann lehrte, ein sterbender Mann, aus dem Süden heim und ging hinüber wie ein Träumender am 7. November. Niehm stützte beim Empfang der Todesnachricht das müde Haupt auf den Tisch und sprach ahnend: „Der Nächste werde ich sein!“ Das Jacobische Haus war in dreifache Trauer gehüllt: Bereits im Frühjahr waren zwei Schwestern dem Bruder vorausgezogen. Er selbst wanderte nach wie vor zur Universität; erst mit dem

Schluß der Vorlesungen, am 8. März, gab er der Wucht der Leiden nach. Des greisen Kaisers gottseliges Ende predigte auch ihm wie so vielen Kreuzträgern. Aber merkwürdig: die Politik, die Zeitungen, denen er sonst das lebendigste Interesse geschenkt hatte, versagten gänzlich ihre Anziehungskraft, der Leidende mochte aus der Welt nichts mehr hören. Noch einmal schien mit den erwachenden Frühlingslüften ein Aufatmen vom Leid beschieden zu sein. Er ließ sich an „die Trothaischen Felsen“ fahren, und warf von ihrer Höhe einen Scheideblick auf das gesegnete Saalthal, die Stätte seines Jünglingsstrebens, seines Manneswirkens. Ringolviten, aus den Ferien heimgekehrt, zogen fröhlich singend den schmalen Saumpfad längs der Berge vorüber. Sie grüßten den greisen Lehrer. — Unmittelbar darauf kehrten die Anfälle der Krankheit mit erneuter Heftigkeit zurück. Gegen Ende April rieten die Ärzte zur Überführung in das Diakonissenhaus, weil nur ärztliche Hilfe zu jeder Stunde die Leiden ein wenig zu lindern vermöge. Da lag er nun in der Herberge christlicher Barmherzigkeit, an welcher er einst mitgebaut hatte, und dies praktische Werk des Theologen trug ihm noch köstliche Frucht, als Wissenschaft und Gelehrsamkeit den todmüden Geist flohen. Die reinste und reichste Blüte evangelischen Christentums — während viel andere Werke der Innern Mission nur Nothelfer der Armut unserer Kirche sind, — erquickte den Sterbenden mit der Narbe zarter Liebe. Die Hände der Schwestern verbanden sich mit denen seiner Nächsten, seiner Frau und seiner Tochter, zu unermüdblichen Samariterdiensten. Wenn die Gewalt der Krankheit den noch allzukräftigen Körper riß, sandte er seine Pflegerinnen aus dem Zimmer, aus welchem nur gedämpft sein Seufzen und sein Klagen ertönte. Wenn aber der Abend die Seinigen heimführte, um jeden Morgen betrübt in das Diakonissenhaus zurückzukehren, dann hatte man sein Geschrei durch die stille Nacht auf der Straße vernommen: Ein christlicher Held der Liebe beherrschte er sich ihnen gegenüber, hatte auf ihre Frage nach dem Befinden der Nacht nur die eine Antwort: „Ach elend, — elend!“

Die Freunde und Kollegen umstanden sein Lager. Der treue Senior seines Seminars umkreiste bis tief in die Dunkelheit das Haus, eine Nachricht von dem Kranken zu erhaschen. In Momenten der Ruhe sprach er mit Pastor Jordan in gewohnter ernster und Anteil nehmender Weise. Einmal äußerte er zu ihm: „Immer tiefer hinein in die heilige Schrift, dann wird man immer einfältiger!“ Den Eindruck einer geweihten Persönlichkeit nahm jeder von dem Kreuzträger hinweg.

Am 27. Mai feierte die Anstalt zum einunddreißigsten Male das Fest ihrer Stiftung. Brünstige Fürbitte breitete in der Gemeinde das Leid des kranken Gründers des Hauses vor dem Herrn aus. Nach dem Gottesdienst zog der Chor der Schwestern vor seine Thür, bereit seine Seele mit ihren Gesängen zu erquickten. Er bestimmte seine Lieblingslieder: „Jerusalem, du hochgebaute Stadt;“ „Jesus meine Zuversicht;“ „Wer ist wohl wie du.“ Den Tag darauf, als schon die Spuren der nahenden Auflösung und Erlösung sichtbar wurden, empfing er mit den Seinen das heilige Abendmahl. Jordans Beichtreue unterbrach er mit dem Seufzer aus der Tiefe: „Ja, ich bin ein großer Sünder von Jugend auf gewesen, aber ich glaube an Gnade, — Gnade!“ — Hierauf nahm er von manchen Freunden Abschied. Dem Senior des Seminars, Menzel, trug er die letzten Grüße an seine „lieben Studenten“ auf. Inzwischen waren seine Kinder herbeigerufen worden. Mit ritterlicher Handbewegung begrüßte er noch die geliebte Schwiegertochter. Auf die Trostworte des Sohnes aus der Bibel flüsterten die verlöschenden Lippen ein „Dank, — Dank!“ Aber noch bis um das Morgenrot des 31. Mai währte das Ringen, in welchem nur der Geist vertrat mit unaussprechlichem Seufzen. — — —

Ein wunderbarer Glanz des Friedens legte sich über die Züge des Überwinders und etwas Hoheitsvolles schwebte auf dem eblen, durchgeisteten Antlitz, verkündend, daß der Tod verschlungen sei in den Sieg. Die Vorzeichen der Verklärung, welche die Hausgemeinde erhoben, wichen nicht, bis der Sarg geschlossen und in der freundlichen Kapelle aufgebahrt wurde.

Die abendliche Feier am Freitag den 1. Juni gehörte der Familie, dem nächsten Freundeskreis. Pastor Jordan richtete die tiefgebeugte und doch im Glauben starke Witwe und die Kinder auf mit dem Trostwort der Schrift: „Herr bleibe bei uns, denn es will Abend werden;“ mit dem Verheißungswort, das an seinem Sterbelager laut wurde: „Vater ich will, daß, wo ich bin, auch die bei mir seien, die du mir gegeben hast;“ und sprach, selbst als ein dankbarer Schüler, zu den Freunden das Dankeswort: „Gedenket an eure Lehrer, welche euch das Wort Gottes gelehrt haben; welcher Ende schauet an und folget ihrem Wandel nach.“ Noch einmal stimmte der Schwesterchor seine Lieblingslieder über der friedlich schlummernden Hülle an.

Der dritte Tag gehörte der akademischen Feier. Der gottesdienstliche Raum faßte die Menge der Teilnehmenden nicht, die aus der Stadt und Umgegend herbeigeeilt waren. Zu ihnen rebete D. Beyßschlag über Off. 2,10 von der Treue als der Richtschnur des Lebens des Entschlafenen, in großen Zügen das Bild des Kirchenhistorikers und Dozenten, des Hausvaters und Freundes entwerfend, unter besonderem Hinweis auf „das Zwillingsgestirn, die beiden, die täglich den Bund ihrer Jugend erneuten und in den Tagen des Alters und Leidens ein jeder für den andern besorgter waren als für sich selbst; bis der Tod sie trennte, um sie nach kurzer Frist neu zu vereinen.“ — Hierauf nahm D. Hering das Wort, welcher aus einem Schüler zum innig befreundeten Kollegen des Heimgegangenen geworden war, um anknüpfend an das Wort Hebr. 13,7, die „Kunst der Liebe“, das Erbteil Neanders, zu rühmen, mit welcher der Schüler des großen Lehrers die eigenen Schüler an das Herz des einigen Meisters und Mittlers durch Wort, Wandel und Leiden gezogen habe. —

Der Sarg ward aufgehoben. Die studentischen Korporationen neigten zum letztenmal ihre Fahnen zum Gruß. Der Trauerzug begab sich auf den nahen lieblichen Neumarktskirchhof. Dort, im Schatten der Kirche neben Leo, Herbst, Schlotmann betteten sie ihn zur Ruhe. — Zwei gleiche Kreuze aus schwarzem Marmor bezeichnen die Gräber der

Freunde, auch im Tode nicht geschieden. Schlotmanns Kreuz trägt den selbsterwählten Trost des alttestamentlichen Dulders Hiob: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt.“ Des Kirchenhistorikers Spruch weist triumphierend über Zeit, Leid und Tod hinaus: „Unser Glaube ist der Sieg, welcher die Welt überwunden hat.“

Druckfehler.

Seite 103, Zeile 15 von oben nach dem Worte „verfehlt“ das Komma fort.

Seite 103, Zeile 3 von unten Zuhörer statt Zuhörer.

Seite 105, Zeile 12 von oben Zuhörer statt Zuhörer.

In gleichem Verlage erschien ferner:

Dieffenbach, D. G. Chr. Evangelische Sandagende.
3. vermehrte Auflage. 2 Bände. 8°. Geh. 6,80 *M.*,
geb. 8,40 *M.*

Löber, D. R. Das innere Leben. 2. Auflage. 8°. Geh. 6 *M.*,
geb. 7,50 *M.*

Majer, Dekan in Biberach. Bist Du ein Geistlicher?
2. vermehrte Auflage. 8°. 2 Theile. Geh. 4,20 *M.*,
Geb. 5,20 *M.*

Martensen, D. S. Hirtenpiegel. Ordinationsreden.
2. Auflage. 8°. Geh. 3 *M.*, geb. 4 *M.*

Müller, Chr. Evangelisches Hirtenbuch. 2. vermehrte
Auflage. 8°. 2 Bände. Geh. 6,60 *M.*, geb. 8,40 *M.*

Römheld, Dr. C. J. Theologia sacrosancta. Grund-
linien der biblischen Theologie. 2 Bände. 8°. Geh. 17 *M.*,
geb. 21 *M.*

Wohlfahrt, B. Perikopen- und Textbuch. Aus den vor-
handenen Perikopensystemen zusammengestellt. 2 Theile.
8°. Geh. 5,20 *M.*, geb. 6,40 *M.*

Zahn, D. Die natürliche Moral. 8°. Geh. 3,60 *M.*
— Glaubensgewißheit und Theologie. 8°. Geh. 2 *M.*

Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre. 8°.
Geh. 4,50 *M.*, geb. 6 *M.*

THE BURKE LIBRARY

W. W. W.

5 0237 020



